MASTER NEGATIVE
NO. 93-81405-7

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

PUSTKUCHEN, JOHANN FRIEDRICH WILHELM

TITLE:

WILHELM MEISTERS WANDERJAHRE

PLACE:

QUEDLINBURG UND...

DATE:

1821-1822

Master Negative #

93-81405-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

SPECIAL COLLECTIONS
B833G55
Y534
1821 [Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm]
1793-1834.
Wilhelm Meisters wanderjahre. Quedlinburg, G. Basse, 1821-28.
5 v. in 4. 16cm.

First edition.
A parody by Pustkuchen on Goethe's work with the same title. Cf. G. H. Lewes: Life of Goethe, 2d ed., v. 1, 1864, p. 303; also Brit. Mus. Cat., and Karl Goedeke: Grundrisz zur

(Continued on next card)

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5/13/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

Master Negative #
93-81405-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

SPECIAL COLLECTIONS
B833G55
Y534
1821

[Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm]
1793-1834. Wilhelm Meisters wanderjahre.
1821-28. (Card 2)

geschichte der deutschen dichtung, v.4[3], 1912,
p. 436.

GT7
P97

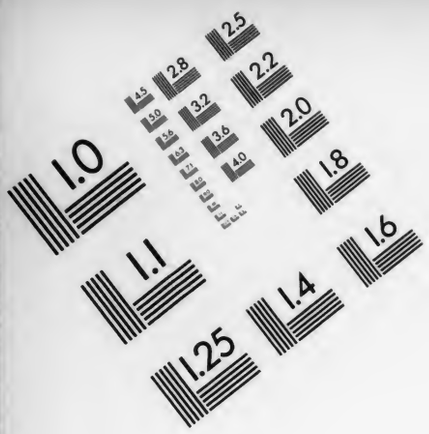
Copy in General Library, v.1-3, 1821-22.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 5/13/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

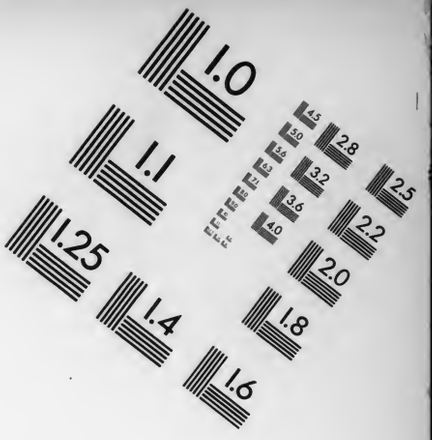
VOLUME 1

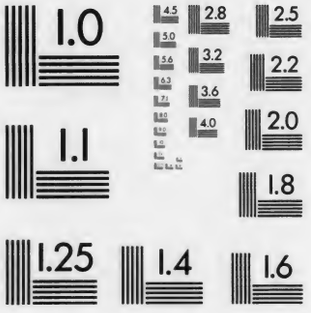


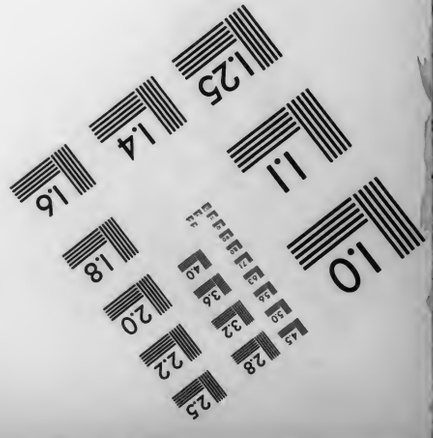
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

GUSTAV E. STECHERT
828 Broadway
NEW-YORK.

Class GT7 Book P97
Columbia College Library
Madison Av. and 49th St. New York.
Beside the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On pag*

J. F. W. Pustkuchen

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Quedlinburg und Leipzig 1821,
bei Gottfried Basse.

GUSTAV
828
NEV

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

105046

Erstes Capitel.

Im aufbrechenden Frühlinge, zu der Zeit, wo die nächtlichen Reife aufgehört haben und alle Waldungen, außer den Eichen, schon vollkommen belaubt sind, finden wir unsern Freund einige Tagereisen weit von dem Schlosse, wo wir ihn zuletzt ließen, auf der Wanderung. Er hatte keine sehr lebhafte Neigung gefühlt, seinen bestimmten Reisegefährten, den Marchese Cipriani, bald einzuholen, und deshalb einen ziemlich an-

sehnlichen Umweg gemacht, um die schönsten Wochen des Jahres ganz frei und in einer ihm noch unbekannten, gebirgigten Gegend zu genießen. Nach den vielfachen und größtentheils nicht sehr angenehmen Verwickelungen, in welchen er sich die letzten Monate hindurch unter Bekannten und Freunden befunden hatte, that es ihm wohl, sich einmal mit seinem Kinde allein zu wissen, und alle kleinere Entschlüsse und Vorsätze, wie sie eine Reise veranlaßt, nach seiner eigenen Wahl einzurichten.

Später, als billig, hatte er sich nun dem Schlosse zugewendet, auf welchem er den Marchese anzutreffen vermuthen konnte. Es gehörte einem Verwandten der Familie, in die er selbst einzutreten sich Hoffnung machte, und sowohl der Marchese, als er

selbst, hatte Briefe an denselben mitgenommen.

Eben befand er sich in einem sehr ausgedehnten Buchenwalde. Ein milder Regen hatte das junge Laub getränkt. Der Himmel war wieder heiter und eine sanfte Luft regte mit leisem Rauschen die obersten Zweige. Der Knabe, von einem alten Bauer gehütet, der zugleich als Wegweiser diente, ritt auf einem Esel. Er war durstig und, wie es schien, des Reisens müde. Wilhelm versprach ihm, daß sie noch heute an einen Ort kommen würden, wo sie einige Tage blieben; und der Alte sagte, daß es bis zu Ende des Waldes nicht mehr gar zu weit sey und daß gerade am Abhange, wo der Weg sich in das offene Thal hinunter wende, ein ganz klares und gesundes

Wasser gefunden werde. Dadurch wurde das Kind leidlich beruhigt, und endlich lichtete sich vor ihnen das Dickicht und eine helle Niederung blickte durch die immer größeren Oeffnungen der Zweige. Gleich darauf waren sie auf dem versprochenen Ruheplatze, wo ein heller Brunnen aus dem Moose hervor quoll und über graue Steine in das nun aufgedeckte Thal hinab rann. Der Alte hob den Knaben von seinem Thiere und band dieses an einen Baum. Das Moos war trocken; in dem Korbe befand sich noch etwas zu essen. Man lagerte sich behaglich nieder, und kaum hatte Felix seinen Durst gestillt, als er auf das Knie seines Geleitsmannes gelehnt, in Schlaf sank.

Wilhelm beschloß, ihn ausruhen zu

lassen, und damit die Gespräche des alten Bauers ihn nicht stören möchten, stand er auf und ging ein wenig seitwärts. Der unvermuthete Anblick einer der schönsten Aussichten hatte ihn überrascht. Vor ihm lag ein Thal, so weit, daß es fast eine Ebene zu nennen war, und dabei so einladend, wie sie auch an der Scheidung der flachen und der Berg-Gegenden selten gefunden werden. Es machte gerade an der Anhöhe, auf welcher er stand, eine starke Krümmung, so daß er in zwei weite Arme desselben, rechts und links, stundenweit hinaus sah. Helle Wiesen mit reinlichem Vieh gefüllt, mit weißer Leinwand belegte Bleichen, große Dörfer, umringt mit Obstbäumen, die eben in der Blüthe standen, braune Aecker, kleine Gebüsche, einzeln liegende Mühlen und verschiedene nette

Landhäuser lagerten sich in angenehmer und reicher Mannichfaltigkeit um einen ansehnlichen Fluß, der die ganze Länge des Thales durchströmte und sich rechts in eine ferne, freie Ebene verlor, aus deren blauem Nebel viele Thürme eine größere Stadt andeuteten. Und wie Hüter des vielen, friedlichen Eigenthums standen zu beiden Seiten, weit aus einander gerückt, die dunkeln Bergreihen mit ihren bald zackigen, bald felsig abschüssigen, zum Theil mit Wald bewachsenen Gipfeln, von denen hin und wieder ein altes Gemäuer herab sah. Ueber das Ganze hatte der Frühling eben in diesen Tagen des Jahres zum erstenmale seinen vollen Zauber ausgebreitet.

Das lange, aufmerksame Anschauen der reizenden Gegend verlor sich bei unserm

Freunde unbemerkt in Nachdenken. Lag in den lebendigen Bildern, welche ihm der beginnende Frühling so reizend und doch so flüchtig vorüber führte, in der dunkeln Erinnerung an frühere Frühlinge, lag in der Luft, in der Einsamkeit, die ihn umgab, in der Erwartung neuer, noch unbekannter Auftritte und Begebenheiten das verborgene Etwas, welches seine Natur aufregen und, wie es schien, zu andern Tönen und Schwingungen umstimmen wollte? Er wußte es selbst nicht und konnte eben so wenig über das Wesen der Empfindungen klar werden, die in ihm sich mischten. Schon seit dem Anfang seiner Reise hatte etwas in seinem Herzen gearbeitet, das dem gleichzeitigen Triebe in der ganzen Naturwelt nicht unähnlich war. In Lagen, wie die seinige, wenn man von

allen frühern Bekannten geschieden, in einer durchaus fremden Umgebung und gleich einer von dem ursprünglichen Orte versetzten Pflanze ist, fällt es uns sehr leicht ein, uns selber zu untersuchen, unser früheres Benehmen zu richten, wir sind dann an Vorsätzen, vieles zu ändern, nicht sparsam; desto seltener begegnet uns dieses in einem lebhaften, schon seit lange bestehenden Verkehr mit der Welt, wo es uns unstreitig viel mehr Vortheil bringen würde. Lange hatte Wilhelm sich durch den Entwicklungsgang seiner Begebenheiten und durch die Einwirkung überlegener Menschen bestimmen lassen: nun war er sich selber gleichsam wiedergegeben. Alle vor dem eigenen Urtheil noch nicht erledigte Vorfälle drängten sich immer lebhafter vor seine Seele.

Wir werden unsere Leser am besten mit der Fortsetzung der Schicksale unsers Helden vertraut machen, wenn wir seine Gedanken über sich selbst etwas umständlicher mittheilen, damit auch sie es bemerken, wie ein neuer Abschnitt in seinem Leben durch den Anfang seiner Wanderung veranlaßt wurde. Wir fassen dabei alles dasjenige zusammen, was er schon seit verschiedenen Tagen überdacht und, wie er meinte, herausgefunden hatte.

Zweites Capitel.

Daß in seiner früheren Jugend zu einem in sich zusammen hangenden und wie ein schöner Bau durch Festigkeit und Symmetrie sich auszeichnenden Leben gerade nicht der beste Grund gelegt sey, gestand er sich ohne Mühe. Er war weder zum Kaufmann, noch zum Schauspieler, noch auch zum gebildeten Gutsbesitzer und eben so wenig zu einem tüchtigen Menschen überhaupt erzogen. In den Jahren, wo hier-

zu das Nöthigste gethan werden muß, hatte der Wille seines Vaters, der ihn den Geschäften bestimmte, und seine eigene Neigung, die ihm dem Schauspiele zuzog, ihn bereits zwischen zwei Einzelheiten getheilt, die so wenig zu einander paßten, als für sich oder gemeinschaftlich das eigentlich Menschliche edel und vollständig entwickeln konnten. So blieb vornehmlich die Kraft, sich selbst zu bestimmen und seinen Willen nicht bloß vor Menschen offen darzulegen, sondern auch in schwierigen Verwickelungen durch Besonnenheit oder Festigkeit durchzuführen, weit zurück. Es war die Neigung, welche ihn zur Bühne zog; aber die Heimlichkeit, womit er sie verbarg, hatte ihm die Schwäche voraus verkündigen können, mit welcher er sie nachher Jahre lang unterdrückte, dann zufällig wieder auffaßte,

und eben so planlos und gegen seine Verwandte versteckt begünstigte, als leicht wieder aufgab. Er sah sich selbst in den Fernen seiner Vergangenheit in einer dreifachen Gestalt, die durch keine geistige Einheit sich verbinden ließ. Die Beschäftigungen, die Studien, die Verbindungen des Kaufmannes waren ganz andere, als die des Schauspielers; jene hatten ihm diese nichts erleichtert, sie hatten sich nicht gleichsam nur umgeformt und amalgamirt. Und jetzt, nachdem er jene, wie diese, aufgegeben hatte, fand er in beiden nicht genug Stoff, um einen neuen Plan darauf zu gründen. Er mußte sie fahren lassen, ohne eben Gewinn davon ziehen zu können. Denn die Erfahrungen, die er durch sie etwa gemacht haben mochte, kamen ihm selbst sehr unbedeutend vor, wenn er abrechnete, wie vieles der Fortgang unsers Lebens in jeder nur denkbaren Richtung uns an solchen Klugheitssätzen einzusammeln Gelegenheit giebt.

Nein, sagte er zu sich selber, ich bin so wenig für die Kunst berufen, wie ich für die Beschäftigungs- und Lebensweise meines Schwagers auch noch jetzt den rechten Sinn finden könnte. Wem die Kunst nicht das Höchste ist, der thut auch Unrecht, sich für ihren Jünger zu halten, und wer um der Liebe zu einem Mädchen die Liebe zu ihr vergaß, der mußte sie auch wieder verlassen, da man nur die Mühe anwandte, ihn davon weglocken zu wollen. Aber wenn dieses alles leider wahr ist, welches Leben liegt denn jetzt vor mir? Soll ich, wie Jarno, wie der Abbé, oder wie Lo-

thario leben? Wird sich zu dem Militairstande je meine Natur eignen, oder die Thätigkeit des Gelehrten oder des Staatsmannes je nach allen versäumten Vorbereitungen von mir recht begreifen und lieb gewinnen lassen? Und ist es nicht dünkelhaft, das Leben eines Standes copiren zu wollen, in dem man geboren seyn muß, um in ihn hinein zu passen, und habe ich nicht selbst schon mehrmals Gelegenheit gehabt, die Lächerlichkeit und das unglückliche Loos derer zu beklagen, die sich in denselben hinein drängten? Und wird es mir je in dem Maße, wie Lothario'n, möglich seyn, ein solches einförmiges Leben mit interessanten Verwickelungen zu durchflechten, oder mit der selbstgeschaffenen wunderlichen Thätigkeit zu würzen, wie er und seine Freunde? Nein, nie! Es fehlt mir dazu

an Energie, an Sinn und auch wohl an Kälte.

So weit führten ihn seine Gedanken über sich selbst, sein früheres und künftiges Leben und den eigentlichen Gehalt desselben. Aber wenn ihn diese Betrachtungen schon beschäftigten, ja nicht wenig beunruhigten und eigentlich quälten, so blieb er doch nicht bei ihnen stehen. Die Menschen, mit welchen er umgegangen war, die auf ihn nur einigen Einfluß geäußert hatten, selbst seine Eltern in der Jugend und die unbedeutendsten Subjecte unter den Schauspielern mußten sich seinem Urtheil unterwerfen. Er hatte dabei gar nicht die deutliche Absicht, sich selbst zu entschuldigen, indem er so viele, die es gewiß nicht vermutheten, anklagte; vielmehr eiferte er gegen

sich selbst nicht weniger. Werner war ihm zu beschränkt und zu herzlos, Laertes zu gewöhnlich, Melina von einer Klasse, die man am besten nach dem ersten Gespräche mit ihnen aufgiebt, Serlo nur klug, nicht gebildet, alle Schauspielerinnen entweder verschroben oder niedrig. Aber diese alle konnten es für ein Glück halten, daß er sie als wie unter seinem Standort achtete, und darum mit einer unwillkührlichen Großmuth ihre vielen Gebrechen mehr bedauerte, als haßte. Aber mit eigentlicher Bitterkeit, die immer mehr stieg, je mehr seine Erinnerung sich die Einzelheiten der verflossenen Monate zurück rief, urtheilte er über die meisten von denen ab, die er erst unlängst verlassen hatte. Das Gefühl, ja die immer deutlichere Ueberzeugung, daß sie ihn wirklich an Klugheit und Erfahrung

übersahen, und daß sie dieses selbst zeitig genug bemerkt und eben nicht zu Erheiterung seines Lebens, vielmehr sehr willkührlich und vielleicht bloß zu ihrem Vortheile benutzt hatten, brachte ihn eigentlich auf. Man bequemt sich nicht leichter, Andere nach dem Maß ihrer sittlichen Reinheit zu messen, als wenn dieses Maß uns die Beschämung vergütet, welche sonstige Vorzüge derselben uns aufdringen. Es lag eben nicht in Wilhelms Gemüthsart, wie überhaupt nicht in der Art unausgebildeter und unbefestigter Charaktere, sich und Andere nach den strengen Foderungen des ewigen Rechten zu beurtheilen. Aber es war ihm nicht genug, an Jarno die unfreundliche Schroffheit seiner Aeußerungen, oder an Lothario die Unvorsichtigkeit seines Leichtsinnes zu tadeln; er empfand lebhaft das

Unwürdige des allgemeinen Benehmens gegen ihn, der als ein Gast in voller Freiheit zu ihnen gekommen war und verschiedentlich selbst Anspruch auf Dankbarkeit machen zu können sich bewußt war. Daß sie ihn als Schüler in der Schule des Lebens angesehen und behandelt hatten, daß der Schein ihrer Freundschaft nie eine durchzufühlende Kälte zu entfernen gewußt, daß sie mit ihrer geheimen Gesellschaft, durch die er weder in Erfahrungen, noch in ihrem Zutrauen weiter gekommen, ihn mystifizirt, daß sie ihn in seinem Verhältniß zu Theresen neben Lothario'n für unbedeutend geachtet und über sein Leben ganz willkührlich, ohne ihn nur zu Rathe zu nehmen, Plane geformt hatten — das alles, mit allen dazu gehörigen Einzelheiten und gravirenden Umständen, sagte er sich

selber wiederholt vor, und kam dadurch ungefähr in das nämliche Pathos, mit welchem er Aureliens Brief nach Lothario's Schlosse gebracht. Aber er war jetzt selbst der Gekränkte; er mußte es eingestehen, daß sie ihn nicht nur hatten täuschen wollen, sondern daß er wirklich mehrfach getäuscht war. Und was war natürlicher, als daß er jetzt länger in der Stimmung blieb, die sich damals so leicht verlor?

Ich hätte gleich zu Anfang vorsichtiger und zugleich kühner seyn sollen, sagte er. Was war es denn eigentlich, was mich umstimmte, was mir andere Gedanken eingab? War das etwa dazu geeignet, daß Lothario gerade damals so beschäftigt war wegen des Zweikampfes? Und warum kämpfte er? Wofür focht denn der edle,

bewunderte Mann? Für die Unschuld, oder für das Vaterland, oder das Recht? Nein, wegen eines zweiten Liebeshandels mit einer Ehefrau! Und war er dadurch etwa klüger worden? Erweckte die Gefahr etwa in ihm eine ernstere Würdigung des Lebens? War nicht zugleich mit mir in jenen Tagen die arme Lydie in seinem Hause, die, wie verwahrloset sie immer seyn mochte, doch wenigstens nicht verdiente, betrogen zu werden? Und welche saubere Geschichte, wodurch sein Verhältniß zu Theresen gestört wurde! Wahrlich ein Mensch, der es werth war, daß ich dagegen für nichts geachtet, daß mein Anspruch daneben für ungültig angesehen wurde! Und doch ist eben dieser Lothario unter ihnen allen noch der leidlichste. Denn der Abbé zum Beispiel. Sollte ihn die Schaam nicht an dem Sar-

kosage meiner Mignon zu Boden geworfen haben, wenn er dachte, daß er derselbe sey, welcher um alle Zügellosigkeiten des Lothario wissend, kein Wort des Ernstes in dem Geist seines Standes oder nur in seinem eignen Herzen zu finden weiß, der sich erniedrigt, um wie ein Kuppler die Lydie zu rechter Zeit zu entfernen, und die Briefe nicht spart, um einem unverzeihlichen Fehltritte Lothario's in der Schweiz recht genau nachzuforschen? Pfui über eine solche Bildung, die so wenig den Schmutz zu unterscheiden weiß! Und Jarno, der so hochfahrend mich als einen Knaben behandelte, ist er nur ein Weniges besser? Sind das die Menschen, welche es übernehmen dürfen, andere erziehen und lenken zu wollen? Sie, die weder durch irgend eine große und richtige Ansicht der menschlichen oder der

Volksverhältnisse, noch durch irgend eine viele Verwirrungen aufhellende oder ersparende Wahrheit, noch durch irgend eine geregelte, segnende Thätigkeit für Andere, die weder durch sittlichen Adel, noch durch Begeisterung für irgend etwas Würdiges ihre Anmaßungen gerechtfertigt haben, die selbst noch der Erziehung so sehr benöthigt sind, durften sie es wagen, sich den Lehrbrief auszuschreiben oder ausschreiben zu lassen, und sich nun für Meister zu halten? Nein, mich sollen die sublimen Sentenzen, die mir vorgelesen wurden, nicht weiter irre machen. Ich preise mich selber glücklich, daß ich aus ihrer Mitte herausgetreten bin, und mein guter Schutzgeist bewahre mich davor, daß ich je von irgend einem unter ihnen das Ebenbild werde! — Er zog den Lehrbrief aus seinem Busen und las die ersten Sätze

durch. Unverständige, hochfahrende und doch nichts bedeutende Phrasen! rief er aus. Sie sollen mich nicht weiter irre machen! Er machte Anstalt, ihn zu zerreißen. Da fiel ihm ein, daß es wenig helfen werde, indem er doch wahrscheinlich im nahen Umgange mit jenen Männern seine Tage zubringen müsse. Er hielt inne und sann über seine Zukunft nach. Es dünkte ihm, als ob sie selber wenig auf ein künftiges vertrauliches Verhältniß gerechnet hätten. O, es ist immer wahrscheinlich genug, sagte er, daß ich ihnen auch dazu nicht so ganz nach ihrer Form bin, daß auch da die Klugheit ihre schmuzigen Hände hineinstreckt! Was kümmert sie Nataliens Erklärung, was mehr, als Theresens noch weit bündigere? Und was werde ich in der Abwesenheit ihren feinen Wendungen, An-

deutungen, Winken und Beredungen entgegen stellen können, wenn sie daran arbeiten, die erst so lose geknüpfte Verbindung wieder zu trennen? — Ach, Natalie, mußte ich dich denn gerade unter diesen Menschen finden?

Wenn wir diesen unzufriedenen Gedanken unsers Freundes, die wir für jetzt nicht weiter verfolgen wollen, auch nicht ganz beistimmen können und mögen; so ist es doch gewiß, daß sie nicht durchaus unrichtig waren, sondern ihre Veranlassung allerdings in dem Benehmen hatten, welches man sich nur zu lange gegen ihn erlaubt. Wir erinnern uns, daß er das Unbefugte, welches in diesem Benehmen lag, schon früher öfter fühlte, und man wird es ihm schwerlich verargen, wenn er

sein Urtheil über mehrere, sonst gewiß nicht ganz unbedeutende Menschen darnach vornehmlich bestimmte. Wenn er aber in einzelnen Umständen und Deutungen zu weit ging, so mag man das durch die lange Zurückhaltung seines Unmuths und durch die Einsamkeit, die selten zur Beruhigung über erlittenes Unrecht taugt, zwar erklären und durch die gleiche Strenge, womit er in seinem Mißmuth sich selber beurtheilte, sogar entschuldigen; aber es bewies doch immer, daß er seinen alten Fehler noch nicht abgelegt hatte, der ihn schon zu so vielen Irrthümern und Irrgängen ableitete. Uebrigens bedauern wir ihn wirklich; denn mußte er es sich nicht nothgedrungen selber gestehen, daß er diese Reise ganz eigentlich planlos angetreten; daß er selbst nicht sagen könne, durch

welche eigengewählte Beweggründe er von seiner Geliebten fortzuwandern bestimmt worden sey?

Drittes Capitel.

Ein Mann in bürgerlicher Kleidung unterbrach den trüben Gedankengang unsers Freundes, indem er unerwartet vor ihm stehend, mit einem zutraulichen Gruße ihn anredete.

„Sie scheinen diese überaus schöne Aussicht in den vollen Frühling nur mit einer sehr getheilten Aufmerksamkeit zu betrachten."

Wilhelm war verwirrt. Die mehr als mittlere Größe des Fremden, ein Paar hell eindringende Augen über einer römischen Nase, und die Würde des Tones, in welchem der Fremde sprach, neben dem Wohlwollen, was sich um seine Lippen ausdrückte, erregten seine Aufmerksamkeit. Zugleich aber wußte er nicht, ob der Unbekannte nicht schon länger neben ihm gestanden, ja nicht einmal, ob er nicht sogar einige seiner lauten Ausrufungen vernommen habe.

„Es gehört viel dazu," erwiederte er aufstehend, „um alle Erscheinungen der Natur jedesmal, wie unerwartet sie sich auch zeigen, doch mit dem Sinne zu betrachten, der sie ganz zu würdigen geeignet ist. Diese Landschaft zum Beispiel in der

Beleuchtung des beginnenden Abends, mit dem Ausdrucke der glücklichsten Ruhe in ihrer ganzen Ausdehnung verlangt, um genossen zu werden, ein Herz, das zugleich in sich selber nichts Störendes findet, ein Gemüth, das zugleich mit allen seinen eignen innern und geselligen Verhältnissen Ursache hat, zufrieden zu seyn."

„Sie urtheilen sehr richtig. Aber es scheint mir doch, daß eben Sie dadurch nicht abgehalten werden dürften, um diese Landschaft, die Sie vielleicht zum erstenmale sehen, mit einer heitern Aufmerksamkeit zu betrachten."

„Und doch vielleicht," sagte Wilhelm „Aber Sie werden wohl nicht vermuthen, daß eine weitere Unterhaltung hier-

über mich stimmen könne, gerade jetzt heiterer zu werden, als ich bin. Es scheint ohnehin Zeit, daß ich mein Kind wecke und an den Schluß meines heutigen Weges denke."

Er empfahl sich und ging an den Platz, wo der Knabe noch fest auf dem Schooße des Bauers schlief, der sich ebenfalls an den Stamm der Buche zurückgelehnt hatte und eingeschlafen war. Er rüttelte sie Beide wach; denn die Sonne hatte sich bereits merklich gesenkt. Der Alte erschrak heftig, wie er sich besann, daß er zu Abend noch wieder zu Hause bei seiner Frau zu seyn versprochen hatte, und trieb sehr zur Eile. Auch Felix ermunterte sich, der Bauer hob ihn auf das Thier und leitete ihn vorsichtig die Straße in das Thal hinunter.

„Es scheint, wir nehmen Beide denselben Weg," redete der Fremde Wilhelmen wieder an, als dieser in der Niederung sich links gegen den Strom hinauf wandte, wo er bei einem Bauer stehen geblieben war.

„Eine Zeitlang wenigstens," versetzte Wilhelm, „ich weiß aber selbst nicht genau zu sagen, wie lange, indem ich hier ganz fremde bin."

Der Bauer sagte, das Schloß, wohin er gedenke, liege hinter dem großen Dorfe, was man schon oben so deutlich habe sehen können. Er fragte zugleich den Fremden, ob man im Nothfalle wohl irgend wo werde

übernachten können, indem es ihm hart falle, nach eingebrochener Nacht durch den langen Wald zurückzuziehen.

„Sehr leicht," antwortete der Fremde. „Es ist ein für mich sehr angenehmer Zufall," wendete er sich gegen Wilhelm, „der uns hier zusammen führt. Ich wohne selbst auf dem Schlosse, welches Sie zu besuchen gedenken, und wenn ich nicht irre, so glaube ich unsern willkommenen Gast schon zu kennen. Sind Sie nicht Herr Meister? Und ist dieser schöne Knabe nicht Ihr Sohn?"

Wilhelm bejahte beides. Der Fremde erläuterte, daß der Marchese Cipriani schon vor mehreren Tagen bei ihnen gewesen sey, in der Hoffnung, seinen künftigen Reisege-

fährten daselbst zu finden, aber nach kaum zwei Tagen wieder abgereiset sey, weil er in einer der nächsten Residenzen zwei vornehme Landsleute gefunden habe, die in ähnlicher Absicht, wie er, sich im Auslande befänden. „Leider," fuhr er fort, „finden Sie gerade jetzt auch den Baron mit seiner Gemahlin nicht zu Hause. Sie sind ebenfalls abgereiset, um mit einer verwandten gräflichen Familie zusammen zu treffen und wegen eines ansehnlichen Verkaufes selbst zu unterhandeln. Indeß hoffen sie bestimmt, bei ihrer Zurückkunft Sie bei uns zu finden, und trauten es mir zu, daß ich Sie schon so lange werde festzuhalten wissen."

Es war der Hauptmann von Coucy, wie unser Freund im Verfolge des Gespräches erfuhr, mit welchem er so zufällig zu-

sammen getroffen war. Er übergab ihm einen Brief von dem Abbé, der einstweilen unerbrochen eingesteckt wurde, und gesellte sich nun zu ihm, um langsam hinter dem vorauf reitenden Knaben im Gespräche den Rest des Weges zurück zu legen.

„Sie finden," fuhr der Hauptmann fort, „auf dem Schlosse gegenwärtig nur die Tochter des Barons aus der ersten Ehe, Mathilde, ein sehr braves Mädchen, das Ihrer persönlichen Bekanntschaft erwartungsvoll entgegen sieht. Denn ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß wir wenigstens mit einem Theil Ihrer früheren Begebenheiten schon bekannt geworden sind, vornehmlich durch den Marchese, der uns durch die Geschichte seiner unglücklichen Nichte, die er mit vieler Theilnahme erzählte, nicht sowohl

unterhalten als gerührt hat. Der Baron und seine Gemahlin waren, wie ich so eben erwähnte, damals nicht gegenwärtig; indeß hat Mathilde den Vorfall ihrem Vater geschrieben, und wir erhielten erst heute noch von ihm einen Brief, worin er wiederholt darauf dringt, daß wir Sie bis zu seiner Zurückkunft bei uns fest zu halten suchen. Es ist leicht möglich, daß er Sie bereits früher persönlich kennen gelernt hat, und wenn nicht dringende Beweggründe Sie zur Eile zwingen, so werden Sie gewiß gern seine Wünsche erfüllen, wir aber werden alles Mögliche thun, um Ihnen das zu erleichtern."

Wilhelm äußerte sich auf diese Einladung verbindlich und war nur ungewiß, ob er des Marchese wegen einen solchen Ver-

zug von ungewisser Dauer sich erlauben dürfe.

„Wie mir scheint, ohne Bedenken," versetzte der Hauptmann. „Das nämliche, was ich Ihnen sage, erwähnte ich auch gegen ihn, und ich glaube nicht, daß er die Verspätung des Zusammentreffens sehr bedauern wird. Unläugbar fühlt er sich Ihnen aufs stärkste verpflichtet; dadurch bleibt es indeß noch immer unausgemacht, ob ein längeres und vertraulicheres Zusammenleben, wie es jede Reise fodert, für Sie Beide sehr reich an angenehmen und nützlichen Folgen seyn würde, da Sie durch Jahre, Stand, Ansichten und nationelle Eigenthümlichkeit doch vielleicht merklich unterschieden sind."

Was der Hauptmann hier aussprach,

hatte Wilhelm selbst schon heimlich gedacht und sich nur nicht deutlich zu gestehen gewagt, weil er sich vor dem eigenen Vorwurf der Unentschlossenheit, wie der Unbeständigkeit fürchtete. Aus keinem andern Grunde hatte er seine bisherige Reise so geflissentlich verlängert, als weil er in ihrer Freiheit einen Genuß empfand, den er nach so langer Entbehrung in der erwarteten Gesellschaft abermals zu verlieren fürchtete. Das ganze Benehmen seines neuen Bekannten, die Würde und Klarheit, welche in seinem Gesicht ausgeprägt schien, das reine Wohlwollen seiner Aeußerungen luden ihn eben so stark ein, in einen längeren Verzug zu willigen. Doch beschloß er bei sich, eine Erklärung darüber bis auf die nächsten Tage auszustellen.

Viertes Capitel.

Die Sonne senkte sich den Bergen zu und flammte mit blitzenden Lichtern in den, aus dem ruhigen Wasser aufsteigenden Nebel hinein und durch die neu begrünten, hin und wieder die Wiesen scheidenden Gebüsche und Lustwäldchen. Sie kamen an das schon aus der Ferne bemerkte weitläuftige Dorf. Die älteren Bewohner standen oder saßen fast überall ruhig vor

den Thüren und die Kinder haschten nach den tanzenden Mücken. Alle Häuser waren von außen sauber, mit weißen Wänden, und roth oder blau angestrichenem Gebälk und ohne die Nachbarschaft der Unreinlichkeit, wie in den meisten andern Dörfern unsers Vaterlandes. Vor manchen Wohnungen standen Bäume, und hin und wieder saßen gesunde und heitere Mädchen mit ihren Spinnrädern zusammen. Die jungen Bursche, die mit den Eggen vom Acker kamen, knallten mit den Peitschen und sangen dazwischen einzelne Verse: sie hatten alle einen starken Gliederbau und ein lebhaftes Auge, und manche von den Spinnerinnen sahen verschämt auf und grüßten sie.

Auch Wilhelm und der Hauptmann

wurden von allen Seiten her sehr freundlich und achtungsvoll, ohne alle unbeholfene Verlegenheit begrüßt; am meisten aber der Knabe von den Kindern. Wie Felix die vielen reinlichen umherspringenden Knaben und Mädchen sah, bekam er große Lust, von seinem Esel herabzusteigen und sich unter sie zu mischen. Er rief ihnen zu und sie liefen dafür neben ihm her. Der alte Bauer versuchte einige Male ein ernsthaftes Gesicht zu machen, weil er denken mochte, in dem Auftritte liege etwas für ihn Beschämendes. Aber das junge Volk mochte merken, daß es ihm damit nicht so ganz gemeint sey, und das Gefolge wurde immer zahlreicher. Die alten Männer und Frauen sahen lächelnd dem Gejauchze ihrer Kleinen um den schönen Knaben zu, der allen einzelnen, wie

längst bekannten Gespielen zunickte. — Die väterliche Freude, welche unser Freund bei diesem Auftritte empfand, stimmte ihn endlich heiter. Er sammelte alle freundlichen Blicke ein, die sich von beiden Seiten auf sein Kind hinrichteten. Ja, er hatte schon Lust, an einem für ihn so reizenden Orte ein wenig anzuhalten; aber sein Begleiter sagte ihm, daß das Schloß, welchem auch dieses Dorf zugehöre, schon ganz nahe sey und nur durch die Gebüsche des zwischen inne liegenden Parkes verdeckt werde. Man könne, bemerkte er, aus dem Anblicke dieses Dorfes abnehmen, daß der Baron ein sehr guter Herr für seine Unterthanen sey und überhaupt, daß es nur einer liberalen Behandlung bedürfe, um auch dem Stande der Landleute eine schönere Außenseite zu geben.

Wilhelm stimmte darin von Herzen ein. Er bemerkte, daß er sich nicht erinnern könne, in irgend einem Dorfe so viel Ausdruck in den Gesichtern gefunden zu haben. In den meisten gelte noch das, was ein alter Schriftsteller von den Germaniern seiner Zeit bemerke, daß sie insgesammt sehr robust, aber durch eine unbestimmte Gleichheit der Züge fast alle sich wie Geschwister ähnlich sähen. Hier aber finde er wirklich die größere Bestimmtheit der Physiognomie, wie sie meist nur den Städten eigen sey, mit der dem Landleben eigenthümlichen kernigen Gesundheit verbunden.

Die letzten Häuser des Dorfes waren unmittelbar von Gebüschen begränzt, die schon zu dem Parke des freiherrlichen

Schlosses gehörten. Hohe Alleen durchschnitten denselben in geräumige Vierecke und liefen zum Theil weit hinaus durch die Bergwaldungen bis oben auf die Höhen. Zwischen inne lagen Gebüsche, Wiesen, Blumengärten in einem angenehmen Wechsel. Die Anlage schien, gegen die Gewohnheit der meisten ähnlichen bei uns, ausgedehnt und einfach, ohne alle Künsteleien und Verrenkungen der Natur.

Eine hohe Taxuswand begränzte den, dem Schlosse zunächst liegenden Baum- und Blumengarten gegen die Straße zu. Die Klänge einer Guitarre wurden vernehmlich. „Es ist meine junge Freundin," sagte der Hauptmann. „Lassen Sie uns leise uns nähern; denn sie singt gewöhnlich Lieder, welche sie selbst verfertigt hat und

der Ausdruck der darin enthaltenen Gedanken ist gar nicht übel."

Ein himmelblaues Gewand schimmerte in der Dämmerung durch die Nadeln des Taxus; sie hielten sich still. Eine sehr klare Stimme sang folgende Worte:

Das ist der Zauber, der uns allen Klagen
So süß entwöhnt,
Wenn Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen
Ganz ausgesöhnt.

Da ist der alte Himmel noch zu finden —

„Mignon! o liebe Mignon!" rief hier der Knabe aus, und störte damit die Sangerin, wie die lauschenden Männer. Da er das Wort Himmel hörte, fiel es ihm plötzlich ein, es müsse Mignon seyn; denn

sie hatte in ihrer letzten Zeit mit ihm viel vom Himmel gesprochen. Eine gewaltige Sehnsucht nach der verlorenen Gespielin schien das Kind zu übermeistern: es ließ sich nicht halten. Der Führer mußte es von dem Thiere herunter nehmen. Und kaum hatte es die Erde berührt, so suchte es ein kleines Loch in der Taxuswand und kroch hindurch.

Wilhelm war über den Vorfall ein wenig verlegen. „Nehmen Sie das Kind mit in's Haus, Mathilde," rief der Hauptmann, „wir werden auch bald da seyn."

„Gern," rief sie, sich entfernend, zur Antwort. „Komm denn, lieber Felix," setzte sie gegen das Kind hinzu. — Als die Männer vor dem Schlosse ankamen, waren

schon einige Bediente mit Lichtern in der geöffneten Thür und Mathilde stand mit dem Kinde auf der Vortreppe. „Siehe, das ist mein Vater," rief der Knabe, „und er hat mich recht lieb, wenn ich artig bin."

„Ich bringe Ihnen einen willkommenen Gast mit," sagte der Hauptmann; „errathen Sie, wen?

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete sie. „Der gute Felix hat mir schon alles erzählt und ich bin schon seine Freundin geworden, seine Mignon. Und schon früher," wendete sie sich gegen den Gast, „hat der Marchese Cipriani uns von vielem, was Sie betrifft, eine sehr lebhafte Schilderung gemacht, von Ihrer Mignon, von

dem unglücklichen Harfner und auch von diesem losen, kleinen Engel. Sie dürfen gar nicht fürchten, uns noch unbekannt zu seyn. Kommen Sie nur schnell und machen Sie sich's so bequem, als es bei unserer verödeten Haushaltung möglich werden will. Wollen Sie unsern Gast nicht für's erste in mein Zimmer führen, lieber Coucy? Sie wissen, daß die andern noch theils verschlossen, theils unaufgeräumt sind. Ich werde sogleich bei Ihnen seyn," sagte sie freundlich im Weggehen.

Wilhelm war durch ihren unvermutheten Anblick, und zwar zunächst durch die ungewöhnliche Schönheit ihres Aeußeren, auf's stärkste überrascht, so daß er es selbst vergaß, die kindliche Dreistigkeit seines Felix mit einigen Worten zu entschuldigen.

Ueberhaupt mag ein junger Mann, der für reine Schönheit einen offenen Sinn hat, immerhin bereits eine Wahl getroffen haben und derselben nicht bloß aus Grundsätzen, sondern mit inniger Zufriedenheit treu seyn; so wird das doch nicht hindern, daß jede reine weibliche Schönheit auf ihn einen starken, unwillkührlichen Eindruck mache. Denn was könnte in der Liebe für ein Grund enthalten seyn, daß die Wahrnehmung und Bewunderung des wahrhaft Schönen dadurch gehindert, beschränkt oder unterdrückt werden sollte? Mathilde war in dem Alter zwischen achtzehn und neunzehn Jahren; ihre körperliche Natur war vollkommen ausgebildet, ihr Wuchs schlank und doch kraftvoll, lebendig jede Muskel. In ihren Mienen, in ihrer ganzen Haltung war nichts Unentwickeltes

mehr zurückgeblieben, nichts was an die Kindheit erinnerte, als nur der namenlose, allmächtige Zauber der Unschuld, die so wenig die Begierde als den Haß und das Mißtrauen kennt. Diese gab ihr den einzigen Reiz der frühern Jahre, der in seiner längern Dauer so himmlisch schön wird, das Ansehen einer Jugendgöttin, deren Blüthenzeit an keine Vergänglichkeit erinnert, weil die Weisheit zu ihr ohne das Geleit der Schuld kam.

Sie traten in ein höchst sauberes, in reinem Quadrat gebautes Zimmer, dem die grünen Tapeten, die Stuccatur an der Decke und die großen Scheiben ein freundliches Ansehen gaben. Es war nicht zu groß, um traulich bleiben zu können, und alte Platanen vor den Fenstern vertraten

die Stelle der Jalousien. Ein Schreibepult von Mahagonyholz war offen und schien nach dem darauf liegenden Papier noch vor kurzem benutzt zu seyn. Doch stand auch ein Stickrahmen daneben, und an der Wand lehnte ein anderer Rahmen mit einem darin gespannten Pastellgemälde.

Schon kam Mathilde wieder herein mit einer Flasche und Gläsern, und Felix trug ihr Gebackwerk auf einem Teller nach. „Mein guter Felix hilft mir schon," sagte sie, „wir Beiden werden schon das Nöthige herbeischaffen. Komm, Lieber, der Sessel für den Vater steht noch draußen." Das Kind schien gar keine Müdigkeit mehr zu empfinden, vielmehr war es reizend zu sehen, wie sich der Stolz der Männlichkeit bei den kleinen Anstrengungen in dem blü-

henden Knaben offenbarte. Ein rother, mit Sammet gepolsterter Sessel wurde hereingezogen und an den Ofen gerückt. Wilhelm mußte seinem Kinde folgen und sich hineinsetzen. „Es ist der Sessel meines lieben seligen Großvaters," sagte Mathilde, „und darum habe ich ihn so gern auf meinem Zimmer." Sie setzte sich mit dem Hauptmanne neben ihn. Felix zog eine Fußbank herbei und fand seinen Platz zwischen ihr und dem Vater.

Unser Freund fand in dem ganzen Hergange etwas für ihn sehr Anziehendes, ja, man könnte wohl sagen, Rührendes. Das Glück der Häuslichkeit, eines wohl eingerichteten Familienlebens, war ihm noch nie so fühlbar geworden, und seitdem er sein elterliches Haus verlassen, war er nie

in eigentliche Familien als Glied aufgenommen worden, war er darum auch nie an die allgemeinste und wichtigste Verbindung der Menschheit eigentlich erinnert worden. Jetzt dachte er sich, veranlaßt durch die Reden seines Kindes, in die Stimmung eines Hausvaters, den Weib und Kind am Abend empfangen und wenn er müde ist, alle Bequemlichkeiten mit wetteifernder Liebe herbeischaffen. Er dachte sich seines Kindes Mutter, aber sie wollte nicht recht in das Bild, welches er sich gern ausgemalt hätte, passen. Von Philinen und Aurelien wendeten sich seine Gedanken ab, selbst bei Theresen fand er wohl die fürsorgende Geschäftigkeit, aber nicht die Herzlichkeit, die uns ganz wohl macht. Nur Natalie schien sich an Mathildens Stelle denken zu lassen, und doch

waren alle Umstände so, daß nur diese selbst ganz in seine Vorstellung hinein paßte. Er überließ sich seinen Gedanken, und erinnerte sich zum erstenmale mit Wehmuth, daß er noch eine lange Reise vor sich habe.

Der Hauptmann schien seine Gedanken wenigstens zum Theil zu errathen, und den langen Blick zu verstehen, den er der Herausgehenden, ohne davon zu wissen, nachschickte.

„Sie finden," sagte er, da sie allein waren, „in Mathilden ein durchaus braves, hellsehendes, unschuldiges Mädchen, was sie mir vorläufig glauben mögen, da es wirklich das wenigste ist, was ich von ihr sagen kann. Ich glaube, daß es

Ihnen unter uns wohl werden wird, ja, daß Sie selbst dieses schon zu empfinden anfangen. Lassen Sie mich denn gleich Anfangs Sie offen bitten, mit Mathilden nicht anders umzugehen, wie Sie bemerken, daß ich mit ihr umgehe, etwa wie ein älterer Bruder mit seiner erwachsenen Schwester. Sie wissen schon von mir, daß ich ihre treffliche Natur zu entwickeln mir zum Geschäft gemacht habe. Ich habe sie männliche Kraft und Klarheit hochachten gelehrt, weil mir das talentvollste Weib zu verlieren scheint, wenn es ihr an dieser innern Bescheidenheit fehlt. Sie ist gewohnt, diese Bescheidenheit gegen alle Männer zu fühlen, und ich wünschte, daß auch Sie durch Ihren Umgang dieselbe zu erhalten suchten."

„O Freund," rief Wilhelm aus, „wie können Sie von mir fodern, daß ich darin Ihnen gleichen soll? Ich, der ich noch so wenig mir selber klar bin, so wenig die innere Einheit meines Wesens sey es gewonnen oder bewahrt habe? Sie beschämen mich, indem Sie von mir fodern, was ich billig sollte leisten können, und doch nicht kann. Oder soll ich mich in Dünkel erheben, nur damit sie, die viel weiter ist als ich, in ihrer Demuth bleibe?"

„Nein," versetzte der Hauptmann, „ich bitte sie um nichts, als um Anspruchlosigkeit und Wahrheit in Ihrem Umgange. Machen Sie keine Foderungen, und dann werden Sie nicht zu schüchtern seyn, um Ihre wirkliche Ueberlegenheit im Wissen und Denken unbefangen zu äußern. War-

um sollte nicht auch ein junger Mann sich in diese Umgangsweise finden können, die alle Väter und Mütter, alle Erzieher und alle älteren Brüder für die beste achten?"

Fünftes Capitel.

Die Morgensonne weckte unsern Freund, indem sie lebhaft vom Garten her in sein Schlafgemach blitzte. Er sprang auf und kleidete sich eilig an. Der Knabe schlief in seinem kleinen Bette noch fest. Er wollte ihn nicht wecken, sondern gab nur einem alten freundlichen Bedienten Auftrag, seinetwegen zu Zeiten nachzusehen, und eilte hinunter in den Garten. Er

fühlte sich so munter, daß es ihm unmöglich schien, im Hause zu bleiben. Eine herrliche Luft wehte in den breiten geraden Gängen und über die stark bethauten Stauden und Blumen. Die Berge standen im Nebel eingehüllt und schienen zu rauchen, die Wiesen waren mit Silber überspannen, der Fluß plätscherte hörbar und einige Pochwerke schallten herüber mit ihren Schlägen.

Er ging langsam den breiten, mit buntem Kies bestreuten Gang des Gartens hinab. Das Erfrischende des Morgens that ihm innig wohl; ihm war, als wenn die Frühlingsluft durch die Winkel seiner Seele wehte, er war mit der ganzen Welt zufrieden. In den einzelnen Tönen, womit die Vögel einander zuriefen, in dem

noch frischfarbigen Glanze aller Blüthen, in dem blauen Grunde der Ferne, welcher durch ausgehauene Stellen sichtbar blieb, fand er einen Stoff der Freude, den er bisher nie darin gefunden hatte. Er konnte nicht begreifen, wie ihm dieses reine Wohlgefallen an der Natur bisher habe so fremd bleiben, wie die geselligen Verhältnisse ihn so ganz hätten beschäftigen können. Er glaubte jetzt zum ersten Male den eigentlichen Reiz des ländlichen Lebens zu würdigen; es war ihm, als fühle er sich, wenn nicht eben hier, doch in der schönen großen Welt erst jetzt eigentlich zu Hause.

„Ja," sagte er, „es giebt ein Leben in der Welt, in der eigentlich rechten, großen Welt, wie es ein Leben in dem

eigenen Herzen und ein Leben unter den Menschen giebt. Es gilt nur, den rechten Sinn dafür zu haben und ihn durch Uebung zu entwickeln. Man muß die Natur lieben, wie man die geselligen Kreise, oder die Gedankenbeschäftigung liebt, man muß sie hochachten, man muß sie nur nicht für todt halten, sondern glauben, daß auch in der Natur ein großes Leben sich rege, daß der aufmerksame Sinn seine Pulsschläge vernehmen könne, daß sie unsere Liebe verdiene und uns verwandt sey. Ist es nicht die eigentlich ursprüngliche Poesie der ganzen Menschheit, welche aus diesem befreundeten Leben mit der Natur entsprang, und ist es nicht das sehnsüchtig zurückgewünschte goldene Weltalter aller Völker, worin die Thiere redeten, die Pflanzen fühlten, die Quellen Leben, und

die Berge, Ströme, Sterne ein menschenähnliches Gemüth hatten, weil der glückliche Glaube in der ganzen großen Natur noch eine Seele fand? Ja, wer kann es läugnen, daß nicht noch jetzt, wo für das gesellige Leben so viel Reiz zusammengesucht worden ist, wo das Leben im Herzen eine so reine Gestalt annehmen kann, daß nicht noch jetzt derjenige den freundlichsten und besten Weg gehe, welcher mit der Natur und eigentlich in der Welt lebt?

Er hing diesen Gedanken mit einem so heitern Sinne nach, daß sie sich ganz ohne Anstrengung, wie von selbst, aus ihm immer weiter entwickelten. Ueberdem war er zu einer Bank an der Taxuswand gekommen, die vermuthlich dieselbe war, neben welcher er gestern Mathildens Gesang

belauscht hatte und ihm fielen die Worte desselben ein. „O, wahrhaft heilige Einfalt," rief er, „du wirst von der Gottheit prophetischer Worte gewürdigt, deren ganzen Sinn du selbst vielleicht nicht zu durchblikken weißt! Ja, das ist es, wo Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen, wie Herz und Herz, wo der Mensch die Kälte gegen die mütterliche Natur fahren läßt und sich zu ihr zurückwendet, da ist Genesung von aller Klage, da ist der alte Himmel noch zu finden, den wir schon längst verloren glaubten. Das Paradies ist noch da, wir müssen nur in die goldene Zeit wieder zurückkehren."

Mathilde kam mit dem Hauptmanne aus einer der größeren Alleen des Parks ihm entgegen. Sie waren Beide eben so

heiter, wie er. „Wie?" riefen sie ihm zu, „sind Sie schon aufgestanden? Wenn wir es doch nur hätten vermuthen können, wir würden Sie abgerufen haben. Aber wir dachten, Sie würden noch lange ruhen."

„Nun," sagte Mathilde, „wird uns der Frühtrunk trefflich schmecken: ich denke, wir lassen ihn hierher bringen. Sie scheuen ja die Morgenkühle nicht?"

„Gottlob, nein," sagte Wilhelm, im behaglichen Gefühle seiner Gesundheit.

„Schön," sagte Mathilde, „das paßt ja vortrefflich zu unserm Leben; wir stehen alle Morgen spätestens um Fünf auf und gehen dann gleich ins Freie. Es freut mich nur, daß Sie, unge-

achtet Ihrer längern Reise, so sehr heiter sind."

Sie entfernte sich, um den Bedienten im Hause die nöthigen Weisungen zu geben, und der Hauptmann führte indeß Wilhelm zu einem sanften Abhange, von dem man über den Fluß auf die jenseitigen Aecker und Wiesen hinaus sah. Aus einem nahen Gartenhause holten sie Strohmatten, die sie über das bethauete Gras ausbreiteten. Mathilde kam mit dem alten Bedienten zurück und auch Felix war schon in ihrem Geleite. Man setzte sich auf die Matten in die Runde und jedem war das Gefühl des Wohlbehagens anzusehen.

„Es freut mich herzlich," sagte der Hauptmann, „daß Ihr Körper Ihnen ein

solches Leben erlaubt. Wer nicht im Früh- und Abendthau, ja mitunter bei Nacht draußen seyn kann, ohne Schnupfen und Husten, wer nur so um Mittag eine Stunde geht oder fährt: dessen Gedanken bilden sich immer auch vornehmlich nach der engen Stube und es nutzt ihm wenig, daß er seinen Sinn durch das Studium der Künste und Wissenschaften freier zu machen sucht. Sie wundern sich vielleicht, daß ich diese Ueberzeugung so bestimmt äußere, denn die Naturschwärmerei hat in unsern gebildeten Zirkeln und in der tonangebenden Schriftstellerwelt merklich abgenommen und gilt als ziemlich veraltet. Dagegen ist wieder eine Art von künstlerischer Philologie Mode geworden, die nur darin zerfällt, daß Einige die griechische Weise als antik, Andere das Mittelalter als romantisch sich

zum Studium wählen. Aber, mich dünkt, Mode und Zeitgeschmack dürfen hier gar nicht gefragt werden. Die frühere Tändelei mit Naturscenen und dadurch aufgeregten Empfindungen war auch nur Mode und darum vergänglich. Die Menschen blieben dabei in ihrem Stubenleben und wollten die Welt anders ansehen, ohne sich zu verändern. Wenn ja der eine und andere mehr als sonst in Wäldern und Thälern umherstreifte, so war es nur, um seine aus den Büchern mitgenommenen Empfindungen wie ein gelerntes Lied im Freien herzusagen, oder für Bücher und Gespräche neue Empfindungen sich selber abzulauschen. Das aber war kein Leben in und mit der Natur und konnte nicht dauern. Aber zu allen Zeiten wird es wahr bleiben, daß die Naturwelt den

Menschen mit erziehen müsse, daß nur im Einverständniß mit dem Naturberufe des Menschen, da wo dieser die ihm bestimmte Stelle in der großen Welt wirklich ausfüllt, das Fundament eines recht kraftvollen Lebens gelegt werden könne."

„Allerdings," versetzte Wilhelm; „ähnliche Gedanken beschäftigten mich schon vorhin, wie ich im Garten allein war. Ich habe vorlängst die Bekenntnisse einer schönen Seele gelesen, von der man am richtigsten sagen könnte, daß sie ein Leben des Herzens in und mit dem Herzen geführt habe. Und eben so habe ich Gelegenheit gehabt, vielfältig mit Menschen umzugehen, die eigentlich nur ein geselliges Leben führten, deren einsame Stunden nur allein Vorbereitungen auf die gesellschaftlichen

waren. Beide Klassen scheinen mir so wesentlich verschieden zu seyn, daß es nicht möglich ist, sie mit einander auszusöhnen. Wer sich für die Geselligkeit vorzugsweise bildet, der wird eine gewisse angenehme Leichtigkeit aller Formen des Ausdrucks, einen gewissen Reiz seines Benehmens, eine größere Sicherheit gegen kleine Verlegenheiten und andere nicht ganz zu verschmähende Vorzüge immer voraus behalten, und wo diese Bildung nicht nach den oft willkührlichen Foderungen einer modischen Convenienz eingerichtet wird, wo man sie mit Geist und Freiheit verbunden sieht, da ist es unmöglich, daß sie nicht gefällig erscheinen sollte. Immer werden diejenigen Menschen, welche mehr in sich, in ihrer eigenen Seele oder in ihrem Herzen leben, an äußerer Annehmlichkeit gegen jene zurück-

stehen; aber sie finden sich dafür entschädigt durch Vortheile anderer Art, deren Werth sich noch weniger verkennen läßt. Wenn die gesellige Bildung uns gegen kleinere Verlegenheiten, wie sie der Umgang oft herbeiführt, sichert; so verwahrt uns das Leben des Herzens, wie es scheint, gegen den übermächtigen Eindruck widriger Schicksale und trauriger Erfahrungen. Es lehrt auch nicht bloß eine äußerliche Anspruchlosigkeit, sondern eine wahre innere Bescheidenheit sowohl gegen Menschen, als gegen das Schicksal. Es macht für die geselligen Stunden nicht geradezu untauglich, und giebt doch der Zeit, die man mit sich allein zuzubringen hat, einen Gehalt, welcher ihr ohne das fühlbar entgeht. Und wenn die gesellige Bildung es erleichtert, äußere Plane zu erreichen; so hat das Ge-

schäft der innern Bildung es dagegen voraus, daß es dem eigentlichen Leben eine Planmäßigkeit giebt, die doch unendlich bedeutender ist. Außerhalb beiden Klassen aber glaube ich eine dritte zu bemerken, wohin ich diejenigen zählen möchte, die weder zunächst für die größern geselligen Zirkel, noch auch zunächst für die Sphäre rein innerlicher Gedanken und Gefühle leben, die, wie Sie vorhin sich ausdrückten, den Standpunkt behaupten, welchen die Natur selbst den Menschen angewiesen zu haben scheint, die sich weder aus der sogenannten Welt in sich selbst zurückziehen, noch aus sich herausgehen, um in jener zu leben, sondern körperlich, wie geistig sich der Natur vertraut halten, und so wenig mit sich, wie mit der Menschheit zerfallen."

„Sie haben in Wahrheit ein glückliches Talent sowohl zur Beobachtung," rief der Hauptmann aus, „als Ihre Beobachtungen in deutlichen Formen leicht und schnell festzuhalten. Lassen Sie mich Ihre Gedanken fortsetzen. So bestimmt, wie in Ihrem Entwurfe, finden wir die drei Klassen, welche Sie festsetzen, in der Wirklichkeit zwar nicht geschieden; daß sie aber wirklich bestehen, scheint mir außer Zweifel. Und es ist eben so bekannt, daß eigentlich nur die erstern beiden in einem ziemlich erklärten Gegensatze stehen, daß Gemüther, welche sich in sich selbst zurückziehen, in den geselligen Kreisen keine rechte Anerkennung mehr finden und an ihrem Theil eben so mißbilligend auf die bloß gesellschaftliche Bildung hinsehen. Da die Bekenntnisse der schönen Seele auch Ihnen bekannt sind,

so erinnern Sie sich nur, wie bald nach der sich hervorthuenden innern Veränderung in dem frommen Gemüthe sich ein gewisser Zwiespalt zwischen ihr und ihren frühern Kreisen entwickelte. Wer aber noch keine Parthei genommen hat, wer noch unbefangen auf die Vorzüge und Unbequemlichkeiten beider Lebensweisen hinblickt, der wird sich schwer für eine allein entscheiden können, und dem wird es lieb seyn, wenn er noch eine dritte bemerkt, welche ihn in keinen solchen Widerspruch mit einer entgegengesetzten verwickelt, sondern die Annäherung zu beiden andern frei lässet. Und daß dieses das Leben in und mit der Natur wirklich leiste, davon glaube ich fest überzeugt zu seyn. Es veranlaßt, wie mir scheint, so vielfach zum Nachdenken über wichtige Gegenstände, zur Besonnenheit in der eige-

nen inneren Sphäre, zur Ahnung und Wahrnehmung des Schönen, Währen, Guten und alles Geistigen, daß das Leben im Herzen unmöglich dabei vernachlässigt werden kann. Und es wirkt auf der andern Seite so vortheilhaft auf die Anerkennung und Duldung der Menschheit, auf die physische Kraft und Gewandtheit, auf die anspruchlose Wahrhaftigkeit des Charakters, auf die Bereicherung an mittheilbaren, allgemein verständlichen Wahrheiten oder bloßen Wahrnehmungen, daß ein mit diesen Vorzügen bereicherter Mensch auch in den größern, geselligen Zirkeln nicht bloß unanstößig, sondern selbst bemerklich und angenehm erscheinen wird. Diese Lebensweise scheint also die Vorzüge der beiden andern zu vereinigen, ohne ihre Unbequemlichkeiten. Der Mensch hat dabei nicht noth,

irgend etwas von dem, was ihn auszeichnet, zu vernachlässigen; er soll nicht in der Natur verwildern, nicht, wie Rousseau es wollte, die Cultur verlassen, um von vorne anzufangen, nicht, wie Werther, seine Charakterschwäche unverändert durch sie hinschleppen. Das höchste Ideal, was nur der gebildetste Mensch sich entwerfen könnte, soll und kann er sich zum Vorbilde nehmen, aber alle dazu nöthigen Bildungsstoffe soll er mit leichtem, gesunden Blute, mit freiem Bewußtseyn seiner eigenen Verhältnisse, mit leidenschaftlosem, unverdüsterten, weder durch Convenienz noch durch Aengstlichkeit voreingenommenem Sinn, mit dem reinen Gefühl seiner eigenen Existenz aufsuchen und verarbeiten."

Wilhelms Auge hatte während dieser

Auseinandersetzung bald auf dem ausdrucksvollen Gesichte des Redenden und wechselnd auf den gespannt aufmerkenden, sanften Augen seiner jungen Wirthin geruht. Er meinte die vollkommenste Schülerin zugleich neben einem trefflichen Lehrer zu sehen. „Und was urtheilen Sie zu unsern Sätzen, Mathilde?" fragte er.

„Ich glaube sie wohl zu begreifen," versetzte sie, „und kann nicht anders, als sie für wahr halten. Es ist mir dabei noch eingefallen, daß wenigstens die meisten Dichter, welche ich kenne, in Vertraulichkeit mit der Natur gelebt zu haben scheinen, und eben so habe ich schon öfter gedacht, daß nur ein eigentlicher Dichter manches Gefühl würde festzuhalten und auszudrücken wissen, das durch den Einfluß der Natur

in uns zwar stark, aber unbestimmt aufgeregt wird."

„Ja," sagte Wilhelm, „ich empfand es in diesen Tagen öfter und diesen Morgen am stärksten, was Sie da sagen. Es war mir, als wenn sich in dem Anblick der Frühlingswelt eine Tiefe des Lebens mir aufdecken wollte, ganz verschieden von der Weise, in welcher ich bisher zu empfinden gewohnt war. Es war, als erwachte in mir die Ahnung von einem schöneren Gefühle meiner selbst, das mir möglich sey, von einem, ach so viel ruhigern, ebenmäßigern und doch weit innigern und, wenn ichs sagen mag, gleichsam vollern Leben? Es war, ja es ist mir, als sähe mich der Frühling mit lebendigen Augen an und spräche zu mir so vertraut, so liebend, daß

mein ganzer Sinn darauf hinhorchen müsse; als riefe die mütterliche Stimme der Natur ihr Kind wieder zu ihrem Schoße, um ihm allen Kummer von der Stirn zu streicheln. Es ist, als wollte in mir ein unendlich süßes Heimweh wach werden nach einer Heimath, die ich mir selbst nicht nennen kann, und als wäre ich doch so weit, so weit davon, als läge meine ganze bevorstehende Reise in ihrer geraden Ausdehnung dazwischen; als stände ich wie ein heimathloses Kind vor der Thüre eines schönen Hauses und heftete meine Blicke fest auf seine Schlösser und Riegel. O, dann wird mir zuweilen so wehe, daß ich keine Worte, keine Gedanken, keine Bilder habe, um diesen Zustand meines Gemüths damit festzuhalten, dann fühle ich es so tief, daß mir die rechte Klarheit, der rechte scharfe

Blick und selbst die volle Gewalt über die Sprache fehlt, dann zittere ich in mir vor der Alltäglichkeit des Gefühls und der Betrachtung, in die ich mich ungeachtet alles Widerstrebens doch bald wieder hinabgezogen finden werde."

„Ich that Ihnen wahrlich gestern Unrecht," sagte der Hauptmann, „da ich bei unserm ersten Zusammentreffen vermuthete, daß es Ihnen an dankbarer Anerkennung der freundlich gebenden Natur fehle. Und jetzt scheinen Sie sich selber Unrecht zu thun, indem Sie sich anklagen, daß es Ihnen an Kraft fehle, Ihre Gefühle zu entwickeln und festzuhalten."

„Nein," sagte Wilhelm, „Sie thaten mir gestern nicht ganz Unrecht, und eben

so wenig täusche ich mich über mich selber. Muß ich es doch gestehen, daß ich es erst jetzt zu fühlen anfange, was es heiße, wenn Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen — und ich konnte den Wahn so lange bei mir nähren, daß es mir glücken könne, ein rechtes Gedicht zu schreiben."

Mathilde erröthete ein wenig. Der Hauptmann entgegnete: „Allerdings ist es ein Erfahrungssatz aus der Geschichte aller Völker, daß die Poesie aus dem Leben in und mit der Natur hervorgehe, und darum läßt sich immer behaupten, daß einem Dichter das trauliche Verständniß der Natur nicht ganz fehlen dürfe. Wenn schon so viele Wissenschaften, Naturgeschichte, Natur- und Erdkunde, Astronomie und eben so sehr Rechts- und Sitten- und Glau-

benslehre in der Natur wollen begriffen seyn, wenn der Mensch wissen und mit gesundem Blick beurtheilen soll, was er studirt; wenn sogar die arbeitsamsten Gelehrten und die größesten Staatsmänner zu Zeiten sich aus ihren Stuben und Zirkeln losreißen, um in der Natur zu denken und mit dieser Sitte das ursprünglich Rechte noch ehren, wie viel mehr wird ein Dichter seinen Sinn müssen durch das Leben in der Natur üben und erziehen, auf den die bloße Convenienz des geselligen Lebens und die Abstraction des bloß innerlichen nur nachtheilig einwirken kann. Was wäre die lyrische Poesie ohne das? Ein Leben im Herzen könnte uns nur einen edlen Choral geben, ein geselliges Leben nur einen Rundgesang; die eigentliche Fülle der Liederdichtung bildet sich dadurch, daß das Men-

schenherz und die Natur einen Bund schließen. Und nehmen Sie Homeren, Tasso, Ariost, Ossian, Milton den aufgeschlossenen Sinn für die Welt, und sehen Sie, wie wenig an wahrem Reize bleibt. Ja selbst bei den größesten Dramatikern, bei den Griechen, bei Calderon, Shakespeare und Schiller finden wir, daß sie sich außer Convenienz und Zurückgezogenheit, rein menschlich zur reinen Auffassung und Würdigung des Menschlichen müssen gebildet haben. Indeß um unsern Gedanken eigentlich Form zu geben, wäre es am besten, wir läsen in diesen Tagen einige Dichter gemeinschaftlich."

Wilhelm faßte diesen Vorschlag lebhaft auf und Mathilde verhehlte ihre Freude darüber nicht. „Nun," sagte der Haupt-

mann, „so wäre ich denn aus einer Verlegenheit, in der ich mich schon, seit wir Sie erwarteten, befunden habe, nämlich, wie wir Ihnen Ihren Aufenthalt bei uns mit einer eben so angenehmen, als zusammenhangenden Beschäftigung ausfüllen könnten. Eine anhaltende Planlosigkeit können doch die wenigsten Menschen aushalten, und daß Sie an meinen Geschäften lebhaften Antheil nehmen sollten, hoffte ich nicht, weil Sie weder die Menschen der Umgegend, noch vielleicht den Gang der Geschäfte selber hinreichend kennen. Jetzt zum Beispiel ist es nöthig, daß ich mich in das Dorf begebe, um einige kleine Differenzen zwischen einzelnen Einwohnern zu schlichten. Indeß gleich zu Mittag wollen wir das Nöthige bereden, und wenn Sie, Mathilde, unsern Freund in das Bibliothek-

zimmer führen wollen, so findet er da, wie ich hoffe, für die Zeit, wo wir ihn allein lassen müssen, Beschäftigung."

Der Hauptmann entfernte sich. „Ist es nicht ein vortrefflicher Mann?" fragte Mathilde unsern Freund. — „Fürwahr," entgegnete er; „und wenn uns alle Morgen so angenehm werden, wie mir der heutige geworden ist, so glaube ich nie einen köstlichern Frühling erlebt zu haben."

„Das ist schön," sagte sie; „dann werden Sie auch wohl mit Ihrer Abreise nicht so sehr eilen."

Sechstes Capitel.

Die Bibliothek war in einem hellen und geräumigen Zimmer aufgestellt, das durch eine Flügelthür mit dem Garten unmittelbar in Verbindung stand und zugleich als Orangerie benutzt wurde. Die Bücher, insgesammt sauber und gleichförmig gebunden, füllten die Wände. Dazwischen waren Gipsabgüsse der schönsten Antiken aufgestellt, und der glückliche Gedanke, einen

Theil der Orangerie damit zu verbinden, so daß man unter den Bäumen selbst alle Werke vor sich und um sich hatte, gab dem Raume ein heiteres und edles Ansehen, ganz verschieden von der gewöhnlichen dumpfen Enge ähnlicher Säle. Wilhelm glaubte darin eine Anordnung des Hauptmanns zu finden, mit dessen so eben erst geäußerten Ansichten die ganze Anlage vollkommen übereinstimmte.

Mathilde hatte ihn bald allein gelassen, und Felix war mit ihr fortgegangen. Er lehnte sich in einen gepolsterten Sessel, der das Gegenstück zu demjenigen schien, worin er gestern zu Abend so angenehm und so sehnsüchtig phantasirt hatte, und versuchte es, über seine gegenwärtige Lage nachzudenken. Daß sie ihm gefalle, daß die bei-

den Menschen, die er hatte kennen gelernt, seine volle Achtung verdienten, gestand er sich ohne Mühe. Sie schnell zu verlassen, hatte er keine große Neigung; er fand nichts, was ihn zur Reise hätte reizen können; er glaubte, die Frühlingswochen nirgend besser, als hier und in der Umgegend genießen zu können. Aber ob er dann auch, wenn die freiherrliche Familie zurückgekehrt sey, sich noch eben so behaglich finden werde, daran zweifelte er. Er fand gerade jetzt in sich eine lebhafte Neigung zur Einsamkeit und Stille, zu einem einfachen Umgange mit wenigen, zur sanften Schwärmerei, wie sie bei phantasiereichen Menschen sich im Frühlinge häufig äußert. Der Umgang mit vornehmen Personen hatte für ihn nicht mehr jenen Reiz, den er einst, ehe er auf das gräfliche Schloß gekommen

war, darin vermuthet und wirklich gefunden hatte. Die letzten Monate hatten ihn überzeugt, daß ein Bürgerlicher es höchstens so weit bringen könne, um in einer vornehmen Gesellschaft nicht anstößig oder verlegen zu werden, daß er aber nicht leicht hoffen dürfe, sich den Uebrigen ganz gleich gestellt zu sehen und durch eigene Vorzüge und Gewandtheit einflußreich zu machen. Darum beschloß er, bald nach der Zurückkunft der Familie sich zu entfernen, welche Mühe man sich auch geben möge, um seinen Entschluß ihm auszureden. Einstweilen aber wollte er die glückliche Gelegenheit benutzen, um durch den Umgang mit dem Hauptmann vieles zu lernen, sich über vieles, das in ihm selbst noch dunkel war, durch Nachdenken aufzuklären und so den Grund zu einer ziemlich umfassenden Re-

form seiner selbst zu legen, die dann während der weiteren Wanderung sich schon, wie er hoffte, entwickeln und gehörig befestigen werde.

Er trat zu den Repositorien, um sich über das, was er zu seiner Unterhaltung und Belehrung hier vorfinden möchte, sogleich zu unterrichten. Das Fach der deutschen Literatur war in den besseren Schriften sehr vollständig. Er fand nicht nur die ihm schon bekannten Werke aus dem vorigen Jahrhundert, sondern auch viele, die ihm bis dahin noch unbekannt geblieben waren, von Fouqué, Ernst Wagener, Kähler, Hofmann, Müllner, Körner, Kleist und Andern, die Schirin, die Blumen und Blätter von Silvio Romano, die Perlenschnur, die Cikaden und andere Werke von

Apel. Dagegen fehlten alle bloß mittelmäßigen Schriften, wie die Kotzebueschen, ganz und nur von Ritterromanen und Ritterschauspielen fand sich eine unverhältnißmäßige und wenig ausgewählte Menge. Viele wahrhaft klassische Uebersetzungen, woran wir Deutschen vornehmlich reich sind, standen in demselben Fache, der Homer und Virgil, nebst andern griechischen und römischen Schriftstellern von Voß, der Boccaz von Soltau, Shakespeare von Eschenburg und Schlegel, der Don Quixote von Tiek und Soltau, Calderons, Tasso's und Arioſts Werke von Gries, das verlorne Paradies von Bürde, die Sakontala von G. Forster.

Da Wilhelm es sich schon früher zur Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, die

deutsche Literatur kennen zu lernen, so freute er sich über so vieles, was er hier zum erstenmale antraf, und nahm sich vor, in den nächsten Tagen dasjenige, was ihm noch unbekannt geblieben, wenigstens vorläufig einzusehen. Eigentlich kannte er die Literatur nur bis zu der Zeit, welche man unsere vorletzte Periode nennen möchte, und die sich mit dem fast gleichzeitigen Tode von Klopstock, Herder und Schiller, als ihrem Schluß bezeichnen ließe. Unabsichtlich hatte er sich mit ihr ziemlich in der Zeitfolge der Verfasser bekannt gemacht, eine Methode, die beiläufig viel Empfehlungswerthes hat. In dem Hause seiner Eltern hatte er als Kind kaum andere Schriften kennen gelernt, als die schon damals in den mittleren Ständen gelesen wurden, von Haller, Gleim, Uz, Hagedorn, Gellert, Kleist.

Als seine Neigung zum Theater entschiedener wurde, hatten außer den Lessingischen Lust- und Trauerspielen, viele andere, jetzt vergessene ihn beschäftigt. Und so war er immer dem Fortgange der Literatur nachgerückt, indem er meist um ein Paar Dezennien hinter ihrem gegenwärtigen Stande mit seiner Lectüre zurückblieb und immer einen bedeutenden Rest vor sich behielt. Während der Dauer seiner theatralischen Laufbahn hatte er außer dem Hamlet und dem Prinzen in Lessings Emilia Galotti auch den Don Carlos, Tasso, Egmont, Max Piccolomini zum Theil mit entschiedenem Beifall vorgestellt, und war dadurch auf Schillers und Göthe's Werke aufmerksam geworden. Besonders zogen ihn die letzteren an, theils weil darin verschiedene seiner glücklichsten Rollen enthalten waren,

theils weil die bloß formelle Bildung dieses geistreichen Schriftstellers ihm am mühelosesten zu gewinnen und am allgemeinsten anwendbar schien. Er fand hier weder einen bestimmten Glauben, noch eine entschiedene Begeisterung für irgend etwas nöthig, um die Schriften zu verstehen, wie das bei Schiller, Klopstock und Herder der Fall war. Und da ihm das letztere noch mehrfach fehlte, so hängte er sich desto ausschließlicher an einen Schriftsteller, der keine großen Anfoderungen an ihn machte und, vornehmlich seit er selbst geadelt wurde, es sich zum Lieblingsgeschäft zu machen schien, alle menschlichen Verhältnisse aus dem Gesichtspunkt einer edlen, gesellschaftlichen Convenienz darzustellen. Welch einen bessern Führer hätte er finden können, als sein Schicksal ihn selbst unter lauter Men-

schen aus den höhern Ständen führte und daselbst festhalten zu wollen schien?

Es war also noch sehr vieles, was unserm Freunde unter den Schätzen unsrer deutschen Bücherwelt unbekannt war, und da er es voraus für unthunlich ansah, einen größern Vorrath auf der Reise mit sich zu führen, die Aermlichkeit der meisten Leihbibliotheken aber schon aus Erfahrung hinlänglich kannte, so wollte er die sich eröffnende Gelegenheit nicht unbenutzt lassen. Zwar war er nicht Willens, den Genuß des Umgangs oder der schönsten Jahreszeit dadurch im mindesten zu beschränken. „Indeß wird es kein Zeitverlust seyn," dachte er, „wenn ich mir diese Kenntniß hier zu vervollständigen suche; denn nothwendig wird sie mir doch einmal gewiß. Zu einem thä-

tigen Leben in der Art, wie die Staatsbeamten es führen, fühle ich mich durchaus nicht geschaffen, und selbst das genaue Studium einzelner Wissenschaften scheint mir allen denen, die sich ihm widmen, ein Gepräge aufzudrücken, welches ich nicht sehr angenehm finde. Gleichwohl bedarf ich irgend einer bestimmten Beschäftigung meines Geistes, irgend eines lebhaften Interesses, wenn ich mir nicht stets, wie so oft bisher, als ein überflüssiges Mitglied der Gesellschaft erscheinen will. Und die Literatur eines ganzen Volkes ist immer schon eine weite und in sich belohnende Wissenschaft, die mich ganz füglich mein ganzes künftiges Leben durch beschäftigen kann, indem sie sich noch immer erweitert. Wenn ich denn selbst auch zu ihrer Bereicherung nicht das Talent haben sollte, das ich mir

früher zutraute, so werde ich doch wenigstens das sich Auszeichnende würdigen lernen. Wie oft habe ich als Schauspieler mir ein gebildetes Publikum gewünscht, und haben nicht alle Schriftsteller den gleichen Grund zu einem solchen Wunsche? Wohlan, wenn ich denn so ganz in das Publikum sollte zurücktreten müssen, so will ich anfangen, das an meinem Theile zu leisten, was ich als eine so höchst billige Foderung erkannt habe, und es wird verdienstlich seyn, wenn ich mich bemühe, auch Andere zu einer bessern Werthschätzung des Schönen und Trefflichen anzuleiten."

Er suchte nun diese Vorsätze mit den Gedanken, welche die am Morgen geführten Gespräche in ihm erweckt hatten, in Uebereinstimmung zu bringen, und fand

dieses überaus leicht. Alles schien sich dahin zu vereinigen, daß er, freilich ohne so große Anfoderungen wie früher, doch wieder zu der Begeisterung für das Schöne und die Künste, wie zu seiner eigentlichen geistigen Heimath sich zurücklenken, darin seine Auszeichnung suchen, dafür sich bilden und deshalb weniger für erst in den vornehmen Zirkeln, als in der Natur und in sich selber leben müsse, wozu ihm sein gegenwärtiger Aufenthalt und die ganze vor ihm liegende Reise die beste Gelegenheit gebe.

Als er dahin gekommen war, sich dieses klar zu denken, war er so froh, als ob schon ein großer Schritt zum Ziele allein dadurch gethan sey, daß er es sich aufgestellt hatte.

Mittags, da auch der Hauptmann wieder zurückgekehrt war, konnte er sich nicht enthalten, seine Vorsätze mitzutheilen, und schilderte sie in einem solchen Umfange, daß er jenem ein Lächeln abnöthigte. Beinahe, meinte derselbe, glaube er nun, daß Wilhelm seine Reise weit hinausgesetzt habe, da er zuvor noch so manche Bücher nicht bloß zu durchblättern, sondern durchzulesen und zu würdigen beschlossen. Indeß müsse man versuchen, wie weit man durch gemeinschaftlichen Fleiß komme, und dazu sey es am besten, daß man ohne Zeitverlust und zwar von Anfang herein mit einiger Planmäßigkeit sich an das Werk gebe.

„Schon seit lange," fuhr er fort, „haben wir hier bei uns täglich einige Stunden zu einer aufmerksamen Lectüre der

besten vaterländischen Schriftsteller verwendet, und wir werden ohne Unbequemlichkeit die Zahl dieser Stunden für die nächsten Wochen noch vermehren können. Wenn wir Morgens und Abends auf diese Art hier zusammen kommen, so wird doch wenigstens etwas geschafft werden, und vielleicht lernt Jeder an seinem Theile durch die Urtheile des Andern manches, was ihm ohne das entgangen wäre. Die Art, wie Mathilde und ich bisher bei diesem Geschäft zu verfahren pflegten, will ich versuchen, Ihnen noch heute aus einander zu setzen, wenn Sie Lust haben, mich auf einem weitern Spaziergange zu begleiten. Sind wir dann einverstanden, so fahren wir in der nämlichen Weise in Gesellschaft mit Ihnen fort. — Da aber vielleicht das eine und andere Werk, welches Sie hier finden,

Ihnen noch ganz neu ist, so paßt das vortrefflich, um Ihnen diejenigen Stunden angenehm auszufüllen, worin wir leider Sie allein lassen müssen. Indeß so lange Sie sich nicht zu den zahlreichen Ritterbüchern, die dort neben dem Herkules aufgestellt sind, durchgelesen haben, werden wir an unserm Theil schon mit den Artikeln, die Sie wählen, bekannt seyn, und so hindert nichts, daß wir gelegentlich auch darüber unsere Urtheile austauschen."

Wilhelm bedauerte, daß seine Freunde sich auf diese Weise zu sehr nach ihm würden bequemen müssen, und zweifelte, ob eine vielleicht schon öfter wiederholte Lectüre ihnen so angenehm seyn könne, wie ihm selbst die erste oder zweite.

„Meinen Sie denn," versetzte der Hauptmann, „daß wir zu der Klasse von Lesern gehören, die in der Regel nur einmal lesen? Mich dünkt, wenn ein ausgezeichneter Geist, wie doch die bessern Dichter sind, seine glücklichsten Stunden dazu verwendete, um in diesen wieder die schönsten, richtigsten oder neuesten Gedanken mit sorgfältiger Auswahl zusammen zu ordnen, dann verdiente sein Werk wohl eine genauere Betrachtung, als man ihm in trägen Stunden der Abspannung schenken kann. Allerdings haben wir Beide viele der hier befindlichen Werke schon wiederholt durchlesen und besprochen; aber deshalb werden wir noch immer reichlichen Stoff finden, um uns eine neue Lectüre derselben durch neue Betrachtungen interessant zu machen."

Vornehmlich, meinte Mathilde, wenn Wilhelm so gefällig seyn wolle, das Geschäft des Vorlesens zu übernehmen. Denn ein Dichterwerk werde von ihr besser aufgefaßt, wenn sie es höre, als wenn sie es selber lese, da durch die Aufmerksamkeit auf das Papier ihre Phantasie gehindert werde.

Da Wilhelm bei sich diese Bemerkung noch nicht gemacht hatte und, wie wir bereits wissen, gar nicht übel vorlas, so verstand er sich zur Freude der Andern sehr leicht dazu, und nahm nur in Vorwort, daß er zuweilen mit dem Zuhören wechseln dürfe.

„Nun," sagte der Hauptmann, „ist es aber auch billig, daß wir zunächst einen

Schriftsteller wählen, der Ihnen vorzüglich lieb ist, damit sich desto häufigere Gelegenheit zur gegenseitigen Mittheilung finde. Schlagen Sie darum nur ohne Weiteres vor, oder nennen Sie nur unter allen denjenigen unsrer Dichter, dessen Ansichten Sie für die richtigsten halten, dessen Poesie Ihnen die geläutertste scheint, dem Sie selbst, wenn Sie Versuche machten, sich vorzüglich zu nähern strebten."

„Wie Sie sich da erklären," entgegnete Wilhelm, „bleibt mir allerdings keine Wahl. Denn unter allen deutschen Dichtern kenne ich nur den einzigen Göthe, auf den ich das, was Sie sagen, anzuwenden wüßte."

Der Hauptmann verhehlte seine Verwunderung bei dieser Erklärung nicht. „In-

deß," sagte er, „was hindert uns, daß wir nun gerade Göthe's Werke vornehmen? Eben, weil ich und auch Mathilde nicht Ihrer Meinung sind, werden wir desto häufigern Anlaß finden, unsere Vorstellungen durch eine lebhaftere Vertheidigung derselben aufzuklären. Sie werden zwar Ihren Lieblingsschriftsteller zuweilen hart von uns angegriffen sehen, aber es wird Ihnen auch nicht an Stoff fehlen, um seine Parthei zu führen, und gerade seinen Günstling unter den Dichtern sollte ein Jeder oft zu vertheidigen veranlaßt werden, weil sich durch den Streit darüber seine ganze Ansicht von der Kunst und nebenbei von vielem andern entweder bewähren oder verändern muß."

Es wurde also festgesetzt, daß Göthe's Werke in den Stunden des gemeinschaftli-

chen Lesens vorgenommen werden sollten, und um dafür möglichst viele Zeit zu gewinnen, wollte Mathilde suchen, noch an dem nämlichen Nachmittage im Hause das zur völligen Ordnung zu bringen, was während der Abwesenheit ihrer Eltern zur Verschönerung und Restauration der Zimmer vorgenommen war. Die Männer ließen sich Pferde bringen, um während dem die entferntere Umgegend zu besehen.

Siebentes Capitel.

Sie ritten längs dem Wasser hinauf durch unterschiedliche kleinere Ortschaften, die sich durch den nämlichen Geist der Reinlichkeit und Thätigkeit auszeichneten, der Wilhelm schon in dem größern Dorfe an der andern Seite des Schlosses mit Wohlgefallen bemerkt hatte. Denn an der Gränze der Besitzungen des Barons wendeten sie sich links gegen die Gebirge, wo der Haupt-

mann einige Gehöfde in Augenschein nahm, welche auf Rechnung des Barons verwaltet wurden, und gaben bei dem letzten die Pferde an einen Knecht, damit er sie zurück ritte. „Wir werden nichts Unbelohnendes thun," schlug der Hauptmann vor, „wenn wir uns bis auf die Höhen der Bergrücken wagen, und da sind uns die Pferde unnütz. Mir wenigstens ist es in einer Gegend, deren Begränzungen und Nachbarschaften ich noch nicht kenne, immer so, als ob ich noch ein Fremder darin sey; sobald ich aber ein umfassendes Bild davon gewonnen habe und mich nach allen Seiten zu orientiren weiß, bin ich darin wie zu Hause, und wenn es Ihnen vermuthlich eben so geht, so ist nichts besser, als daß wir so bald als möglich über die sichtbaren Gränzen hinaus zu sehen suchen. Vorab aber

wollen wir uns auf der Meierei ein weniges ausruhen."

Die zahlreiche Familie des alten Verwalters empfing unsere beiden Wanderer mit einer großen Freude, und bedauerten doch zugleich sehr lebhaft, daß das Fräulein nicht mitgekommen sey. Sie gehörten insgesammt zu jenen glücklichen Menschen, die man noch hin und wieder auf dem deutschen Lande antrifft, und die in einem beinahe patriarchalischen Hausregimente leben. Der Mann, ein Siebenziger, gab dem Hauptmanne über die vorgekommenen und noch vorzunehmenden Geschäfte eine sehr deutliche Auskunft, und die fast eben so alte Frau unterhielt Wilhelmen von ihren verheiratheten Kindern, von denen zwei bereits gestorben waren, und ihnen

zusammen neun Enkel nachgelassen hatten, die sie bei sich groß zogen. Es war Beiden herzlich leid, daß der Besuch nur so kurz dauerte, und sie hielten mit Bitten an, daß er doch bald wiederholt werden möchte.

„Diese Familie," sagte der Hauptmann, als sie wieder allein durch die grünen Felder gegen die Berge hinauf gingen, „stellt ein wahres Muster des einfachen häuslichen Lebens auf. Und wenn gleich noch viele andere Familien, sowohl in den Dörfern, als auf den Höfen, bei näherer Bekanntschaft sehr gewinnen; so ist es mir doch vorzüglich um dieser willen leid, wenn der Verkauf dieses Theiles der Herrschaft zu Stande kommen sollte. Der alte Mann war schon bei dem Vater des Barons Bedienter, und ist dadurch einer Seits an seine vormalige Herrschaft und auf der andern Seite doch seit Jahren an diesen Fleck der Erde, an diese Hügel und Tiefen, Aecker, Wiesen und Häuser so ganz gewöhnt, daß er sich nur mit Mühe von einem von beiden wird trennen können."

Wilhelm verwunderte sich, daß der Baron sich habe entschließen können, seine Besitzungen durch einen theilweisen Verkauf so zu zerstücken, und vornehmlich jetzt, wo er bereits vollkommen in diesem Theile derselben eingerichtet sey.

„Er würde es schwerlich gethan haben," entgegnete der Hauptmann, „wenn ich nicht selbst wegen des höchst ansehnlichen vorläufigen Gebotes ihm dazu gera-

then hätte. Da aber theils von seinem Vater her, theils durch die jetzige Heirath eine ziemlich bedeutende Schuldenlast auf seinen Besitzungen haftete; so hielt ich es selbst für vortheilhaft, daß er sich auf diese Weise auf einmal davon befreite. Denn ohne Freiheit von Schulden scheint mir keine gute Oekonomie möglich, und der Genuß der größesten Besitzungen verleidet. Und wozu sollte der Baron so ängstlich seyn, da er keine Hoffnung auf männliche Erben hat, und der künftige Aufenthalt seiner Tochter noch immer ungewiß ist."

„Und welches ist denn der Graf," fragte Wilhelm, „der diese Güter zu kaufen gedenkt?" Er hatte sich diese Frage schon früher vorgenommen, weil ihm schon gestern bei der Erwähnung eines Grafen

jene Familie eingefallen war, die wir bereits kennen, und die mit dem Besitzer dieser Güter verwandt war.

„Vielleicht ist Ihnen sein Name wenigstens bekannt; denn er hat eine Schwester des Freiherrn Lothario zur Gemahlin. Ueber seine Persönlichkeit kann ich Ihnen nicht bestimmt antworten, da es schwer ist, den mit ihm vorgegangenen Veränderungen aus der Ferne der Beobachtung nachzufolgen. Gegenwärtig hat er den Plan gefaßt, irgend wo eine neue Colonie von Herrnhuthern zu stiften, und dazu scheint ihm diese Gegend, wegen der Nähe großer Handelsstraßen und einiger berühmten Bäder, und wegen ihrer Gewerbsamkeit, auch ohne daß er sie näher kennt, sehr geeignet. Da seine Vermögensumstände ihn nicht hindern, so

wird er allerdings manches zum Vortheil der Bewohner thun können; ob er aber den Geist des herrnhuthischen Wesens gefaßt habe, und ob die Einwohner, welche er vorfindet, in seine vielleicht unentwickelten Ideen leicht eingehn werden, daran zweifle ich. Auf jeden Fall wird es gut seyn, daß die frühere gutsherrliche Familie noch immer in der Nähe wohnen bleibt, worauf er selbst, wie mir der Baron schreibt, angelegentlich dringt."

Wilhelm wurde durch diese Mittheilungen ein wenig überrascht; denn ungeachtet seines nahen Verhältnisses zu Natalien, empfand er eine gewisse Scheu vor einem Zusammentreffen mit jener Familie, auf deren Schicksale sein Leichtsinn so entscheidend eingewirkt hatte. Er behielt seine

Gedanken in seinem Herzen, konnte aber nicht umhin, im Blick auf die weite Gegend mit so vielen Bewohnern, deren sämmtliche Lage eine vielleicht nicht günstige Veränderung erleiden sollte, über die Größe von unvermutheten Folgen nachzudenken, die oft durch einen scheinbar unbedeutenden Fehltritt zur Wirklichkeit gerufen werden.

Als sie auf der Höhe des Bergrückens angekommen waren, öffnete sich eine sehr angenehme und ausgedehnte Aussicht auf verschiedene Thäler, die durch niedrigere Gebirgsreihen geschieden und überall wohl angebaut sich bis in eine weite Ferne gesellig neben einander reiheten, und ihre Gewässer alle dem Strome zuführten, der sich durch eine Schluft in das größere, hinter ihnen liegende Hauptthal hinein wand.

Mit Hülfe eines englischen Taschenperspektivs zeigte der Hauptmann unserm Freunde einige namhafte Ortschaften und charakterisirte ihm die Beschaffenheit der Gegend, wie der Bewohner mit so kurzen, verdeutlichenden Zügen, daß sich wohl erkennen ließ, wie er überall wohl bekannt und oft gewesen sey.

Achtes Capitel.

Sie wanderten eine Zeit auf der Anhöhe hinaus und lenkten dann in eine Allee ein, die gerade auf den Schloßpark zulief. Wilhelm erinnerte den Hauptmann an sein Versprechen, daß er ihm seine Ideen über die Lectüre der poetischen Werke habe mittheilen wollen. Auf diese Auffoderung ging derselbe sogleich dazu über, und wir theilen sie um so lieber mit, da unser Freund dieselben durchaus billigte.

Man müsse, war die Meinung, ein Dichterwerk schon aus dem nämlichen Grunde mehreremale lesen, aus welchem man über eine musikalische Composition nicht nach dem ersten Hören urtheilen zu können glaube. Denn so wie bei diesem die Harmonie etwas anderes sey, als die Melodie, die gleichzeitige Verbindung und Stärke der Töne etwas anderes, als die Art ihrer Folge, und wie von beiden das Urtheil über Einheit und Originalität, oder Gezwungenheit und Nachahmung des Ganzen verschieden sey: so müsse man auch bei einem Dichterwerke wenigstens ein Dreifaches unterscheiden, und darum ein jedes, über das man urtheilen wolle, aufs allerwenigste dreimal aufmerksam durchlesen.

Zuerst müsse man der Idee nachzuspü-

schen suchen, welche der Dichter vorzugsweise ins Auge gefaßt und gleichsam in einem Bilde darzulegen sich zum Ziele gesetzt habe; dieses Geschäft gleiche dem des Tonkünstlers, der zunächst nach dem Grundaccorde einer Composition forsche. Selten sey ein Werk gelungen, worin nicht eine bestimmte große Idee vorwalte und alle Theile durchdringe; ja die sämmtlichen Werke jedes berühmteren Schriftstellers seyen oft nur wie ein zusammenhangender bildlicher Commentar einer einzigen solchen umfassendern Idee. Denn die Liebe, das Schicksal, die Freiheit, die Tapferkeit, die Güte und was man sonst wegen des weitern Umfangs nicht bloß Begriff, sondern Idee nenne, habe diesen Namen wohl eben deshalb, weil es nicht in einer schlichten Worterklärung begriffen, sondern nur durch eine

umfassendere bildliche Darstellung anschaulich gemacht werden könne. Im rechten Verstande müsse darum jede dichterische Arbeit ideal seyn, das heiße, dazu dienen, um irgend eine große Idee in ihr, wie im Bilde ausgesprochen finden zu können, und darin bestehe gerade der Adel der Kunst und die Nothwendigkeit, sich durch dieselbe zu bilden, daß sie etwas leiste, was keiner Wissenschaft zu leisten möglich und doch für die reine Bildung des Menschen unentbehrlich sey. Denn was alles Wissen, aller Reichthum an Erfahrung für denjenigen bedeuten wolle, der die Liebe, die Freiheit, das Rechte, die edle Tapferkeit und alle andre Auszeichnungen der Menschenseele nicht anders, als aus Definitionen begreife? Und wenn die eigene Erfahrung auch bei glücklichen Einzelnen zum unmittelbaren

Verständniß einer einzelnen Idee führe, wie die Allseitigkeit der Bildung hier je zu erwarten sey, wenn nicht Menschen mit offnem Sinn für das Edle und Göttliche es aufzufassen, im Bilde festzuhalten, Andern in seinem Wesen mitzutheilen und die Anerkennung desselben bei ihnen herbeizuführen wüßten?

Nach diesen Sätzen, die wir gern ausführlicher in des Hauptmanns eignen Worten mitgetheilt hätten, fuhr derselbe fort: „Es ist allerdings zu unterscheiden, welche dieser Ideen ein Schriftsteller vorzugsweise mit Begeisterung aufgefaßt hat, und welche er nur in so weit darzustellen weiß, daß er sie nicht verletzt. So finden Sie in Klopstocks Werken die wahre Heiligkeit so lebendig ausgesprochen, wie nirgend sonst, und

dagegen die Tapferkeit in einzelnen patriotischen Stücken nur so weit begriffen, als wir selbst etwa sie darzustellen uns zutrauen würden. In den zahlreichen Werken Fouqué's ist gerade der umgekehrte Fall. Der reine Muth ist hier bei weitem glücklicher als bei jenem Schriftsteller, auch glücklicher als beim Virgil veranschaulicht; aber in allen seinen Personen ist es ihm nicht gelungen, uns die heilige Herzensreinheit, wie Klopstock, begreiflich zu machen. In vielen Stücken Schillers finden Sie eine so gefühlte Symbolisirung der Freiheit, daß vielleicht alle Nationen darin nichts Gleiches aufzuweisen haben, und dagegen finden Sie in Heinse's Schriften diese nämliche Idee durch das Extrem der Ungebundenheit verunreinigt. In manchen Tragödien der Alten werden Sie die Idee des Schicksals,

und in einer Unzahl neuerer Schriften die der Liebe als die vorwaltende bemerken. Bei jeder Schrift nun zu untersuchen, welches die eigentlich herrschende Idee sey, bis zu welcher Klarheit der Dichter sie herausgehoben habe, welche andere Ideen er damit etwa verflechte und wie weit er sie rein behandle, oder mißverstehe und verletze: das, meine ich, sollte Jeder sich zuerst fragen, der den Adel der Kunst empfindet und es weiß, warum er sich durch sie bilden will. Von dem hier gefundenen Resultate hängt das Haupturtheil über den Werth eines Werkes ab; denn aller Firniß der Sprache, alle Fülle der Phantasie kann ein Werk ohne Einheit und Wahrheit der Idee noch nicht neben das ungelenkte Werk eines Verfassers hinauf heben, der eine klar und rein erkannte Idee mit warmer Begeisterung

auffaßte und weder Sprachgesetze, noch Schönheit des Styls kannte. Jenes giebt uns nur eine vorübergehende Unterhaltung, indem uns dieses dem wesentlichen Schönen selbst näher führt und nur jenes, aber nicht dieses kann durch Fleiß und Fertigkeit nachgeahmt oder selbst übertroffen werden."

„Wenn wir nun aber beim ersten Lesen dasjenige im Auge halten, was höher ist als alle Kunst, indem diese ihm nur dienen kann; so ist es billig, daß wir beim zweiten zugleich an uns selber denken und an einen großen unmittelbaren Gewinn, den dichterische Kunstwerke und nur sie allein uns verschaffen können. Eine flüchtige Betrachtung dessen, was wir unser inneres Leben nennen, wird Sie erinnern, daß dasselbe eigentlich aus einer einfachen, von

Moment zu Moment sich an einander reihenden Kette von Gedanken bestehe. Wirklich denken wir in ein und demselben Augenblicke jedesmal nur einen einzigen Gedanken in voller Klarheit, und so lange wir nicht von außen gestört oder zerstreut werden, verknüpfen sich diese einzelnen Gedanken und Bilder nach einzelnen, sehr bestimmten und, wie ich voraussetze, Ihnen bekannten Gesetzen. Sie sehen ohne Mühe, daß sich diese regelmäßige Fortleitung unsers innern Lebens ganz füglich mit der Melodie in der Tonkunst vergleichen läßt, die ebenfalls ihre bestimmten Gesetze hat, nach welchen die Künstler sich richten. In beiden Fällen kommt es nicht sowohl auf die erlernte Kenntniß dieser Gesetze an, als auf Gefühl und Uebung. Es ist unmöglich, daß Mozart bei jeder Note, die er

schrieb, sich deutlich erinnert habe, welche Töne nunmehr nach den Gesetzen folgen dürften, und eben so unmöglich, daß auch der kühlste Denker bei jedem niedergeschriebenen Gedanken sich befrage, welcher nach den innern Regeln am natürlichsten folgen könne. Die schnelle Entscheidung hierin, ohne Mißgriffe zu thun, ist ein Vorzug des lebhaften Sinns, und die wenig sich Rechenschaft abfragende Begeisterung ist darin gewöhnlich glücklicher, als die behutsamste Ueberlegung. Isokrates arbeitete an einer Rede zehn Jahre und Demosthenes vielleicht nur wenige Stunden, und doch war noch nie ein Beurtheiler unentschieden, welcher von Beiden in der Verbindung und Fortleitung der Gedanken glücklicher sey. Wenn aber das ganze innere Leben sich beinahe auf diese melodische Fortleitung der Gedan-

ken beschränkt, so überzeugen Sie sich mit mir ohne Mühe, wie wichtig es für Jeden seyn müsse, daß er sich übe, um nicht bloß jeden einzelnen Gedanken richtig, deutlich und vollständig zu denken, sondern auch von einem zum andern nach den Gesetzen der innern Schönheit, man könnte sagen, der Melodie des Lebens, überzugehen. Wenn durch vertrauliche Bekanntschaft mit den großen Ideen, von denen wir früher sprachen, die einzelnen Gedanken Leben, Gewicht und Adel erhalten haben, dann fehlt uns ja in Wahrheit nur diese Uebung, auf den ersten, vielleicht zufälligen Anklang unsre Gedanken in schöner Folge hervortreten zu lassen, um ein geistiges Leben zu führen, das mit Recht schön genannt werden kann, und dessen Gedanken man nur unverändert aufzuschreiben brauchte, um sie

in jedes dichterische Werk einzurücken. Alle Wissenschaft und alles Lernen kann uns aber, wie ich wiederholt behaupte. dazu wenig nutzen, desto entschiedener aber jedes wahrhafte Dichterwerk. Denn von einem Dichter fodere ich, daß er sich geübt habe, seine Gedanken bestimmt und schön auszudrücken und sie in einer schönen Ordnung folgen zu lassen. Er soll mit sorgfältiger Durchsicht alles Unbestimmte, alles Aphoristische vor der Bekanntmachung seines Werkes fortschaffen. Dann besitzen wir an seinem Werke eine Handleitung, um uns selbst in der Schönheit des Gedankenlebens aufs glücklichste zu üben. Wir brauchen nur mit einer ungetheilten Aufmerksamkeit die uns vorliegenden Gedanken nachzudenken, ohne eigene fremde Einschiebsel von einem zum andern überzugehen; so werden wir

unläugbar zunächst während der Dauer unserer Lectüre durchaus nach den Gesetzen des Schönen unsre Gedanken fortleiten. Oft und im rechten Sinne wiederholt, wird uns aber diese Uebung bald zu einer, uns selber eigenen Fertigkeit in geregelter Gedankenverknüpfung führen, die von einer wahren Cultur untrennbar ist."

„Erst nach dieser zweifachen Benutzung eines Dichterwerks, die mit einem zweimaligen Lesen doch kaum gethan ist, wird es Zeit seyn, daß wir an ein beurtheilendes Lesen gehen; denn erst dann haben wir alle Materialien zu einer wahren Critik in uns gesammelt. Wir werden dann weder so ins Allgemeine hin reden, wie die öffentlichen Anzeigen poetischer Werke, noch uns an Einzelheiten hangen, wie die meisten

Rezensenten in geselligen Zirkeln; wir werden vielmehr im Stande seyn, jedes Werk mit ähnlichen früheren zu vergleichen, in welchen dieselben Ideen vorwalten, den Gehalt des Verfassers und seine technische Fertigkeit, jede für sich allein, zu würdigen, und wir werden Muße haben, um alle wesentlichen oder kleinen und zufälligen Eigenthümlichkeiten, Gewöhnungen und Kunstgriffe des Schriftstellers mit geübtem Auge herauszufinden. Allerdings ist diese letzte Art der Lectüre vornehmlich nur für diejenigen, welche selbst zu schreiben gedenken; aber sie kann doch auch uns interessant seyn, und wenn wir gleich nie Autoren werden sollten, so kommen wir doch häufig genug in den Fall, etwas zu erzählen und länger im Zusammenhange zu reden, und das

sollte man für eine eben so schwere Kunst halten, als die Schriftstellerei."

„Leider," sagte Wilhelm, „sind diese so sehr richtigen Gedanken über das Lesen der Dichter mir selbst noch nie beigefallen. Immer blieb ich bei der, wo nicht flüchtigen, doch unbestimmten Manier, die man gewöhnlich befolgt, und ich sehe nun wohl, weshalb ich so wenig Vortheil daraus gezogen. Freilich mußten Sie sich wundern, wenn Sie hörten, daß ich so vieles in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes durchzunehmen mir vorgenommen; denn wie ich gegenwärtig darüber urtheile, so wird es mir nicht überflüssig scheinen und ich werde Lust genug in mir finden, die bessern Werke zwölf und mehrere Male mit Aufmerksamkeit von vornen anzufangen."

„Das freut mich," beschloß der Hauptmann das Gespräch zugleich mit dem Spaziergange; „denn ich sehe voraus, daß Sie gleich bei dem ersten Punkte auf starke Schwierigkeiten stoßen werden. Es kostet eine sehr anhaltende Uebung, um nur eine einzige große Idee in voller Wahrheit, so daß sie uns selbst zu durchdringen und zu beleben anfängt, zu begreifen, wie viel mehr, wie es doch unser aufgestelltes letztes Ziel ist, sie alle richtig zu taxiren. Nicht im Glauben und Aberglauben, oder in der sinnlichen Erfahrungssphäre, hier, gerade hier sind eigentlich die ewigen Vorurtheile zu Hause. Ganze Völker wissen gar nicht, was Freiheit, ganze Stände nicht, was Wahrheit eigentlich sey. Die Liebe ist ganze Zeitalter hindurch unrecht begriffen, die Schönheit nur von Einzelnen unter Millionen mit einem klaren Geistesauge angeschaut. In der ganzen griechischen Ideensphäre, so weit wir sie kennen, fehlt die Idee der Heiligkeit völlig. Urtheilen Sie selbst, was wir Einzelne unternehmen, wenn wir hier mit oberflächlichen Worten nicht uns selber täuschen, sondern durch reines Licht zu einer edlen Wärme, durch innige Erkenntniß zur eigentlichen Begeisterung, durch einen Dienst des wahrhaft Göttlichen zum einzigen Adel der Menschheit uns selber läutern und erheben wollen."

Neuntes Capitel.

Der Lese-Cirkel hatte sich gebildet. Da Alle daran gleiches Interesse fanden, so befolgte man genau die zu Anfange bestimmte Ordnung. Morgens wurde im Garten, Abends in dem Bibliothekſaale, und oft auch am Tage, wenn sie die Gegend durchstreift hatten, auf einer schönen Anhöhe, unter schattenden Baumplätzen oder auf Ruhesitzen am Wasser gelesen.

Der Hauptmann und Mathilde waren schon an die, von dem erstern als die beste erklärte Weise gewöhnt, und dieser besonders wußte die in einem Werke liegenden Grundansichten so fein zu entwickeln und so schnell zu berichtigen, daß in seinen Bemerkungen jederzeit die geistvollste Critik des innern Werthes und Gehaltes gefunden wurde. Seine Kenntniß aller freien Wissenschaften und aller Lebens- und Standes-Verhältnisse war wahrhaft bewundernswürdig, und er benutzte sie im Gespräche so gewandt, daß alle seine Urtheile dadurch eine bündige Klarheit erhielten, ohne nur von fern den abschreckenden Anschein von Unzeitigkeit und Ungehörigkeit anzunehmen. Die Beurtheilung der Formen und Verknüpfungen in den Gedanken schien er dagegen schon längst Mathilden überlassen zu

haben, und wenn sie sich gleich seltener äußerte, so entging ihr doch nicht leicht eine Stelle, worin der Ausdruck nicht ganz klar, oder der Gedanke nicht schön, oder die Entwicklung nicht befriedigend war. Wilhelm getraute sich nicht, mit ihnen darin zu wetteifern, sondern suchte nur von ihnen zu lernen. Dagegen schienen sie auf seine Stimme zu warten, wenn es galt, das Technische eines Werkes, seine Anlage, Verwicklungen, Expositionen und alles zur Ausführung und Anordnung Gehörige zu würdigen.

Die Wahlverwandtschaften waren an einem schönen Abende im Park beendigt. Ueber der Lectüre war schon vieles von den beiden Hausgenossen bemerkt worden, was einem Tadel glich, ohne daß Wilhelm im

Stande gewesen wäre, die Vertheidigung des Dichters mit Glück zu übernehmen. Der Hauptmann machte an vielen Stellen darauf aufmerksam, daß in dem Werke eine völlige Unklarheit in Absicht der höchsten Grundsätze herrsche, und daß man in ihm keine andre Idee nachweisen könne, als eine Ansicht von der Liebe, die, wenn sie gegründet wäre, diese selber zu einer physischen Nothwendigkeit entadeln, ja zu einer, dem nach aller Dichter natürlicher Ansicht auf Schönheit berechneten Weltplane feindseligen Gewalt herabwürdigen müsse. Hierin wagte unser Freund ihm nicht einzureden. Desto lebhafter aber widersetzte er sich, als die Behauptung aufgestellt wurde, daß in der ganzen Dichtung nur lauter mittelmäßige Charaktere enthalten wären.

„Ich will mich näher erklären," sagte der Hauptmann, „obwohl ich voraussehe, daß dadurch der kleine Krieg über Ihren Liebling nicht verhindert, sondern in seinem Ausbruch beschleunigt werden wird. In allen verschiedenen Werken unsers Dichters finden wir einen Charakter wiederkehren, der unter anderem Namen doch nur dasselbe Wesen zu seyn scheint. So wie ein Schauspieler vielleicht zwölf und mehrere Rollen hat, in welche er sich leicht hinein denken kann, und die ihm ein eben so vielfach verschiedenes Costüm geben, ohne doch die bestehende Gleichheit seines Wesens aufzuheben: so sehen wir dieselbe Person in den größeren Dichtungen des Verfassers unter andern Umständen regelmäßig wieder erscheinen. Mangel an einem eigentlichen Charakter, an inneren Gesetzen, an Treue

und Consequenz in dem zuerst leidenschaftlich ergriffenen, starke Passivität gegen Einwirkung der Umstände, besonders eine leidenschaftlich unklare Vorstellung von der Liebe, eine totale Umänderung innerhalb des Zeitraums, welchen die Dichtung schildert, und eine Beschränktheit, welche die Gränze des Erlaubten und Unerlaubten weder durch Grundsätze, noch durch Glauben festzuhalten weiß, sondern durch die Erziehung anfangs gezogen überkommt und nachher durch Sophismen ganz aufhebt: diese vielen, sehr bestimmten Züge müßten Sie und Jeden, wie ich meine, von der Identität der Person überzeugen, ob diese auch scheinbar als junger Maler, als Bürgerssohn, als Ritter, General, Dichter, Schriftsteller, Baron oder unter noch andern Bezeichnungen vorgeführt wird. Und

nun frage ich Sie, ob Sie im Werther, Clavigo, Taſſo, Egmont, Hermann, ja auch ſelbſt im Götz, Fauſt und Oreſt nicht alle jene angegebnen, die Identität beurkundenden Züge, und dann zugleich auch den Eduard unſrer Wahlverwandtſchaften wieder finden? Ob es itzt überall der nämliche Charakter ohne eigentlichen Charakter, ohne feſtes Wollen, ohne innere Klarheit, ohne ſichere Kraft, ohne eigentlichen Muth ſey, bei dem es durch die Umſtände entſchieden werden muß, in welcher Geſtalt er uns zuletzt erſcheinen wird?"

„Das iſt eine wunderliche und für den Dichter keineswegs vortheilhafte Anſicht," rief Wilhelm hier aus, „und ich kann mich nicht erinnern, ſie ſchon irgend wo gehört zu haben."

„Daran würde wenig liegen," verſetzte der Hauptmann; „denn es würde erſt zu unterſuchen ſeyn, wie häufig oder wie ſelten richtige Vorſtellungen von dem Weſen der Kunſt, ruhige und freie Beobachtung und das Talent, Weſentliches und Zufälliges zu ſcheiden, gefunden werden. Aber finden Sie in meiner Behauptung einen Grund, ſie für falſch zu halten?"

„Das zwar nicht," entgegnete Wilhelm, „ſie iſt mir zu neu, um ſogleich darüber urtheilen zu können. Aber ich hoffe, unſre Freundin wird ſich des ſo hart angefochtenen Dichters annehmen, da er doch der Liebling vieler Damen iſt."

„Wenn ich meine Anſicht eingeſtehen ſoll," erwiederte Mathilde, „ſo habe ich

seinen Männern nie Geschmack abgewinnen können; sie sind vielleicht Alles, nur scheint mir, keine rechten Männer. Wenigstens, wenn ich sie mir alle lebendig denke, möchte ich nicht unter ihnen leben. Denn ohne die Bürgschaft einer innern schönen Stärke, ohne Hochachtung gegen heilige Verhältnisse, ohne den uns Alle verbindenden und sichernden, gemeinschaftlichen Glauben, sind sie doch mehrentheils nur selbstsüchtige Schwächlinge, die keinen Gehorsam gegen eine in sich festgesetzte Regel kennen. Mich dünkt, Liebhaber könnte ein Mädchen, das körperliche Reize besitzt, leicht an allen finden, aber einen Freund wohl an keinem."

Diese mit einer liebenswürdigen Entschiedenheit unbefangen gesprochenen Worte brachten unsern Freund vollends in Verwirrung. Und doch kränkte es ihn, daß eben der Schriftsteller so unschonend angegriffen wurde, dessen Manier ihm so vorzüglich gefallen, in dessen Ansichten er so viel Bildendes gefunden, der seinen meisten spätern Versuchen in der Poesie als Muster vorgeschwebt hatte. Ihm war beinahe, als ob es gelte, daß er sich selbst vertheidige.

„Wenn ich offen seyn darf," versetzte er, „so scheint mir es, daß Sie keinen rein künstlerischen Gesichtspunkt für ihre Critik wählen, und ich habe schon öfter zu bemerken geglaubt, daß Frauen ein Werk selten ohne zu nahe Beziehung auf sich selber beurtheilen. Sobald Sie indeß denken, daß diese Menschen unter andern Gesetzen, Verfassungen und Sitten lebten; so

werden Sie vielleicht schonender verfahren und dasjenige, was bei uns etwa die Polizei bestrafen, oder ein Geistlicher tadeln würde, nicht geradezu für einen Fehler in der Composition des Künstlers halten."

„Ich wünschte nicht," sagte der Hauptmann ernst, „daß dieses Urtheil in jeder ruhigen Stunde von Ihnen unterschrieben würde; und ich glaube, daß Mathilde dieses Mal das Wesen der Kunst besser im Auge gehalten, als Sie. Soll in der Kunst bloß die Darstellung dasjenige seyn, worin das Schöne liegt, so bleibt zwischen niederländischer und italienischer Malerei, zwischen Porträten und Antiken, zwischen Boccaz und Schiller, zwischen Properz und Klopstock kein Unterschied, und sie erscheint überhaupt als etwas sehr Untergeordnetes

und Entbehrliches. Sobald wir aber fodern, daß sie auch in ihrem Gehalt das Schöne ausspreche, sobald wir sie zur Prophetin und Priesterin des Geistigen und Göttlichen erheben; so ist Göthe allerdings zu tadeln, daß er seinen Männern nicht den Reiz zu geben wußte, den ein weiblicher Sinn als den eigentlich männlichen am besten herauszufühlen weiß. Aber ich hoffte, wir seyen schon längst darüber einverstanden, daß es höhere, himmlischere Grazien gebe, als die der bloßen Diction."

Wilhelm war ein wenig beschämt; denn er fühlte wohl, daß der Hauptmann Mathildens wegen mit größerem Nachdruck sprach, und er war billig genug, Beide in ihrer sittlichen Strenge zu ehren. „Ich bitte mir Zeit aus," sagte er, „um das, was

mir so neu ist, erst in einer sorgfältigen Durchsicht der Götheschen Schriften zu prüfen. Lassen Sie uns etwa jetzt die andern Charaktere unsers Romanes untersuchen; vielleicht gelingt es mir mit deren Vertheidigung besser."

„Nein," sagte Mathilde lächelnd, „wir wollen uns des Waffenstillstandes zwischen den Männern freuen; wer weiß, ob die Feindseligkeiten nicht von neuem ausbrächen?"

Auch der Hauptmann meinte, daß Wilhelm seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr theilen müsse, wenn er eine bestimmte Entscheidung über den Dichter für sich selber suche.

„Sehen Sie, der Mond pflanzt die weiße Fahne auf," sagte jene und deutete auf den hervortretenden Vollmond. Der Park war schon dunkel und das Gefühl des Friedens schien von dem Himmel nieder auf die Erde zu schweben.

Zehntes Capitel.

Einige Tage später hatten die beiden Männer wieder einen weiteren Spazierritt gemacht, um gelegentlich in den Haushaltungen verschiedener Familien nachzusehen, die von der Gutsherrschaft einer besondern Unterstützung genossen. Auf dem Rückwege wandten sie sich gegen ein, in einem Seitenthale ziemlich versteckt liegendes Dorf, worin die einzige Kirche der Herrschaft lag.

Der Pfarrer, bei welchem sie vorkehrten, ein hagerer, beinahe düsterer Mann im mittleren Alter, hatte für Wilhelm wenig Einladendes. Gleichwohl zeigte der Hauptmann gegen ihn eine große Freundlichkeit und ein achtungsvolles Zutrauen, und verweilte lange bei ihm, ungeachtet das Ansehen des Studirzimmers und des ganzen Hauses, in welchem keine Frau war, um Sauberkeit zu halten, unserm Freunde zu dem Aeußeren seines einzigen Bewohners durchaus zu passen schien.

Der Geistliche war von dem eingeleiteten Gutsverkaufe bereits unterrichtet, und erkundigte sich sehr genau nach der Persönlichkeit und dem Charakter des Grafen und nach den Veränderungen, welche er muthmaßlich in den kirchlichen Einrichtungen

seiner neuen Untergebenen vornehmen dürfte. Für Wilhelm war diese ganze Unterhaltung wenig interessant, ja beinahe beschwerlich, und er sah es herzlich gerne, als der Geistliche zu einem Kranken abgerufen wurde und auch sofort ohne Umstände sich von ihnen beurlaubte und zugleich mit ihnen von dem zugeschlossenen Hause fortging. Der Hauptmann schien dieses alles in der Ordnung zu finden und versprach beim Scheiden, möglichst bald wieder herzureiten.

Als sie Beide wieder sich allein und im Freien befanden, sagte der Hauptmann: „Sie vermuthen wohl nicht, daß dieser Pfarrer einer der achtungswürdigsten Menschen ist, welche ich jemals kennen zu lernen Gelegenheit hatte."

„Wirklich hätte ich das ohne Ihre Versicherung nicht gedacht," antwortete Wilhelm.

„Und doch ist es wirklich so, und ich bin fest überzeugt, Sie würden nach einer nähern Bekanntschaft dasselbe Urtheil über ihn fällen. Ich kann mir freilich vorstellen, daß der stetige Ernst seiner Züge, die Unfreundlichkeit seines Zimmers Ihnen aufgefallen ist; aber Sie werden doch keine Spur von Verlegenheit, von Unbehülflichkeit, von Standesbeschränktheit an ihm bemerkt haben, und können daraus schon für gewiß annehmen, daß jenes schmucklose, strenge Aeußere seinen Grund in keiner Verwahrlosung seiner Bildung habe. Es ist wirklich nur der ungetheilte Eifer, womit er seinem Stande lebt, von dem er

eigentlich untrennbar geworden ist, welcher ihn auf weiter nichts achten lässet. Er scheint so wenig Zeit zu finden, an die Ausschmückung seines Hauses zu denken, als von der bewundernden Anerkennung seines Glaubens sich so weit herabstimmen zu können, daß ihm ein Scherz einfallen sollte. Alle seine Reden und Gedanken gehen nur auf die Religion aus, die er so wenig bloß in Hülfeleistungen für äußere Zwecke, als in gelehrten wissenschaftlichen Formen beschränkt sieht. Die bloße leibliche Hülfe erscheint ihm so unbedeutend, wie die gelehrte Kenntniß seiner Standeswissenschaften. Er ist in beiden untadelich, ohne davon nur zu reden. Aber wenn am Krankenbette der Arzt nicht mehr helfen kann, wenn es gilt, nach der Hülfe aus zeitlicher Verlegenheit ernstere Worte für

die Seele zu reden, wenn er Muße findet, um einmal im Vertrauen über die Vortrefflichkeit der Religion zu reden, da ist er mir wie ein Engel an Weisheit vorgekommen, der über allen Schein des Vergänglichen längst im Klaren ist, und doch mit bewundernswürdiger Geduld zu schweigen und auf die rechte Stunde zu harren weiß. Einen festeren, in sich zusammenhängendern Charakter, als den seinen, wird man schwerlich finden können."

Wilhelm meinte, die Plane des Grafen könnten ihm dann unmöglich gefallen.

„Sie haben gehört, daß er sich sehr genau erkundigte; aber ich glaube nicht, daß Sie ein Zeichen des Mißfallens werden bemerkt haben. Wenn er es auch em-

pfände, so scheint er es doch schon längst für gleichgültig zu achten, dergleichen zu äußern. Er kennt die Umstände des Barons und weiß, daß ich seine Ansichten kenne. Uebrigens betrachtet er Veränderungen dieser Art, als etwas, das er ohne Urtheil hinnehmen müsse, ohne an seinem Theile dadurch im mindesten sich stören zu lassen. Ich weiß voraus, daß er dem Grafen sich durch keine einzige Gefälligkeit wird zu verbinden suchen, und daß er eben so wenig übereilt gegen seine Unternehmungen eifern wird. Vielmehr zähle ich stark auf den Einfluß, den er seit langen Jahren auf seine Gemeinde gehabt hat, und glaube, daß wenigstens manche sich finden, die von ihm eine reinere Religion gelernt haben, als die neuen Einrichtungen ihnen geben könnten."

„Wie sehr ist es aber zu bedauern," versetzte Wilhelm, „daß ein so brauchbarer und von manchen Seiten selbst vortrefflicher Mann auf den ersten Blick so abschreckend erscheinen muß. Wie so viel Mehre würden sich bei einer angenehmern Außenseite seines Wesens zu ihm hingezogen fühlen, wie viel mehr noch würde sein Einfluß wirken, und wenn alle trefflichen Menschen zugleich eine einnehmende Außenseite besäßen, wie viel schöner würde uns unser Geschlecht erscheinen!"

„Freund," sagte der Hauptmann, „warum bedauern wir es nicht vielmehr, daß sich so viele Menschen durch die Außenseite und den ersten oberflächlichen Eindruck bestimmen lassen? daß so viele nur die äußersten Linien eines Charakters aufzufas-

sen wissen, und die Schönheit desselben nur nach solchen flüchtigen Umrissen beurtheilen können."

„Sie mögen Recht haben," entgegnete Wilhelm; „aber schwerlich werden Sie mir einreden, daß der würdige Mann, von welchem wir eben schieden, und mit ihm zahllose Andere sich sehr unvortheilhaft ausnehmen würden, wenn man sie unverändert in einer Erzählung darstellen wollte. Und das scheint mir doch zu beweisen, daß es nicht Unrecht sey, wenn man etwas an ihnen vermisset."

„Ich habe nichts dawider," versetzte der Hauptmann, „daß die, welche dazu gestimmt sind, ihr ganzes Leben wie eine Darstellung betrachten, und alle Ereig-

nisse, Zufälle und selbst alle ihnen begegnende Menschen als Theile derselben würdigen, und von ihrer täglichen Erfahrung einen ähnlichen Genuß fodern, wie von dem Lesen einer Epopöe, eines Romans oder eines Drama. Aber es scheint mir doch billig, daß diese wenigen sich gewöhnen, auch das anscheinend Gemeine und Unangenehme durch eine schärfere, eindringendere Beobachtung des innern Wesens, durch ein Mißtrauen gegen den ersten Sinneneindruck sich selbst zu verschönen, als daß die ganze menschliche Natur sich ihnen zu Gefallen umwandeln, und jedes verborgene Treffliche ihretwegen nach einer äußern Sichtbarkeit ringen sollte, die vielleicht seine eigenthümliche Vollendung hindern könnte. Wenn Sie wirklich, wie ich glaube, an eine solche dichterische Beurtheilungsweise,

an die Beobachtung Ihrer Lebenserfahrungen aus dem Gesichtspunkte des Schönen gewöhnt sind; so suchen Sie sich nur immer mehr über dasjenige, was jeder Stand, jedes Alter eigentlich seyn sollte, zu unterrichten, streben Sie immer mehr nach der Fertigkeit, das Innere eines jeden Menschen sowohl aus dem Aeußern zu errathen, als durch Gespräche, gleich einem Geiste, zur Sichtbarkeit zu rufen, und ich bin im voraus gewiß, daß Ihnen dann Charaktere, wie mein Freund dort im Dorfe, durchaus nicht weiter störend seyn, sondern in einem wahrhaft schönen Lichte erscheinen werden.„

Wilhelm schwieg nachdenkend. „Wenn ich mich nicht irre," sagte er endlich, „so machen Sie zwischen den Begriffen des

Schönen und des Trefflichen nicht den Unterschied, welchen man doch, wie ich glaube, zwischen beiden annehmen sollte, um den Fehler zu vermeiden, daß man nicht das bloß Treffliche mit dem Schönen verwechsele. Erinnern Sie sich nur der Charaktere, welche Richardson, Hermes und andere frühere Schriftsteller in ihren Werken aufstellten. Sie sind trefflich, aber man ist doch darüber einverstanden, daß sie nicht dichterisch sind."

„Und irre ich nicht," sagte der Hauptmann lächelnd, „so höre ich wieder den Bewunderer Göthe's in Ihren Worten."

„Wie so?" fragte Wilhelm. „Sie werden doch zugeben, daß Göthe ein bes-

serer Charakter-Maler sey, als etwa Richardson?"

„Muß ich denn wieder mit Ihnen streiten?" versetzte der Hauptmann, „und ich weiß noch nicht, wie Sie sich über unsere letzte Debatte entschieden haben. Sagen Sie mir doch zuerst, ob Sie das untersuchten, was ich vor einigen Tagen von den wiederkehrenden Haupt-Charakteren der Götheschen Schriften behauptete?"

„Zum Theil allerdings, und ich muß gestehen, daß ich wenigstens anfange, den Sinn Ihrer Meinung zu begreifen. Aber eben weil ich dadurch in eine Art von Zwiespalt mit mir selbst gekommen bin, möchte ich lieber Ihre ganze Ansicht von dem Dichter auf einmal kennen."

„Behüte," sagte der Hauptmann, „das wäre für mich eine Mühe, die der Gründlichkeit Ihrer Ueberzeugung doch nur schaden könnte. Wir wollen uns den Stoff zu künftigen Unterhaltungen nicht durch Schwelgerei aufzehren. Indeß will ich über das, was wir gerade jetzt besprechen, Ihnen doch meine Gedanken vorzulegen suchen."

„Daß Göthe ein besserer, oder ein mehr poetischer Charakter-Maler als Richardson sey, will ich jetzt nicht bestreiten. Er ist unläugbar vorsichtiger in der Auswahl der zu seinen Zeichnungen gewählten Züge, bescheidener oder klüger in der Weitläuftigkeit der Ausführung, mannichfaltiger in der Composition. Doch ist es eine andere Frage, ob Grandisons, Clariſſens und Pamelens Charakter nicht unter der Be-

handlung eines besseren Dichters schöner erschienen seyn würde, als vielleicht alle Charaktere Göthe's. Wenn Sie vermuthen, daß ich die Begriffe des Schönen und des Trefflichen nicht genug aus einander halte, so scheint es mir dagegen, daß Sie, wenigstens so eben, das eigentliche Schöne von dem Begriffe seiner technischen Darstellung oder Offenbarung nicht genau genug sonderten."

„Um mich kurz zu erklären, und Ihnen in einem klaren Satze den Streitpunkt zu geben, so halte ich Göthen für einen poetischen Geistes-Läugner. Ich glaube nämlich, daß er nicht die unsichtbare Gottheit, sondern nur ihre sichtbare Erscheinung anbetet, nicht das wesentlich Schöne, sondern seine Offenbarung."

„Das ist stark!" rief Wilhelm aus. „Dann wäre es ja sogar überaus gefährlich, sich durch ihn bilden zu wollen."

„Das behaupte ich allerdings zugleich. Keinem jungen Künstler würde ich anrathen, diesem Schriftsteller mit zu unvorsichtiger Bewunderung zu huldigen. Er würde unausbleiblich aus einem Priester des Göttlichen ein Götzendiener, der nur das Sichtbare zu finden weiß, und mich dünkt, wer die Versuche seiner frühern und spätern Nachahmer insgesammt vergleicht, der muß erkennen, daß sie alle das eigentliche Ziel ihres Strebens, den rechten Gegenstand ihrer Verehrung verloren haben. Denn was, das von Menschen je verehrt und bewundert wurde, finden Sie in Göthe's Schriften als heilig durchgängig erkannt

und dargestellt? Nicht die Ideen des Glaubens, nicht den höchsten Gedanken, nicht die ewige Bestimmung des Menschen, nicht die Frömmigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, nicht die reine Liebe, die geistige Kraft, den treuen Muth, nicht einmal die Ideen, welche den einzelnen Ständen der Menschheit zur Grundform liegen. Vereinzelte Aussprüche begegnen Ihnen allerdings über alles, aber eben so viele, die diesen gerade entgegen stehen, und alles wieder aufheben. Larven von Helden, Königen, Geistlichen, Rechtsbeamten, Kaufleuten, Staatsmännern finden Sie genug, aber keinen lebendigen Charakter, worin das Wesen des Begriffs repräsentirt wäre, wie etwa in den Gemälden des Vatikans die Religion, die Philosophie und die andern Facultäten. Alles Unsichtbare ist ein Chaos geworden,

worin unter Irrthümern und Schmutz einzelne Reste des Göttlichen umher treiben, und nur die Form steht fest."

„Nein," fiel Wilhelm ein, „halten Sie inne, es wird mir zu viel. Aber wenn ich nicht die Gewandtheit habe, um Ihnen augenblicklich mit ähnlichen entschiedenen Sätzen zu antworten, so sehen Sie das nicht an, als ob ich eine solche Meinung mit Ihnen theilen könnte. Wenn bei Göthen jene Ideen des Glaubens, der Freiheit, Wahrheit, Frömmigkeit, nebst den andern weniger bestimmt erscheinen, als bei Klopstock, Schiller und den meisten übrigen unter unsern Dichtern; so erkläre ich das einfach daraus, weil sie einem von Vorurtheilen unverblendeten Auge auch in der Wirklichkeit eben so unbestimmt offen-

bar werden. Göthe übersetzt nur die Stimmen der Natur rein aus der Ursprache des Herzens, und wo ein Herz in den Ahnungen des wahrhaft Göttlichen aufglühen mag, da findet es auch in Göthe's Schriften sicher irgend wo eine Spur, daß er einmal dasselbe empfand und ohne Uebertreibungen aussprach."

„Wir wollen uns von den allgemeinen Behauptungen zurückziehen, lieber junger Freund. Die gelegentliche Betrachtung des Einzelnen wird uns endlich am sichersten zu denselben wieder hinführen. Wir redeten vorhin von dem Pfarrer; Sie halten ihn für unfähig, in einer Dichtung zu erscheinen; ich dagegen behaupte, es gehöre nur ein hellerer Blick dazu, um in ihm einen wahrhaft schönen Charakter zu erken-

nen, vornehmlich darum, weil er das Wesen, die Idee seines Standes unverfälscht repräsentirt. Eben fällt mir ein, daß in den Wahlverwandtschaften von dem wunderlichen Mittler gesagt wird, daß er ein Geistlicher gewesen sey. Daß Sie diesen Charakter für gelungen halten können, glaube ich nicht; er fällt als sehr oberflächlich in die Augen. Die große Gewandtheit, die im Voraus an demselben gerühmt wird, bestätigt sich keineswegs; wir sahen ihn mit einer Ungeschicklichkeit verfahren, die mit einer mäßigen Weisheit zu vermeiden gewesen wäre. Aber lassen Sie uns diesen Mann uns etwas lebhafter vorstellen, wie ich Ihnen vorhin anrieth, daß Sie nicht bei dem ersten Anschein möchten stehen bleiben. Lassen Sie uns, wie es je des Lesers unbestreitbares Recht ist, denselben

als wirklich und etwa noch lebend denken. Daß er in den geistlichen Stand nicht paßte, ist offenbar genug. Wer so wenig sittliche Strenge hat, daß er nicht den Ehebruch schlechthin für ein Verbrechen erklärt, so wenig Energie, daß er ohne Ansehen der Person gleich Anfangs das Gesetz in Schutz nimmt, das er für ein göttliches bekennen mußte, so wenig feines Gefühl, daß er mit dem Weltheilande schon die Gedanken in diesem Punkte richtete, der gehörte allerdings nicht für den Dienst unserer Religion und that wohl, daß er es selbst empfand und davon zurücktrat. Aber widrig ist es, daß dieser ohnehin nicht sehr angenehme Mensch nun gleichwohl fortfährt, sich um die ehelichen Verhältnisse zu kümmern, ja mit einer unbegreiflichen Beschränktheit seiner Gedankensphäre fast nur

in diesem engen Kreise von Begriffen lebt. Sagen Sie, wenn ein so bornirter und doch zugleich so zudringlicher Mensch, der sich von einem Gelübde, eben so heilig wie das der Ehe, willkührlich lossagte, sich uns persönlich näherte, würden Sie ihm eine angenehme Außenseite zugestehen?"

„Nein," sagte Wilhelm, „ich gebe Ihnen diesen Mittler gern Preis, und gestehe auch gern, daß es fehlerhaft von dem Dichter sey, ihn so geschildert zu haben, daß eine lebhaftere Vergegenwärtigung uns zu einem verwerfenden Urtheil über denselben zwingt. Indeß war es vielleicht nur die Absicht Göthe's, auf irgend eine Art zu zeigen, daß jede fremde Einmischung in Familienangelegenheiten hinderlich sey."

„Keineswegs," entgegnete der Hauptmann, „denn es wird ja von Fällen geredet, wo dieselbe Einmischung eben den beabsichtigten Zweck erreicht habe. Und wenn etwa bloß die Verwickelungen gemeint seyn sollen, die durch eine lebhaftere Leidenschaft veranlaßt werden, so mußte nicht eine so unbehülfliche Einmischung, wie die des Mittler, gewählt werden, um den Satz wirklich durchzuführen; sondern die nachdrückliche Stimme, welche an das mahnet, wovor sich jedes, noch so verwöhnte Herz beugen muß, oder die Sprache einer wahren, schonenden Weisheit, welche den in der Leidenschaft umher getriebenen Menschen wie ein scharfes Schwerdt gleichsam spaltet, daß seine Einsicht sich seiner Neigung gegenüber sieht. Blieb diese Lösung aber nicht poetisch, so hinderte ja den Dichter

nichts, sich eine ganz andere Aufgabe zu setzen. Daß er aber gleichwohl diese wählte, ohne sie rein zu lösen, das ist immer mit Recht zu tadeln."

„Ueberhaupt," fuhr er fort, „da Wilhelm schwieg, „werden Sie beim Göthe finden, daß er weder das Wesen des geistlichen Standes, noch die poetische Seite desselben jemals gefaßt zu haben scheint. Denn von der Art des Mittler, der freilich aus demselben herausgetreten ist, sind alle Geistlichen, die sich in seinen Werken finden lassen; es ist unter ihnen dieselbe Gleichheit, die sich zwischen den Hauptcharakteren seiner Schriften bemerken lässet. Nie ist es die Religion, welche sie eigentlich beschäftigt, nie das ganze geistige Wohl der Menschheit, das sie im Auge halten; ihre

Ansichten sind nicht durch den Glauben, dem sie dienen, bestimmt. Gleich wie Aerzte, die etwa die Landwirthschaft trieben, oder Rechtsbeamte, welche sich der Naturkunde befleißigten, erscheinen sie alle in Thätigkeit außer ihrer Sphäre und man muß darum glauben, daß sie in derselben wenig sich umgesehen haben."

Freilich, meinte Wilhelm, möge diese Darstellung der Wirklichkeit nicht ganz ungleich seyn; denn er kenne selbst einige Geistliche von ganz ähnlichem Wesen, zum Beispiel einen, der sich zum besondern Geschäfte gemacht habe, Wahnsinnige zu behandeln.

„Das wird den Dichter nicht entschuldigen können," versetzte der Hauptmann.

„Mein Bruder ist auch dem Namen nach Geistlicher, aber in Wahrheit nichts weniger als das, sondern überall mehr, als in den religiösen Ideen heimisch. Aber wenn ich veranlaßt wäre, eine Erzählung zu schreiben, worin ich ihn verflechten müßte, so würde nichts mich abhalten können, ihn so vorzustellen, wie er im Widerspruch mit seinem äußerlich angenommenen Stande mir erscheinen muß."

„Am ehrlichsten wäre das allerdings," sagte Wilhelm lächelnd. „Indeß würde ich keinen Anstand nehmen, an Göthe's Stelle, wenn ich ein Unvermögen wahrnähme, die geistlichen Ansichten darzustellen, irgend fremde Hülfe zu suchen. Die Bekenntnisse einer schönen Seele zum Beispiel scheinen mir in einem sehr frommen Geiste

geschrieben. Wenn ich sie nun etwa in meine Biographie verflöchte, würden sie nicht die Lücke ausfüllen, die sich vielleicht bei mir eben so, wie bei Göthen, vorfindet?"

„Vielleicht wohl, wenigstens bei denen, welche die Verschiedenheit des Verfassers nicht aus innern Merkmalen herauszufinden wissen. Diejenigen aber, welche hierin geübt sind, würden Sie mindestens nicht täuschen. Da Sie selbst sich erklären, mit den religiösen Ideen fremd zu seyn, so haben Sie auch wohl nicht bemerkt, daß eben diese Bekenntnisse durch eine zweite Hand mehrfach verändert worden sind?"

„Wie?" fragte Wilhelm überrascht.

„Mathilde fühlte dieses an mehrern Stellen sogleich," sagte der Hauptmann, „als wir sie zuerst lasen. Sie fand besonders gegen das Ende, aber auch in der Mitte Widersprüche mit dem Charakter der Schreibenden, die sie sich nicht erklären konnte. Und wirklich waren diese Papiere meinem Bruder durch die Hände gegangen, im Styl ein wenig verändert und an zwei Stellen ein wenig abgekürzt, wo denn seine eignen dafür eingeschalteten Worte die Spuren enthielten, welche Mathilden aufmerksam machten. Sie sehen also, daß Göthe, wenn er ein Werk, wie die Bekenntnisse benutzte und etwa einschaltete, zwar die Mehrzahl täuschen, seinen Bewunderern vielleicht selbst als Herrnhuther erscheinen, aber eben durch die merkbare ån-

dernde Hand die Wahrheit an die Prüfenden verrathen würde."

„Wunderbar," sagte unser Freund, indem er noch vornehmlich an das ihm so interessante Manuscript dachte. „Aber wie kam denn diese Handschrift zunächst in die Hände Ihres Herrn Bruders?"

„Ich habe vorausgesetzt, daß er Ihnen persönlich bekannt wäre," sagte der Hauptmann, „indem Sie selbst mir einen Brief von ihm brachten, der Ihrer sehr genau erwähnte."

„Der Abbé?" fragte Wilhelm.

„Freilich eben der," erwiederte der Hauptmann.

Durch diese unerwartete Nachricht wurde der Fortgang des Gesprächs unterbrochen. Indeß, so neu sie Wilhelmen war und so befremdend wegen der verschiedenen Confession der beiden Männer, so hatte er doch den Hauptmann bereits zu genau kennen gelernt, als daß er gegen ihn, als einen Bekannten jener Gesellschaftsglieder, hätte ein Mißtrauen fassen können.

Elftes Capitel.

Wir erinnern uns eines Vorfalls, der früher unserm Freunde nicht unbedeutend erschienen war, ob er ihn gleich nachher vergaß. Bei seiner ersten Vorstellung des Hamlet hatte ein Unbekannter, als der Geist des verstorbenen Königs in Wilhelms Händen einen Schleier zurückgelassen, auf welchen er die ihm unerklärlichen Worte: „Flieh, Jüngling, flieh!“ fand. Erst ge-

raume Zeit nachher hatte er in Erfahrung gebracht, daß dieser Geist kein anderer, als der Abbé, oder dessen ihm noch unbekannter Bruder gewesen seyn müsse.

Es war in der That dieser letztere, den wir unter der Person des Hauptmanns kennen, welcher damals sich des verlegenen jungen Mannes angenommen hatte. Er befand sich eben zum Besuch bei seinem Bruder, als der blonde Friedrich vorsprach, der zuweilen sein Geld selbst aus den Händen seiner Verwandten abholen mußte, weil man seinen Aufenthalt nicht jedesmal kannte. Durch diesen war man schon früher auf Wilhelm aufmerksam geworden, der ja beinahe die Stelle eines Erziehers bei dem Wildfange vertrat, und es lenkte sich auch jetzt das Gespräch auf ihn hin. Der Abbé

war der Meinung, die seinen Grundsätzen gemäß war, daß ein Mensch auch in seinem Irrthume scheinbar frei bleiben, ja selbst bestärkt werden müsse, und hörte darum die Nachricht von dem förmlichen Engagement unsers Freundes sehr ruhig an. Der Hauptmann aber erklärte sich dagegen, weil es Irrthümer gebe, die nicht nur bis ans Ende bleiben, sondern auch auf Andre, selbst auf die folgenden Geschlechter übergehen könnten. Das Benehmen Wilhelms gegen den so wenig erkenntlichen Knaben und gegen seine andre Bekannte schien ihm eine edlere Grundlage zu zeigen, als ein Schauspieler zum Bau seines Glückes bedarf. Er hielt ihn für bildsam zu Allem und darum nicht für einen Stand gemacht, dessen Aufgabe es nur ist, nachzubilden, und der darum sich selber zu bilden nur

zu gewöhnlich vergißt. Er wußte seine Meinung durchzusetzen, mußte aber seinen Freunden darin nachgeben, daß er keine persönliche Bekanntschaft mit Wilhelm anknüpfte, die man zugleich Aureliens und des blonden Friedrichs wegen fürs erste nicht wünschte. So leitete sich jener wunderliche Vorfall ein, der indeß doch den beabsichtigten Zweck nicht erreichte.

Die beiden Freunde hatten sich also schon für einander interessirt, noch ehe sie sich kannten, und vielleicht war dieses Interesse an der Seite des Hauptmanns noch durch die Erzählungen des Marchese vermehrt worden, wenigstens scheint sein ganzes Benehmen gegen unsern Helden es zu bestätigen, daß er sich vorgenommen hatte, auf ihn mehrfach einzuwirken. Aus keinem

andern Grunde konnte er so geflissentlich die Vorliebe desselben für die Götheschen Schriften bestreiten und jeden Anlaß benutzen, um sehr nachdrückliche Behauptungen auszusprechen, die wohl weniger des geistvollen Dichters wegen aufgestellt wurden, als um mittelbar gegen die Liebhabereien und Vorurtheile des jungen Mannes zu streiten, die sich ihm in der Bewunderung eines solchen Schriftstellers zu äußern schienen.

Ob indeß der Hauptmann nicht noch einen weiteren Grund hatte, weshalb er sich unserm Freunde so angelegentlich näherte, das wird sich vielleicht späterhin entscheiden.

Am Tage nach dem Gespräche, welches wir zuletzt mittheilten, erzählte er un-

serm Freunde den ganzen Vorfall an jenem Abende, wo Wilhelm zum erstenmale in der Rolle des Hamlet auftrat.

„Gegenwärtig," sagte Wilhelm, „bin ich selbst der Meinung, daß ich für das Theater nicht geeignet sey; aber ich gestehe, daß mich diese Erinnerung damals befremdete, wo ich für meinen Stand so begeistert und auch so glücklich war, zu gefallen."

„Wenn ich offen seyn darf," versetzte der Hauptmann, „so mußten Sie in Rollen, wie die des Hamlet, des Prinzen in der Emilia Galotti, des Dom Carlos, des Egmont und Tasso eines ausgezeichneten Beifalls gewiß seyn. Diese Classe der noch schwankenden, zum Theil durch die Um-

stände gebildeten und wieder veränderten Charaktere mußte in ihrer Eigenthümlichkeit von Ihnen so lange leicht gefaßt werden, als sie im Grunde den darzustellenden Charakter schon selbst besaßen. Desto unglücklicher mußten sie in andern Rollen auftreten. So war also im Voraus Ihr Fach, worin Sie sich auszeichnen konnten, ohne eben eine strenge Schule gemacht zu haben, schon bestimmt. Das Ganze der Kunst, welche Sie gewählt hatten, zu umfassen, blieb für Sie unmöglich; Sie konnten es nie darin zur höchsten Vollkommenheit zu bringen hoffen, und das genaue Studium der für Sie geeigneten Rollen mußte Sie in einer Gemüthsbeschaffenheit fest halten, die Ihnen zwar Ihr Fach erleichterte, aber in Ihrer Bildung ein großes Hinderniß war."

„Also," sagte Wilhelm, „finden Sie zwischen meinem Charakter und dem Charakter des Hamlet, Tasso, Egmont eine bemerkbare Aehnlichkeit?"

„Nachdem ich schon einmal," versetzte der Hauptmann, „über die Götheschen Charaktere mich auf eine Art geäußert habe, die Ihnen hart zu seyn schien, müßte ich wohl vorsichtig mit meiner Antwort seyn. Denn Sie würden dann ohne Weiteres schließen, daß ich Sie nicht bloß dem Tasso und Egmont, sondern nach meinen frühern Aeußerungen, dem Werther, Faust, Eduard, Hermann, Clavigo und so weiter ähnlich fände und alles das Böse über Sie urtheilte, was ich über diese eingestandenermaßen ausgesprochen habe. Aber, lieber Freund, ein lebender Mensch, der es in seiner Ge-

walt hat, sich selbst wenigstens einen theilweise veränderten Charakter zu geben, ist immer anders zu beurtheilen, als ein dichterischer Charakter, der innerhalb der Gränzen der Dichtung abgeschlossen erscheint. Ueber den Lebenden richtet erst die Zeit der Reife, wo alle Formen fest geworden sind, ja oft erst das Ende; denn es begegnen uns zu Zeiten Erscheinungen, wie der Graf, von dem wir schon öfter redeten, die auch im spätern Alter sich noch merklich verändern. Also werden Sie es nicht als so ganz hart aufnehmen, wenn ich eingestehe, daß Sie mir wirklich mit Hamlet und den Götheschen Charakteren darin eine entschiedene Aehnlichkeit zu haben scheinen, daß es Ihnen noch bisher an der rechten Einheit, an einem entschiedenen Mittelpunkte, auf

den sich alle Erkenntnisse, Kraste, Grundsätze und Bestrebungen beziehen, fehlte."

„Ach," sagte Wilhelm, den sein eigenes Mißtrauen wieder anwandelte, „es ist leider nur zu gegründet! Ich habe es selbst oft genug empfunden und mir eingestanden, daß es mir bald an der rechten Klarheit, bald an der gehörigen Festigkeit mangelte; wie sollte ich es denn Ihnen übel nehmen, wenn Sie kein günstigeres Urtheil fällen? Was könnte Ihnen mehr Gelindigkeit vorschreiben, als ich gegen mich selbst übe? Aber das thut mir wehe," fügte er hinzu, „daß diese Unklarheit, dieser Wankelmuth so hervorstechend, so groß ist, um selbst denen schon aufzufallen, die noch so wenig von meinen Schicksalen und meinem Innern kennen!"

„Verlieren Sie den Muth nicht," sagte der Hauptmann; „denn Sie können mich doch für keinen solchen ansehen, der mit Ihnen noch gänzlich unbekannt wäre. Haben wir doch uns schon gegenseitig ein wenig kennen gelernt, und ich hoffe, Sie fühlen es, daß diese nähere Bekanntschaft mich Ihnen nicht entfremdet hat. Freuen Sie sich im Gegentheil, wenn Ihre Natur wirklich von der Art ist, daß sie sich leicht als diejenige kund giebt, welche sie wirklich ist. Die unglückliche Kunst des Scheins, der Repräsentation wird Ihnen dadurch freilich schwer; aber glücklich derjenige, der nicht eine Rolle, eine Charaktermaske, sondern sich selber durchs Leben durchführt. Entsinnen Sie sich unsrer ersten Gespräche. Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit ist das vorzüglichste Mittel zur Bildung. Man muß

nicht besser scheinen, als man ist, um so vollkommen zu werden, als man seyn kann. Sie haben selbst das Leben der bloßen Convenienz für unbedeutend erkannt gegen das rein menschliche Leben in und mit der Natur. Nur in jenem kann es einen Werth haben, seine Schwächen hinter den Formen zu verdecken, nicht bei dem Leben mit seinem Herzen, wie es der Fromme führt, nicht bei dem Leben in der Natur, wie wir es suchen. Freuen Sie sich darüber, daß jener Mangel von Ihrer aufrichtigen Natur so leicht verrathen wird. Noch besitzen Sie Jugend und Lebhaftigkeit genug, um das Fehlende zu gewinnen."

Mathilde kam zu ihnen heraus in den Garten; Wilhelm erröthete und der Haupt-

mann gab dem Gespräche schnell wieder eine Wendung ins Allgemeinere.

„Unter allen Charakteren, welche uns der große Shakspeare besonders ausführlich schildert, erscheint mir Hamlet als der einzige, welcher mit den gewöhnlichen Göthe'schen Charakteren zu einem Fache gehört. Etwas räthselhaft ist mir dieser Charakter, nach allem, was Schlegel, Krummacher und Andere darüber geurtheilt haben, noch immer und vornehmlich darum, weil er in der von Shakspeare benutzten Sage als ein ganz anderer, ungleich festerer, als ein nordischer Achill erscheint, voll Klugheit und Muth, der aber nach vielen Schicksalen mitten in der Zeit seines aufgehenden Glückes fällt. Der große Dichter erlaubte sich hier eine starke Veränderung, um die

von ihm vorzugsweise aufgefaßte Idee glücklicher darzustellen. Er wählte ihn nicht sowohl zum Helden, als zu einer nothwendigen Mittelsperson seiner Arbeit. Statt, wie er sonst pflegte, den in der Novelle enthaltenen Charakter zu erheben, zu verstärken, mußte er darum die in der Sage enthaltenen Züge diesesmal schwächen, zum Theil selbst auslassen, ohne dagegen nur einen einzigen hinzuzusetzen. So entstand sein Trauerspiel, wie wir es haben, wo der alte Held Amlet als ein nur für einen gewissen Stand der Convenienz gebildeter Prinz erscheint, der nothwendig ungewandt, unbehülflich und zuletzt unglücklich seyn mußte, als die Umstände ihn aus jener bekannten Lage in eine ernstere drängten, deren Mittelpunkt er seyn sollte, ohne daß er es seyn konnte."

Beinahe dieselbe Ansicht hatte, wie wir uns erinnern, Wilhelm selber schon früherhin gegen Serlo geäußert, und es freute ihn, diese Meinung durch des Hauptmanns Urtheil bestätigt zu finden.

„Also," fragte Mathilde, „liegt nach Ihrer Meinung, lieber Coucy, in Shakspeares Hamlet für uns die Weisung, daß man sich nicht zu sicher und unvorsichtig bloß für einen bestimmten Stand zu bilden habe, indem sich die Umstände plötzlich verändern können und wir uns dann rathlos finden?"

„Wir dürften allerdings zufrieden seyn," sagte der Hauptmann, „wenn das Nachdenken über dieses Trauerspiel uns nur diese eine, höchst wichtige Lehre einschärfte.

Indeß Männer, wie unser Freund, wollen im Urtheil über Kunstwerke schon eine andre Ausdrucksform. Da müßte man etwa sagen, der Hamlet sey ein Schicksalsdrama, worin die Idee liege, daß ein Mensch untergehen müsse, der den von ihm durch das Schicksal gefoderten Thaten nicht gewachsen sey. In Wahrheit enthält dieser Satz aber nur den von Ihnen anwendbarer ausgedrückten Sinn. Alle Menschen werden sich wie Shakspeares Hamlet benehmen, die sich nur äußerlich für gewisse bestimmte Lagen des Lebens zur Gewandtheit, aber nicht für alle mögliche Lagen zur Kraft und Resignation gebildet haben, sobald sich nur ihre Umstände so weit verändern, daß ihre erworbenen Fertigkeiten unbrauchbar werden. Die Folgen werden nicht immer so tragisch, wie für

Hamlet seyn, aber doch immer fühlbar genug. Belege dazu fehlen zu keiner Zeit, am wenigsten in der unsrigen, wo die gebildeten Stände so gewöhnlich nur zu einer Gewandtheit des Benehmens, zu einer Fertigkeit im Umgang, zu einem sichern Gleichgewicht in ihren Zirkeln erzogen werden, und doch so leicht durch den Wechsel der Staatsformen sich in eine Lage geworfen sehen, wo nur die Kraft nutzbar bleibt."

Zwölftes Capitel.

„Störe ich Sie auch vielleicht?" fragte der Hauptmann unsern, unter einer Linde in Lesen vertieften Freund.

„Keineswegs," sagte dieser, „ich wünschte Sie vielmehr in den Stunden, wo ich lese, immer bei mir."

„Das ist mir lieb. Und was lesen Sie denn?"

„Vorhin den Götz von Berlichingen zum Schluß; nun eben den Anfang des Werther. Aber ich weiß nicht, wie ich so anders urtheile, wie ehedem. Selbst der bewunderte Götz erscheint mir gar nicht mehr als ein rechter Held; er hat einen deutlichen Anflug von der innern Schwäche, die Sie an Göthe's Männern bemerkten, und die ich mir an einem solchen Ritter doch nicht wohl denken kann. Und wie ich nun vollends zum Werther komme, so empfinde ich zum erstenmale, daß mir selbst Göthe Langeweile machen kann."

„Daß Götz an vielen Stellen als ein wahrer Ritter erscheine," sagte der Hauptmann, „läßt sich nicht läugnen und erklärt sich für denjenigen ganz einfach, der es weiß, daß Göthe zuweilen fast wörtlich

dabei den alten Nachrichten folgte. Daß er aber da, wo der Dichter aus eigner Phantasie arbeitet, sich nicht in seiner Kraft behauptet, und daß alle, nicht historisch genaue Nebenpersonen keineswegs den Charakter ihrer Zeit aussprechen, das ist eben so unläugbar. Vom Werther aber ist leider gar nichts zu sagen."

„Aber," sagte Wilhelm, „wollen Sie mir nicht auch Ihr Urtheil über die weiblichen Charaktere in Göthe's Schriften sagen?"

„Warum nicht? Ich denke, wir werden hier schneller einverstanden seyn. Erinnern Sie sich denn an die Lotte im Werther, die Herzogin im Tasso, die Ottilie, die Margarethe im Faust, die Klara im

Egmont und welche Sie sonst wollen, nur daß wir bei den Hauptcharakteren auch hier stehen bleiben. Finden Sie nicht bald das Gemeinschaftliche in ihrer aller Charakter? Ist es nicht überall die Vorstellung, als ob das weibliche Wesen seine Güte, seine Vortrefflichkeit nicht durch Bildung, durch Streben, sondern aus der Hand der Natur als eine Vorbegünstigung empfange? Erscheint die Liebenswürdigkeit der Herzogin wie der Ottilie, Lottens wie Margarethens nicht wie ein Geburtsvorzug, der nur ungekränkt müsse bewahrt werden? Ist es nicht überall, ich möchte sagen ein Instinkt der Vortrefflichkeit, welcher die weibliche Seele ganz unabhängig von ihrem Mitwissen, gleich wie eine Blume entwickelt? Von dieser Idee geht unser Dichter nur gezwungen ab, wenn er nämlich noch eine

zweite weibliche Hauptfigur bedarf, wie die Charlotte neben der Ottilie, oder die Leonore neben der Herzogin, oder wenn ein historisches Feld ihn zu einiger Veränderung zwingt, wie bei der Gattin des Götz oder der Iphigenie."

„Sie haben Recht," versetzte Wilhelm, „aber ich finde Ihr Urtheil hier auch ungleich milder, als früher dasjenige, welches Sie über die Männer aussprachen."

„Etwas milder ist es allerdings," sagte der Hauptmann; „denn das weibliche Wesen gedeiht besser, wenn es nach Göthe's Lieblingsgedanken seinem Herzen folgt, als das männliche, und wir finden hier weniger Sophisterei der Leidenschaft, weniger Untreue gegen sich selbst, weniger Unglauben,

als bei den Männern. Aber ob mit diesem Naturgewächs von Einfalt oder Unschuld das eigentliche Ideal der Weiblichkeit aufgestellt sey, und ob bei dem ganzen Gedanken, daß die Vortrefflichkeit ein durch Passivität zu gewinnendes Gut sey, die ewigen Rechte des Göttlichen ungekränkt bleiben, das bezweifle ich sehr. Wenigstens ist mir noch nie ein weibliches Wesen vorgekommen, welches bloß durch ein leidendes Verhalten gegen die erziehende Hand der Menschen, der Umstände oder des sittlichen Instinkts, ohne hinzuwirkende Selbstthätigkeit der Liebe zu einem gewählten Ideal eine reine Vollendung erreicht hätte. Und eben so wenig wage ich zu behaupten, daß das Göttliche, wonach der Mensch auch im Weibe streben soll, etwas anderes sey, als dasjenige, wonach die männliche Be-

geisterung zu ringen hat. Und das ist etwas Höheres, als Sie bei den Lotten, Gretchen, Klärchen, Ottilien und so weiter finden. Die Thekla in Schillers Wallenstein, die Johanna von Orleans sind andere und höhere Wesen, als jene, und zwischen ihnen und der Maria Stuart, der Elisabeth, der Bertha, der spanischen Königin, der Braut und Mutter von Messina, der Turandot, der Amalia und Luise finden Sie eine eben so viel größere Mannichfaltigkeit der Entwicklung den Götheschen Frauen gegenüber, als Sie zwischen Tell, Carlos, Posa, Wallenstein, Leicester, Carl und Franz Moor und den andern Helden der Werke Schillers im Vergleich mit den Götheschen sogenannten Helden wahrnehmen."

„So wäre es ja entschieden," sagte

als bei den Männern. Aber ob mit diesem Naturgewächs von Einfalt oder Unschuld das eigentliche Ideal der Weiblichkeit aufgestellt sey, und ob bei dem ganzen Gedanken, daß die Vortrefflichkeit ein durch Passivität zu gewinnendes Gut sey, die ewigen Rechte des Göttlichen ungekränkt bleiben, das bezweifle ich sehr. Wenigstens ist mir noch nie ein weibliches Wesen vorgekommen, welches bloß durch ein leidendes Verhalten gegen die erziehende Hand der Menschen, der Umstände oder des sittlichen Instinkts, ohne hinzuwirkende Selbstthätigkeit der Liebe zu einem gewählten Ideal eine reine Vollendung erreicht hätte. Und eben so wenig wage ich zu behaupten, daß das Göttliche, wonach der Mensch auch im Weibe streben soll, etwas anderes sey, als dasjenige, wonach die männliche Be-

geisterung zu ringen hat. Und das ist etwas Höheres, als Sie bei den Lotten, Gretchen, Klärchen, Ottilien und so weiter finden. Die Thekla in Schillers Wallenstein, die Johanna von Orleans sind andere und höhere Wesen, als jene, und zwischen ihnen und der Maria Stuart, der Elisabeth, der Bertha, der spanischen Königin, der Braut und Mutter von Messina, der Turandot, der Amalia und Luise finden Sie eine eben so viel größere Mannichfaltigkeit der Entwicklung den Götheschen Frauen gegenüber, als Sie zwischen Tell, Carlos, Posa, Wallenstein, Leicester, Carl und Franz Moor und den andern Helden der Werke Schillers im Vergleich mit den Götheschen sogenannten Helden wahrnehmen."

„So wäre es ja entschieden," sagte

Wilhelm, „daß Göthe wenigstens in der Charakteristik kein Meister sey, daß er mindestens Schillern und noch mehr Shakspearen darin nachstehe.“

„Die Hauptfiguren,“ versetzte der Hauptmann, „entscheiden für das Urtheil allerdings das meiste, und daher möchte sich es wohl erklären, weshalb aller Bewunderung Göthe's ungeachtet doch kein einziges Drama desselben nur so viel Glück gemacht hat, als die schwächeren Arbeiten von Schiller. Indeß müssen wir, ehe wir ein Endurtheil fällen, doch billiger Weise zuvor noch die Nebenpersonen wägen, welche, wenn auch mit schwächern und flüchtigern Zügen hingezeichnet, doch immer den Werth ihres Malers bestimmen helfen. Wenn Sie sich hier auf eine nähere Untersuchung bei

Göthen einlassen wollten, so würden Sie, wie ich meine, bemerken, daß unter den männlichen Nebenfiguren die hervorstechenden allerdings mehr Consequenz haben, als die eigentlichen Helden, daß der Albert neben dem Werther, Oranien neben Egmont, Pylades neben Orest, der Hauptmann neben Eduard und so weiter allerdings als solche erscheinen, die besser wissen, was sie eigentlich wollen, die weniger von Leidenschaften und Umständen verändert werden. Aber freilich ist es auch bei diesen insgesammt eine gewisse Klugheit oder eine leidenschaftlose Einfalt, die oft genug als Kälte oder Beschränktheit bemerklich gemacht wird; es ist nirgend die besonnene Kraft, nie die aus inniger Begeisterung hervorgehende Kühnheit, welche dem Wesen seine Einheit und Stätigkeit giebt.“

„Ich fange an zu verstehen," sagte Wilhelm, „was Sie damit sagen wollten, wenn Sie Göthen einen poetischen Geistesläugner nannten, der nicht die unsichtbare Gottheit des Schönen verehre, sondern nur ihrer Erscheinung huldige. Wenn es gegründet ist, daß weder der Dichter in den Stellen, wo er selber redet, und in dem Sinne eines ganzen Werkes das ewige, wesentliche Schöne als Priester und Seher verkündigt, noch daß er Charaktere aufstellt, in welchen dasselbe als in hohen Symbolen ausgesprochen wäre, dann ist allerdings Ihr Tadel treffend, und dann erkenne ich es selbst für einen Fehlgriff, wenn man gerade durch diesen Dichter in das Heiligthum der Kunst, in die priesterliche Weihe zum Dienste derselben eingeführt zu werden hoffen wollte."

„Sie sind ja über Erwarten schnell zu meiner Meinung übergegangen," sagte der Hauptmann.

„Dank sey es Ihrer Offenheit gegen mich," versetzte Wilhelm. „Durch die freilich nicht unpassende Vergleichung zwischen mir und den Hauptcharakteren des Dichters, so sehr Sie dieselbe auch zu mildern suchten, haben Sie doch meine Blicke geschärft. O, man lieset und urtheilt anders, sobald man anfängt in Beziehung auf sich selbst zu lesen und zu urtheilen. Ich habe es empfunden, wie unaussprechlich viel ein festes, klares Wesen, vom Glauben und von Begeisterung erhoben, werth sey und, wenn ich vorher mit Wohlgefallen wiederholt hatte, was man so oft sagt, daß Göthe uns die Menschen schildere, wie sie sind, so

erröthete ich nun, in seinen Helden nur meine eigne Gebrechen gespiegelt zu sehen. Ich erkannte jene Behauptung sogar als durchaus falsch; denn der schildert uns nicht die Menschheit, wie sie ist, welcher die edelste Classe derselben ausläßt, die eigentlich Alles entscheidet."

„Sehr wahr," sagte der Hauptmann. „Streichen wir funfzig, ja nur zwanzig Namen von den großen und berühmten Griechen weg, so erscheint das ganze Volk als ein anderes, so ist es nicht mehr dasjenige, was man eigentlich die großen Griechen nennt. Und was hat denn im Grunde die Poesie mit der Gemeinheit zu schaffen, mit jener Alltäglichkeit, die uns jeder Tag und jede Stadt genug vergegenwärtiget? Der Reiz der angenehmen Darstellung, bei der

Gewöhnlichkeit des Inhaltes, wird ihr nie eine höhere Anerkennung, als die für Unterhaltung und Zerstreuung verschaffen, wird sie nie zu dem wunderbar kräftigen Mittel erheben, wodurch die Kraft des Jünglings ihre harmonische Vollendung, die Seele des Weibes ihre höchste Anmuth erhält, wodurch alle Stände verherrlicht, der Glaube verklärt, die Leidenschaften gemäßigt, die Sitten gemildert, wodurch ganze Völker gehoben und des unsterblichen Ruhmes werth werden. In der Malerei, in der Plastik ist man über die höhere Bedeutung der Kunst, im Unterschiede von der bloßen gefälligen Copie der Alltäglichkeit, längst einverstanden, auch in der Musik und Architectur sondert man das Edle und rein Schöne von dem Nutzbaren, Gefälligen, bloß Angenehmen: warum soll denn die

höchste Kunst ihr Priesterthum nicht verwalten? Wenn der Mensch zu träge, zu eigenwillig ist, um nach dem Göttlichen hinaufzustreben, schmeichelt er sich denn, es gelte gleich viel, wenn er das Göttliche zu sich in den Staub herniederzuziehen sucht?"

„Und das," sagte Wilhelm, „das ist also der bewunderte Göthe, das der Dichter, den ich über alle andere mit Vorliebe hinausseßte, durch den ich mich für die Kunst bilden wollte, in welchem ich die ganze Menschheit gespiegelt glaubte! Was ist denn die Menschenwelt in seinen Schriften? Gerade die großen Charaktere, welche am meisten Aufmerksamkeit verdienen, weil sie etwas Hohes klar erkannt haben und mit Entschiedenheit ausführen, die Helden der Freiheit, des Patriotismus, der Kraft,

der sittlichen Strenge, des Glaubens, der Liebe, der Freundschaft, gerade die vermißt man völlig. Vor uns liegt sie da, eine Welt ohne Heroen, in der nur untergeordnete Größe, Lebensgewandtheit, Klugheit, Sinnlichkeit, Leidenschaften der Schwäche, Anmaßung, vornehme Bildung, guter Wille eine Anerkennung finden, und die einzige weibliche Reinheit nur als ein Wunder begriffen wird, dessen Grund nicht nachgewiesen und beinahe abergläubig aus der sinnlichen Natur hergeleitet ist. Ist denn das die Menschheit ganz? Ist das ihr durch die Kunst erhobenes Bild, und soll die Wirklichkeit noch gemeiner, niedriger seyn? Nein, es wäre eine Lästerung, das zu sagen. Es giebt in ihr etwas Edles, Hohes, wovon in Göthen keine Spur ist. Alle Höhen, alle großen Ströme sind aus

dieser platten Land-Charte weggefallen und nur die Pracht der Gebäude, des Menschenwerkes, nur die holländische Reinlichkeit soll uns dieses Oberyssel interessant machen."

„Wenn Sie so fortfahren," sagte der Hauptmann lächelnd, „so werden wir bald unsre frühern Rollen austauschen, und ich werde ganz gegen mein Vermuthen die Vertheidigung des Dichters übernehmen müssen. Erinnern Sie sich nur, daß wir nicht ohne gute Gründe übereingekommen sind, ein jedes Dichterwerk wenigstens in einer dreifachen Rücksicht zu beurtheilen. Wenn Göthe auch, wie Sie selbst einzusehen anfangen, die großen Ideen, durch deren Verwirklichung die Welt in ihrer Ordnung und Schönheit da steht, wenn er sie auch insgesammt nicht begriffen hätte, wenn er sie

versteckt, wie der Weltmann den Glauben, verneinte: so berechtigt uns das noch gar nicht, im Allgemeinen über ihn abzusprechen. Er kann deshalb gar wohl die Gedanken, welche keine innere Erhabenheit haben, auf eine Weise verknüpfen und fortleiten, er kann die poetische Melodie so sehr in seiner Gewalt haben, er kann überdies eine technische Fertigkeit in Anordnung des Ganzen, in Ausscheidung des Ueberflüssigen, in Verhältnißgebung für alle Theile und Ingredienzien besitzen, welche ihm einen sehr bedeutenden Rang unter den Dichtern sichern. Lassen Sie uns darum nicht zu vorschnell in ein allgemeines Urtheil übergehen; es ist genug, daß Sie es erkennen, was Göthen fehlt und was uns doch nicht fehlen darf."

Dreizehntes Capitel.

„Ich habe darüber nachgedacht," sagte Wilhelm, „woher es doch kommen, wie es zu erklären seyn möge, daß Göthe einen so außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit gewinnen konnte. Ist es wahr, wie ich es glauben muß, daß man nur dann eine Idee recht begreife, wenn man dafür begeistert ist, welche Idee mag denn dieser Dichter wohl recht begreifen? Wie hat man

sagen und wie es glauben können, daß er Alles begreife und treu darstelle?"

„Freund," sagte der Hauptmann, „derer, die das Geistige nicht in Begeisterung begreifen, war zu allen Zeiten die Mehrzahl; nur ein dunkles Gefühl von seinem Daseyn regt sich in ihnen allen und verbreitet sich von einzelnen lichten Geistern aus über die Tausende, die davon wie in einem unbestimmten Gerüchte vernehmen. So lange ein Fenelon nicht sagt, daß er in Göthen Andacht, oder ein Sokrates, daß er sittlichen Ernst in ihm finde, so lange ein Lessing ihm nicht Wahrheit, ein Luther Kraft und Patriotismus zuerkennt: so lange darf es Sie nicht irren, wenn hundert und aber hundert Andre in ihm die treue Copie von Originalen zu finden behaupten, die

sie selber nie zu Gesicht bekamen. Die Welt will Götter haben, wenn sie dieselben auch nicht hat; sie will ihnen zu dienen das Ansehn haben, wenn ihr auch der rechte Dienst nicht gefällt. Es ist so schmeichelnd, den Patriotismus aus Versen in Hermann und Dorothea, die Begeisterung für die Natur aus Werthers Leiden, die Liebe aus Tasso und Egmont sich in Miniatur abbilden und ohne Raumverlegenheit in einem Winkel des Herzens aufstellen zu können; es ist so viel bequemer, als wenn das gigantische Göttliche selbst hineindringt und, mit allem vorhandenen Raum nicht zufrieden, das Herz weitet und drängt und zuletzt in dem Strome kühner Thaten Lust sucht, daß man es schonend beurtheilen muß, wenn die Menge nach jenem greift, das für sie schon genug Erhabenheit besitzt.

Und wozu bedürfen sie eines idealen Bildes vom Leben, wenn es ein anderes giebt, das für sie Reize genug hat? Die Formen des vornehmen Lebens, wo durch Zierlichkeit die Erhabenheit über alle Anstöße ersetzt wird, scheinen ein solches Surrogat zu versprechen. Die unteren Stände ringen darnach und wähnen darin eine Schönheit, ein Glück, das ihnen so groß und dabei doch so begreiflich, so erreichbar erscheint. Die, welche es wirklich kennen und nichts Höheres mehr vor sich finden, träumen sich doch so gerne vor, daß sie ein wirkliches Glück besäßen, daß es möglich seyn werde, alle kleinen Hinderungen, die ihnen noch begegnen, zu beseitigen; ihr Stolz sieht so gern den Strahl der Poesie auf ihre isolirten Anhöhen fallen. Wenn nun ein gewandter Dichter beide zu befriedigen weiß,

wenn er dieses vornehme Leben nun zu seiner Darstellung wählt, statt des göttlichen Lebens, ist es ein Wunder, wenn er gefällt? Er findet die Sehnsucht schon vor, die ein anderer Dichter erst wecken muß; er rückt das Ziel auf die nahe Erde, wo dieser es nirgend zu lassen weiß. Ist es denn auffallend, wenn sich das Verwandte zu einander findet, da, wie uns die Wahlverwandtschaften lehren sollen, auch das weniger Verwandte sich zusammen hängt?"

„Keineswegs," sagte Wilhelm. „Aber es sind doch nicht bloß die Menschen, welche Sie bezeichnen, auf die sich der Einfluß Göthe's geäußert hat. Auch Schiller, Tieck, Novalis, die Gebrüder Schlegel, vielleicht selbst Jacobi und Herder haben diesen Einfluß mehr oder weniger stark empfunden."

„Daß Männer, wie Herder, Jacobi und Schiller sich durch Göthe's Einfluß auf irgend eine merkbare Art sollten haben bestimmen lassen, ist mir nicht glaublich," sagte der Hauptmann. „Geniale Geister, wie sie, nehmen die Hauptsache, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, aus sich selber, und zwischen diesen Dreien ist eher ein Gegensatz mit Göthen, als eine Annäherung sichtlich. Herder leistet das in Wahrheit, was Sie mit so Vielen sich von Göthen versprachen, daß er alles Geistige mit gleich empfänglichem Sinne würdiget; Jacobi und Schiller haben eine innere Demuth vor dem Göttlichen, die Göthen fremd ist. Uebrigens war Göthe persönlicher Bekannter dieser drei unsterblichen Deutschen; zuweilen gelang es ihm, die Anregungen ihres erhabenen Gemüthes in gefälligern Formen, als

sie selber auszudrücken und vielleicht sind die, mit seinem Ganzen in Widerspruch stehenden schönen Lichtblicke in seinen Werken nur gespiegelte Strahlen jener Fixsterne. Wenigstens pflegt man sonst zu urtheilen, daß die sich widersprechende Schwäche von der in sich übereinstimmenden Stärke, nicht aber diese von jener im Einfluß abhange. Daß die Gebrüder Schlegel, daß Novalis und Tieck von Göthe's Einflusse nicht frei blieben, ist allerdings wahr; aber eben so unläugbar, daß diese vier, durch ihre freundschaftliche Verbindung einst Aufsehen erregenden Männer sich in einer jugendlichen Unklarheit und Selbsttäuschung befanden, welche bei den erstern beiden sich gegenwärtig schon verloren hat. Und zu den höchsten Weihen der Kunst scheinen sie alle vier nicht von der Natur berufen gewesen; denn

selbst Novalis erhob sich nicht höher als zu der Idee, die Wissenschaft mit der Poesie auf eine genügende Art zu vereinen. Ich bin fest überzeugt, daß sie bei allem guten Willen Göthe's eigentliches Wesen so wenig verstanden, als umgekehrt Göthe sie verstand; wenigstens scheint die geschichtliche Folgenähnlichkeit das darzuthun."

„Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?" sagte Wilhelm; „ich gestehe, daß ich Ihre Meinung nicht genau begreife."

„Gern," sagte der Hauptmann, „und selbst umständlich, so viel es seyn kann, wenn Sie es zufrieden sind, daß wir später zu der Lectüre anderer Dichter übergehen, weil ich glaube, daß wir uns mit diesem den Genuß des Frühlings verderben."

Wilhelm willigte im Voraus gern ein, und der Hauptmann legte ihm nun folgende Darstellung vor, die wir im Auszuge mittheilen: „In der deutschen Literatur ist zu verschiedenen Zeiten ein veränderter Grundton durchklingend, der fast alle gleichzeitig erscheinenden Dichtungen einander ähnlich macht. Die Opitzische, die Lohensteinische, Gottschedische, Schweizerische, die sentimentale, die romantische, die mystische Periode, sie unterscheiden sich insgesammt durch den Grundton, der in einer jeden die Modulationen der vielen Dichtungen bestimmt. Ob diese, der Mode nicht unähnliche Veränderlichkeit der deutschen Kunst eine Schwäche oder ein Vorzug sey, ist schwer zu sagen. Die höchste Kunst scheint freilich nicht so veränderlich gedacht werden zu können; aber, wenn die höchste Kunst

vielleicht nie erreichbar ist, so kann dieser Wechsel dem leider nur zu Zeiten auflebenden Sinne für ihre Erhabenheit eine längere Dauer und den verschiedenen Anlagen der Dichter nach und nach eine günstige Entwicklung geben. Darf ich ein ökonomisches Gleichniß wählen, so ist ja auch die Natur in einem Felde in ihrer Fruchtbarkeit anhaltender, wenn man in der Aussaat wechselt, als wenn man, sey's auch das edelste Korn, alljährig in denselben Boden streuen wollte. Andere Völker haben keine solche Toleranz gehabt, und ihre Literatur ist bald geschlossen worden, und leider sind die Deutschen auch nur dadurch tolerant, daß sie in der Vorbegünstigung oder in der Intoleranz wechseln. Ob die Griechen darin aufgeklärter waren? das dürfte schwerlich entschieden werden. Daß

auch sie einen wechselnden Geschmack hatten, daß die Homerischen Gesänge zu einer andern Zeit begünstigt wurden als die Cyklischen, die Pindarischen Oden zu einer andern Zeit glücklich bearbeitet wurden, als die dramatische Poesie, und daß die Idyllen und Satyren wieder andern Zeiträumen angehören, ist bekannt. Aber von der deutschen Intoleranz gegen dasjenige, was zu einer andern Zeit als die höchste Kunstblüthe gepriesen war, finden wir freilich bei den Griechen keine so starke Spuren."

„Die Deutschen wechselten auch in ihrem Geschmack ungleich schneller, als die Griechen; viele Schriftsteller die einst als die größesten Dichter gepriesen waren, erlebten es, daß fast alle lobenden Stimmen verschollen. Nicht bloß Gottsched, Schönaich, Bodmer, auch Wieland, Klopstock und andre mußten die unangenehme Erfahrung machen, daß das Wohlgefallen an der Poesie bei uns des hinzutretenden Reizes und Interesses, den das Neue hat, nicht entbehren könne. Fast jeder Dichter erlebte neben einer Zeit, deren Grundton er glücklich traf, eine andere, deren veränderter Grundton mit dem seinigen dissonirte."

„Was ist in einem solchen Wechsel zu thun? Derjenige Dichter, welcher in seiner Eigenthümlichkeit sich selbst klar ist, wird die Tage fürlieb nehmen, die ihm nicht gefallen und sich beruhigen, daß endlich eine gleichrichtende Gerechtigkeit Lob und Tadel mäßigen werde. Denn Wenige haben so wenig Stätigkeit oder, wenn Sie lieber wollen, so viel Geschmeidigkeit des

Organs, um bei jeder Tonveränderung glücklich und folgsam einzustimmen. Dieses Talent aber besitzet Göthe in einem ausgezeichneten Grade. Da er bestimmt war, fast ein halbes Dutzend solcher Perioden zu erleben, so gelang es ihm nur durch dieses Talent, sich in einer jeden geltend, ja selbst bedeutend zu machen. Es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß der Verfasser des Werther gegenwärtig fast vergessen seyn würde mit sammt seinem Werke, und eben so der Verfasser des Götz von Berlichingen; aber daß dieser Verfasser gleich einem vorsichtigen Partheigänger zur rechten Zeit sich zu einer neu aufkommenden Schule schlug, wenn sie noch um ihr Glück verlegen und ohne Partheihaupt für seinen Beitritt dankbar war, das sicherte ihn vor dem Schicksale größerer Dichter, die sich weniger ge-

fällig finden ließen, und erhielt ihm in jeder Periode einen Anhang. So war es nicht der Werther, womit die sentimentale Periode anhub; Klopstocks unsterbliche Jünglings-Oden hatten ihren Geist weit früher und, was man jetzt erkennt, weit reiner angegeben, und die Uebersetzungen von Jorick's Schriften verbreiteten den Geschmack daran endlich allgemeiner. Es gab viele sentimentale Schriften vor Werthers Leiden, die nun vergessen sind. Da trat der talentvolle Jüngling, der früher in seinem Götz von Berlichingen und im Faust dem mit der Gottschedischen Schule in Streit getretenen Hallerschen Kraft-Geschmack nach bestem Vermögen hülfreich gewesen war, zu der neu verstärkten Parthei über. Seine schon gefaßten Vorsätze wurden aufgegeben, selbst Faust blieb ein Fragment. Es folgte

eine Reihe von empfindsamen Schriften aus seiner Feder dem Werther nach, die indeß nicht gleiches Glück machten. Der Streit beider Partheien ermattete Beide und man fing an, nach der Regel der Schönheit von neuem zu suchen, da weder die erzwungene Begeisterung, noch die affectirte Natürlichkeit mittelmäßige Talente zur Ausführung von Meisterwerken befähigen wollte. Lessings und Herders kritische Schriften nöthigten wieder den Glauben auf, daß doch sowohl die Begeisterung, als die Naivetät einer Regel bedürfe, um eigentlich schön zu werden, und das übersehene Gute der ins Dunkle zurückgetretenen Gottschedischen Schule fand wieder eine späte Anerkennung. Klopstock und Wieland hatten schon längst eine solche Regel anerkannt, und Voß, Ramler, Mendelssohn, Nikolai, Stolberg,

Bürger verdeutlichten das, was man nun zu wollen anfing, durch Urtheile, Abhandlungen und Versuche. Selbst Schiller in seinem Dom Carlos trat für immer zu der Regel über. Dieses Mal hatte sich Göthe etwas verspätet und man fing an zu glauben, daß er hinter der Zeit zurückbleibe. Indeß holte er alles wieder ein, indem er in einer Reihe von Werken es bewies, daß er auch wohl eine Regel ehren könne. Die derbe Natürlichkeit, nach der er anfangs strebte, und die leidenschaftliche, die er zuletzt dargestellt hatte, schien er aufgegeben zu haben; er gehörte der neuen Periode zu und man kann nicht sagen, daß er sie weiter führte. Dieselbe schwankende Ungewißheit, worin damals andre Schriftsteller die höchste Regel bald von den Griechen, bald von den Römern, dann gar von den Fran-

zosen zu entlehnen suchten, verräth sich auch in seinen damaligen Werken. Ihr Geist ist bald der griechische, so weit er bei Mangel an genauem Studium sich wollte fassen lassen, bald der römische, bald gar der französische."

„Indeß nahmen andere Schriftsteller einen andern Gang. Heinse widersetzte sich der weinerlichen Empfindelei, ohne eine Regel zu erkennen, und Musäus verspottete jene, indem er zugleich in seinen Volksmährchen etwas versuchte, was bisher fast zu keiner Zeit und in keinem Volke war versucht worden. Gleichwie die Gottschedische Schule edler wieder aufgelebt war, so stellte sich ihr auch die Bodmersche verjüngt wieder gegenüber. Die Minnesinger wurden mit andern altdeutschen Werken her-

vorgesucht, Tasso, Ariost und Cervantes wiederholt übersetzt und der tolle Styl der frühern Ritterbücher in den vielen nach Musäus erscheinenden Volkssagen und Erzählungen genießbarer gemacht. Man wollte die Mannichfaltigkeit der Gefühle, wie der Kunstformen retten, die leicht auch durch die beste Regel gefährdet wird. Je mehr die damaligen kritischen Tageblätter sich der Regel zu nähern glaubten, um desto lebhafter wurde die Opposition. Indem man um einen bezeichnenden Ausdruck verlegen war, nannte man diese neue Schule die romantische, die sich wieder in die humoristische und die ernste theilte."

„Auch dieses Mal trat Göthe wieder über und erfreute dadurch die romantische Parthei, die bisher vor der Critik noch als

eine unterdrückte erschienen war. Die jungen Männer, welche Sie vorher nannten, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck, Wackenroder und einige andere bemächtigten sich einer kritischen Anstalt und fielen mit Entschlossenheit die entgegengesetzte Parthei in ihren Häuptern an. In den Charakteristiken und Critiken, der Europa, dem Athenäum finden Sie die Chronik dieses Kampfes, der um so glücklicher war, da die angegriffenen Dichter, Klopstock, Wieland, Jacobi, selber schwiegen und die Rezensenten ihrer Parthei zu stolz und zu sicher waren, um thätig zu seyn. Die Versuche der jungen Männer, selbst Sternbalds Wanderungen und den Heinrich von Ofterdingen nicht ausgenommen, waren doch zu schwach, um das Bessere, was man versprach, anzudeuten.

Um desto glücklicher zu streiten, kam man überein, die eigene Schwäche einzugestehen, und dagegen Cervantes, Shakespeare, Camoens, Ariost und unter den Deutschen Göthen über alle Dichter zu erheben. Nie war Göthe höher gefeiert worden; aber nie, darf man wohl sagen, mußte er selbst in einer unangenehmern Verlegenheit seyn. Er war gar nicht der Meinung gewesen, sich so entschieden und für immer zu erklären, am wenigsten für eine Parthei, deren Häupter ohne Namen und ohne Talent zu Meisterwerken auftraten. Statt, wie früher, eine Reihe schwächerer Werke dem ersten Versuche nachfolgen zu lassen, schwieg er. Die Xenien, so weit sie ihm zuzuschreiben sind, ließen seine Meinung ungewiß. Sein Roman blieb ohne Fortsetzung. Die Aufforderung zu Sonnetten wurde etwas un-

freundlich zurückgewiesen. Die enthusiastische Bewunderung Tiecks wurde sehr ungleichartig erwiedert. Vermuthlich war die eigene Unvorsichtigkeit der jungen Critiker an dieser Kälte Schuld; denn wer mag sich unwiderruflich an eine Parthei schließen, deren Streitkräfte noch wenig zahlreich sind, die aber in Auffoderungen zur Fehde doch nicht sparsam war und selbst Göthe's frühere Schriften ohne große Umschweife tadelte?"

„Nur einmal bewies sich Göthe gefällig, ohne große Anstrengung, und auch dieses Mal erst spät, da Klopstock, Herder und, irre ich nicht, auch Schiller schon gestorben waren, und die deutsche Bibliothek mit ihren Schwestern aufhörte. Er nahm den einst unvollendet gelassenen Faust wieder vor. Früher, da er den Götz arbeitete,

hatte er auch die gleichzeitige Sage kennen gelernt. Es läßt sich ihr allerdings ein bedeutender Sinn abgewinnen, und darum haben vor und nach Göthen manche andere Schriftsteller sie ebenfalls behandelt. Sie diente den frühern Jahrhunderten als Vorbild des menschlichen Vorwitzes, der die ewigen Schranken seiner Natur nicht ehrt. Göthe gab sich an die Behandlung des Ganzen, und die ursprünglich ersten Scenen scheinen zu zeigen, daß ihm der Sinn der Erzählung einleuchtete. Zwar ist die Critik alles menschlichen Wissens, die Faust ausspricht, nicht sowohl die eines Mannes, der wie Alexander, in Indien an den Gränzen steht und nach dem Unmöglichen langt, als die eines Studenten, der über seine Professoren spaßt; indeß that sie den Bedürfnissen der Meisten ein Genüge. Im

freundlich zurückgewiesen. Die enthusiastische Bewunderung Tiecks wurde sehr ungleichartig erwiedert. Vermuthlich war die eigene Unvorsichtigkeit der jungen Critiker an dieser Kälte Schuld; denn wer mag sich unwiderruflich an eine Parthei schließen, deren Streitkräfte noch wenig zahlreich sind, die aber in Auffoderungen zur Fehde doch nicht sparsam war und selbst Göthe's frühere Schriften ohne große Umschweife tadelte?"

„Nur einmal bewies sich Göthe gefällig, ohne große Anstrengung, und auch dieses Mal erst spät, da Klopstock, Herder und, irre ich nicht, auch Schiller schon gestorben waren, und die deutsche Bibliothek mit ihren Schwestern aufhörte. Er nahm den einst unvollendet gelassenen Faust wieder vor. Früher, da er den Götz arbeitete,

hatte er auch die gleichzeitige Sage kennen gelernt. Es läßt sich ihr allerdings ein bedeutender Sinn abgewinnen, und darum haben vor und nach Göthen manche andere Schriftsteller sie ebenfalls behandelt. Sie diente den frühern Jahrhunderten als Vorbild des menschlichen Vorwitzes, der die ewigen Schranken seiner Natur nicht ehrt. Göthe gab sich an die Behandlung des Ganzen, und die ursprünglich ersten Scenen scheinen zu zeigen, daß ihm der Sinn der Erzählung einleuchtete. Zwar ist die Critik alles menschlichen Wissens, die Faust ausspricht, nicht sowohl die eines Mannes, der wie Alexander, in Indien an den Gränzen steht und nach dem Unmöglichen langt, als die eines Studenten, der über seine Professoren spaßt; indeß that sie den Bedürfnissen der Meisten ein Genüge. Im

Fortgange aber schlug die Behandlung den Weg aller Götheschen Poesie ein. Der ungeheure Frevler, der alle Verhältnisse niedertrat, alle Regeln höhnte und als ein Riesengeist selbst den Teufel an wilder Kraft überbot, dieser furchtbare Mensch, in welchem der gezähmte Tieger wieder aus den Schranken bricht, der nach der Volkssage mehrere Länder mit seinen Gräueln füllt — er wird bei unserm Dichter ein Held, wie alle seine Helden. Ein Liebeshandel wird angesponnen, wie es tausend giebt, aus der italiänischen Gräfin der alten Erzählung wird ein gutmüthiges, aber beschränktes Bürgermädchen nach der Weise der Klärchen im Egmont; ein Liebhaber wird umgebracht, und so geht Alles den markloſen Gang eines bürgerlichen Trauerspiels. Der Dichter hatte das selbst

gefühlt und das Fragment weggeworfen. Jetzt aber schien es ihm brauchbar, um seine Bewunderer auf eine nicht sehr mühsame Art zufrieden zu stellen. Er that ihnen den Gefallen, das Fragment ein wenig zu runden; es kam ein Prolog voran, der nach der Einleitung des Buches Hiob copirt ist, vermuthlich, weil der Dichter sich nicht anders zu helfen wußte. Der Gegensatz dieses Prologs mit dem früheren Fragmente ist schreiend für jeden, der nur Gefühl hat. Offenbar hatte der Dichter selbst den Sinn der Sage vergessen, und war dem Faust darin gleich geworden, daß er keine Scheidewand zwischen dem Heiligen und Profanen mehr kannte. Indeß hinderte dieses seine Bewunderer nicht, diesen Faust nun als das Bild des menschlichen Lebens anzupreisen, eine Behaup-

tung, die jedem Besonnenen verrückt erscheinen muß. Ein Aeschylus hätte diesen deutschen Prometheus, ein Dante diesen von der Hölle bewaffneten Gottes-Feind, ein Shakspeare dieses alle Gesetze als Schranken hassende Ungeheuer an Kraft bearbeiten müssen, um den tiefen Sinn, welchen die Erzählung wirklich hat, in der Anlage des Ganzen, wie der einzelnen Theile auszuprägen."

„Hiermit aber," fuhr der Hauptmann fort, „scheint mir die Zeit, wo Göthe mit Glück in den vorherrschenden Grundton des Geschmacks einstimmte, abgelaufen. Er hatte sich im Faust nur accommodirt; es schien ihm, als ob sich die Partheien vervielfachten. In den Wahlverwandtschaften und in der natürlichen Tochter

versuchte er später auch diejenigen, welche das Familienleben zum Stoff ihrer Darstellungen wählen, zu sich hinüber zu ziehen; aber selbst die Gebrüder Schlegel fingen an zu ahnden, daß sie eine andere Poesie für die höchste hielten, als Göthe. Um sich vor dem Vorwurfe zu retten, der immer lauter gemacht wurde, daß es ihm an einem rechten Mittelpunkte fehle, und um nach seinem Gleichnisse den rothen Faden nachzuweisen, der seine Werke unter einander vereine, unternahm er die Beschreibung seines Lebens. Aber auch dieser Versuch gelang nicht, wie er hoffte. Die Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die er statt der Begeisterung zum leitenden Prinzipe des Lebens und der schriftstellerischen Thätigkeit aufstellte, konnte doch nicht allgemein dafür anerkannt werden. Die all-

gemeine Toleranz, die er wegen seiner ungleichartigen Werke, für alle Perioden, die er durchlebt hatte, in Anspruch nahm, entsprach nicht dem deutschen Charakter. Das Werk blieb unbeendet. Auch des Epimenides Erwachen, womit er den auflebenden Nationalsinn der Kunst sich anzueignen suchte, erschien neben Körners Leier und Schwerdt unbedeutend. Bei der jetzt ziemlich allgemeinen Neigung zur Religion des Gefühls könnte man vermuthen, daß er, wenn er noch einmal einen Roman schreiben sollte, sich dazu hinneigen und die in den Wahlverwandtschaften schon schwächer enthaltenen Züge verstärken, daß er, ich möchte sagen dem Magnetismus und der Neigung zum Katholizismus wohl nicht offenbar, doch in einigen Scenen, Bildern und dergleichen scheinbar sich nähern würde;

aber schwerlich dürfte ihm auch dieses gelingen; denn was vom Herzen heraus zu begreifen ist, das läßt sich von außen her nicht auffassen, ohne den Geist zu verlieren."

„So, lieber Freund, erscheint mir Göthe im Zusammenhange mit seiner Zeit. Sie sehen, daß er auch mir ein höchst interessantes Glied derselben bleibt, daß aber der zwischen beiden bestehende Einfluß mir nicht immer auf der Seite unsers Dichters thätig, sondern sehr oft, ja mehrentheils leidend gewesen zu seyn scheint. Um die verschiedenen Perioden des Kunstgeschmacks seit einer Reihe von Jahren kennen zu lernen, kann kein Schriftsteller geeigneter seyn, sobald seine Werke nach der Zeitfolge geordnet werden. Und hierzu ist es selbst

nothwendig, daß auch die schwächeren Stücke, wie Clavigo, der Groß-Cophtha, oder des Epimenides Erwachen in einer neuen Auflage mit abgedruckt erscheinen. Jede bisherige Schule findet in seinen sämmtlichen Werken wenigstens etwas, das ihr gefällt, und durch eine absichtliche Verwirrung der Chronologie läßt sich auch der Schein gewinnen, daß er alle gleichzeitig in ihrem Wesen verstanden, in ihrem Werthe gewürdigt, in ihrem Widerspruch ausgeglichen habe. Für einen Mann aber, der sich selbst zur Festigkeit und Klarheit bilden, für einen Dichter besonders, der das Geistige in seiner Schönheit fassen will, ist das Lesen der Götheschen Werke, wie ich glaube, anfangs gefährlich. Dann, wenn er das Wichtigste gewonnen zu haben sich selbst gestehen darf, dann ist es Zeit

daß er von Göthen im Styl, in der Anordnung, in der Technik der Kunst zu lernen suche, und dann wird sein Gewinn um so bedeutender seyn, weil er ohne Gegenrechnung bleibt."

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei G. Basse.

GT7 VERIFIED P97
1
Pustkuchen
Wilhelm Meisters jahre wander.

13334778
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
01133347778
BUTLER STACKS

VOLUME 2

Class GT7 Book P9
Columbia College Library
Madison Av. and 49th St. New York.
Beside the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On pa*

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Zweiter Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1821,
bei Gottfried Basse.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Zweiter Theil.

105047

Erstes Capitel.

Wilhelm war allein mit Felix hinausgegangen. Da, wo der Strom sich durch die Berge in das Thal hinein wand und nur der Landstraße neben sich Raum ließ, hatte er sich auf eine schöne Stelle niedergestreckt, wo einzelne Eichen einen verfallenen Thurm beschatteten. Er hatte den Zauberring von dem Baron Fouqué beigesteckt, und während das Kind im Walde spielte, versetzte er sich tief in das Mittel-

alter und in eine wunderbare Welt, deren Kraft, Treue und Glauben ihm doppelt reizend erschienen, da er sie zum erstenmale ohne die Gemeinschaft der Rohheit geschildert fand.

„Sieh, Vater, welch ein schöner Mann!" rief Felix, indem er sich kühn und neugierig an einem schwanken Strauche über den ziemlich hohen und steinigen Abhang gegen die Landstraße hinunterbeugte.

Wilhelm warf das Buch fort und eilte, den Knaben zurückzuziehen. Es war ein Vorreiter, der das Kind in solche Freude versetzt hatte. Indem er dasselbe hastig zurückriß, rollte ein offener Wagen um die Ecke, worin er mit einem schnellen Blicke den Grafen mit seiner Gemahlin zugleich

mit einem andern Paare bemerkte, das er ebenfalls schon früher gesehen zu haben glaubte.

Verflogen auf einmal war der schöne Traum. Wie ein Mensch, der von einer kalten Luft bestreift aufwacht, fühlte Wilhelm sich unbehaglich in einer Welt, deren Gesetze er nur einen Augenblick lang vergessen hatte. Er stand so lange unschlüssig, daß sein Kind ihn zuletzt anredete und ihn fragte, ob dem Vater etwas fehle. Der rücksichtsvolle, so mannichfach bedingte Umgang mit Personen aus den höhern Ständen erwartete ihn nun auf einmal wieder, nachdem er manche glückliche Wochen so frei, so unabhängig, so genußreich durchlebt hatte. Zwar er verstand schon einigermaßen, sich in diesen Umgang mit äußerer

Leichtigkeit zu finden; aber er hatte diese Fertigkeit doch erst durch spätere Uebung gewonnen; seine Jugend und seine Natur hatten ihn dazu nicht erzogen, und darum hatte er eben in so kurzer Zeit schon wieder sich aus jenen Formen losgemacht. Sie gefielen ihm nicht mehr ganz, sie entäußerten ihn zu viel seiner selber, sie verwehrten ihm zu viel die Beschäftigung mit seinen eigenen Gedanken, mit seinen Träumen, ja, was ihm jetzt wieder wichtig war, mit alle dem, wodurch er sich auf eine bestimmte Weise bilden wollte. Und nun zum Ueberfluß nach dem schönen Genuß der letzten Tage sich mit dem Grafen zusammen finden, dessen Umgang nicht der erheiterndste seyn konnte, und mit der Gräfin, deren Anblick ihm das Bewußtseyn einer unverzeihlichen Uebereilung jedesmal neu zurück-

rufen mußte, und dieses in Gegenwart des Hauptmannes, der von seinen frühern Verhältnissen nicht unterrichtet war, der ihn bisher achtete und doch so scharf sah, in Gegenwart Mathildens, deren Zutrauen ihm so werth geworden, in Gegenwart ihrer Eltern, die, wie er glaubte, auf jede Weise seinem Charakter mißtrauen würden, — er wußte sich für diesen Uebergang nicht zu fassen.

Höchst unbehaglich trat er endlich mit seinem Knaben den Rückweg an. Es ist wahr, als er seine Brieftasche, worin neben den abzugebenden Briefen seine Wechsel lagen, in die Hand nahm und durchblätterte, war ihm einen Augenblick lang der Gedanke eingefallen, daß er sich sogleich von hier entfernen und aus einer nahen

Stadt sich bei dem Baron, und noch mehr im Vertrauen bei dem Hauptmann entschuldigen könne. Aber er hatte diesen Einfall bald als eine neue Unbesonnenheit verworfen. Langsam und in Gedanken nahete er sich dem Schlosse, ohne mit allem Denken über die Art seines Benehmens einig werden zu können. Er stand schon an den Gängen, die das Schloß auch von dieser Seite umgaben, ehe er nur das Geringste bei sich ausgemacht hatte.

Unschlüssig bog er in eine der Alleen ab, um erst unbemerkt durch den Garten in den Bibliothekssaal zu kommen und etwa den Hauptmann oder Mathilden, oder wenigstens Jemand von der Dienerschaft zu finden, die er über die angekommenen Fremden befragen könnte. Er war aber

kaum zwischen die Beete getreten, als er schon die ganze Gesellschaft durch die Glasthüren wahrnahm, die sich der Kühle wegen hier zum Thee zusammengesetzt hatte. Schon wies sein Felix, der zuletzt vorausgesprungen war und neben Mathilden und der Gräfin stand, auf ihn hin, und eine ziemlich ansehnliche männliche Figur erhob sich, um ihn bei der Thür zu empfangen.

Wilhelm mußte hier von neuem die Erfahrung machen, daß alle Ueberlegungen, womit wir uns auf bevorstehende Unannehmlichkeiten gefaßt zu machen suchen, gewöhnlich mehr schaden als helfen, und noch häufiger ganz unnütz gefunden werden.

„Also sind Sie es wirklich selbst?" rief der Baron — denn es war der Be-

sitzer des Hauses, der auf ihn zu kam — „gesegnete Sterne, die ihr mir meinen deutschen Freund endlich als Gast ins Haus führt."

Wilhelm fand sich umarmt, ehe die Ueberraschung ihm eine Antwort erlaubte. Denn er erkannte denselben Baron wieder, dessen Liebhaberei für das deutsche Theater ihn auf das Schloß des Grafen gelockt und dessen Gutmüthigkeit ihn bei so manchem Anlaß zum Mißvergnügen, welchen er damals fand, doch immer wieder zufrieden gestellt hatte. Ihm wurde um vieles leichter; aber er hatte kaum Zeit, seine aufrichtige Freude über dieses Wiedererkennen zu äußern, indem der Baron ihn beim Arme nahm und sagte: „Sie werden sich wundern, Sie treffen lauter alte Bekannte."

In dieser Voraussetzung und um, wie er hoffte, die Gesellschaft zu überraschen, stellte er Wilhelm beim Eintritt in die Orangerie nicht eigentlich derselben vor, sondern begnügte sich, in den Mienen aller Anwesenden, erwartungsvoll lächelnd, nachzuforschen, ob auch ein Jeder ihn wieder erkennte. Die Gräfin wurde hoch roth bei seinem Anblicke und bewillkommnete ihn nur leise. Der Graf erkannte ihn jetzt eben so wenig wieder, wie auf Nataliens Schlosse, nahm aber glücklicher Weise auch jetzt den Schein an, ihn zu kennen. Dafür wurde Wilhelm doppelt überrascht, als er seine Augen auf die herzutretende Gemahlin des Barons heftete. Es war dieselbe Baronesse, deren unglückliche Leichtfertigkeit ihn zu der Unbesonnenheit auf dem gräflichen Gute verleitet hatte. Indem sie als Wir-

thin ihn willkommen hieß, flüsterte sie ihm eilig zu, daß er die bewußten Vorfälle fürerst ignoriren möge, und führte ihn dann zum Sitzen zwischen ihrem Gemahl und dem Hauptmann. Sie selbst nahm ihren Platz neben dem Grafen und wußte ihn sehr angelegentlich in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen, während die Gräfin eben so sehr ihre Verlegenheit durch ein eifriges Gespräch mit Mathilden zu verbergen oder zu überwinden strebte. Nur den Knaben hielt sie an ihrem Knie mit einer Zärtlichkeit, die fast mütterlich war, fest.

„Jetzt, lieber Castellan," sagte der Baron triumphirend zum Hauptmanne, „werden unsre Parthien gleich, jetzt denke ich mit mehr Glück gegen Sie zu streiten!" Er erzählte darauf Wilhelmen, daß er mit

seinem Hausfreunde täglichen Zwist über die deutsche Kunst habe, die dieser gar nicht nach Verdienst schätze. „Ich kann nicht sagen," fügte er leiser hinzu, „daß er mit dem Grafen überein denke, denn das Französische ist seine Liebhaberei eben nicht; aber es läßt sich auch nicht sagen, welche andere Literatur er eigentlich begünstigt, nur daß er den Werth der schönen altdeutschen Zeit ganz unbillig verläugnet."

„Wir kennen uns von dieser Seite schon," lächelte der Hauptmann.

„Nun?" sagte der Baron, „und macht er Ihnen nicht mitunter warm? Ich meine, er weiß sich in Worten auch behende auszudrücken, und denke, wir Beiden zusammen werden es schon mit Ihnen aufnehmen."

„Gewiß," erwiederte der Hauptmann, „wenn er nur noch dieselben Ueberzeugungen hat, die Sie früher bei ihm fanden. Aber in mehreren Jahren kann sich doch vieles darin geändert haben."

„Behüte," sagte der Baron, „Sie werden sehen, daß ich recht habe. Wer einmal die altdeutsche Zeit lieb gewonnen, der verkennt sie nachher nicht mehr. Ich sehe da gerade ein Buch in Ihrem Busen, worin Sie scheinen gelesen zu haben," wandte er sich zu Wilhelm. „Zeigen Sie es uns, ich will wetten, es ist ein altdeutsches."

Wilhelm konnte nicht umhin, zu lächeln, indem er den Zauberring hervorzog. „O herrlich!" rief der jubelnde Baron, in-

dem er das Buch aufblätterte, „sehen Sie, Castellan? Er ist noch der alte, er ist von meiner Parthei! O Freund, Sie sind mir zum Segen ins Haus gekommen. Nun soll der Hauptmann bald überwunden seyn. Eben dieser Schriftsteller ist auch mein Liebling, ich halte ihn für einen wahren Stolz unsers Vaterlandes. Ja selbst, daß er Baron ist und einen französischen Namen hat, freut mich; das ist eine billige Genugthuung für die alte Abgötterei mit dem französischen Wesen."

Das Gespräch wurde durch den Enthusiasmus, mit welchem sich der Baron über Fouqué's Schriften verbreitete, und durch die beschränkenden Zwischensätze des Hauptmanns lebendiger und allgemeiner. Der Graf versuchte daran Theil zu neh-

men, mußte sich indeß bald zurückziehen, weil sich ergab, daß er von Fouqué noch gar nichts gelesen habe. Die Baronesse aber kam ihm zu Hülfe und scherzte mit vieler Gewandtheit über die Hexen und Geister des phantasiereichen Dichters und über die verfehlten Schilderungen des Naiven und Einfachen. Sie schien dabei immer die Liebhaberei ihres Mannes neckend im Auge zu halten, und doch war es vielleicht ihre Hauptabsicht, Wilhelmen unbemerkt mit alle dem bekannt zu machen, was sich seit Jahren in ihren Verhältnissen verändert hatte und was er wissen mußte, um darauf eine billige Rücksicht zu nehmen. Sie hatte nämlich den Baron, dessen Vermögensumstände, wie wir wissen, sehr ansehnlich waren, einige Zeit nach dem Aufenthalte bei dem Grafen ihre Hand gege-

ben. Mathilde, das einzige Kind aus der ersten Ehe des Barons, war von der sterbenden Mutter, einer nahen Verwandten des gräflichen Hauses, dem Hauptmann von Coucy zur Erziehung anbefohlen und von ihr, der Stiefmutter, eigentlich unabhängig. Man lebte seit dieser Verbindung in einem leidlichen Frieden, der durch den kleinen Zwist der Geschmacksverschiedenheiten mehr gewürzt als gestört wurde. Wilhelm wußte schon früher, daß die Umstände der Baronesse nicht die glänzendsten gewesen waren, und fand es ihrer Denkart angemessen, daß sie durch die Verbindung mit einem weder eifersüchtigen, noch grämlichen Manne aus manchen Verlegenheiten sich für immer befreit hatte.

Unser Freund nahm sich vor, sobald

es der Anstand zulassen würde, sich von der Familie zu beurlauben, indem ihm vor neuen Verwickelungen bange war.

Die Gesellschaft erhub sich, um den hellen Abend im Garten zu genießen. Der Graf nahm Alles mit der Miene eines Mannes in Augenschein, der sich schon zum Theil als Eigenthümer betrachtet und hatte vieles zu fragen. Aber der Baron war froh, ihn jetzt an den Hauptmann verweisen zu können, und zog seinen erwünschten jungen Gast bald von den Uebrigen ab, um seiner Freude über dessen Ankunft von neuem Luft zu machen.

„Sie können sich wirklich nicht vorstellen," sagte er, „wie froh ich bin, daß ich mich wieder hier befinde und daß Sie

bei mir sind. Mein Vetter, der Graf, war, wie Sie wissen, schon früher kein ganz angenehmer Gesellschafter; aber seit er den wunderlichen Einfall gehabt hat, eine Herrenhuther-Niederlassung stiften zu wollen, ist er für mich vollends ungenießbar geworden. So lange ich mich bei ihm befand, habe ich fast von nichts reden hören, als von Herrenhuth, Berthelsdorf, Neuwied und Barby, von den Gemeinde-Nachrichten, von den Missionen auf Grönland und Labrador und was weiß ich, wo weiter. Es kamen Weber, die keine Arbeit hatten, Kupferschmiede, Blaufärber, Schlosser, Schuhmacher, die ihrer stillen Arbeit müde waren, Küster, Krämer, Bauern, kurz Leute aller Art, Morgens und Abends zu uns, nahmen ohne Umstände das Wort, redeten wunderbares, phantastisches Zeug

von ihrer innern Erleuchtung, ihren Träumen und Ahnungen, schalten auf die Welt, auf Theater, Tänze, Wirthshäuser, Prediger, nannten sich selbst die verworfensten Sünder und hatten doch einen so unbeschreiblichen, sichtbaren Hochmuth, daß ich sie oft gern aus dem Hause gewiesen hätte. Und das alles hörte der Graf so geduldig an, als ob es die geistreichsten Dinge wären, ging zuletzt an einen großen Koffer, den er mit sich führt voll solcher herrenhuthischer Schriften, und vertheilte Gesangbücher, Tractate und wie sie sonst heißen. Jeden schrieb er mit Namen und Wohnort in ein eigenes Buch und versprach ihm ansehnliche Vortheile, wenn er nach erhaltener Auffoderung zu ihm ziehen würde. Natürlich waren die Menschen in ihren Schmeicheleien nicht sparsam; der Name des herablassenden Grafen wurde von ihnen überall herumgetragen, und dieses ihm noch neue Lob machte meinen Vetter so hochmüthig, daß er es schon im Ernste übel nimmt, wenn man sich nicht von ihm will bekehren lassen. Aber Sie werden es vielleicht bald selbst erfahren; denn er ist in seinen Anwerbungen gar nicht faul."

Wilhelm hörte diese Herzenserleichterungen, die für einen Unbefangenen komisch genug geäußert wurden, mit einer höchst unangenehmen Mischung von Gefühlen. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß an alle der Verwirrung und an alle dem Uebel, was noch bevorstehen konnte, niemand anders Schuld sey, als er selber. Er sah den Grafen mit seiner Gemahlin als die Opfer seines Leichtsinnes an, und

wenn er sich dann lebhaft dachte, wie sie jetzt fast eben so, wie damals, sich zusammen gefunden, dann schien ihm nichts gewisser, als daß man seine ganze Schuld bald aufdecken und ihn mit Verachtung von sich weisen würde. Indem er in tiefen Gedanken die Reden seines Wirthes eine geraume Zeit ganz überhörte, schrak er nicht wenig auf, als die Stimme der vor ihm stehenden Baronesse ihn anredete.

Zweites Capitel.

„Mein lieber Mann," sagte sie, „scheint seinen Gast nicht als ein freundlicher Wirth zu unterhalten; denn er bemerkt nicht einmal, wie tief derselbe in Gedanken geht."

Der Baron sah verwundert auf und Wilhelm stammelte einige Worte von ihren Gesprächen, von dem Grafen, von dem Verkaufe des schönen Gutes.

„Ich höre schon," versetzte sie, „der Baron hat Ihnen seine Leiden geklagt, und freilich gebe ich ihm darin nicht Unrecht; denn ich habe sie reichlich mitgefühlt. Indeß sind sie, wie ich hoffe, nun mehrentheils überstanden und ich habe mich vornämlich darum von den Uebrigen auf einen Augenblick losgemacht, damit wir gleich von Anfang herein den Ton der Unterhaltung etwas freier und freundlicher stimmen und uns in unsern Bemühungen darum gegenseitig unterstützen."

Sie that mehrere Vorschläge, die dem Baron nicht übel gefielen. „Aber das Beste und Nöthigste," sagte dieser, „ist wohl, daß ich die Kiste mit den langweiligen Büchern auf die Seite schaffe, damit er nicht auf den Gedanken fällt, uns daraus vor-

zulesen. Mein alter Kammerdiener soll sie in sein eigenes Stübchen bringen und einstweilen verheimlichen. Nachher mag er im Nothfall sagen, es sey der größern Sicherheit wegen geschehen und sie sey ihm von mir selber deshalb recommandirt."

Sobald er sich, seines Einfalls froh, entfernt hatte, sagte die Baronesse zu unserm Freunde: „Es ist mir sehr lieb, daß ich gleich heute Gelegenheit finde, mit Ihnen im Vertrauen zu reden. Vielleicht gelingt es uns, alle Unannehmlichkeiten, die leicht entstehen könnten, und die Sie selbst vielleicht befürchten, durch Klugheit zu vermeiden, ja selbst manches Ueble wieder aufzuheben, das durch die Vereitlung unsers vor Jahren versuchten kleinen Scherzes so ganz unvermuthet und reichlich sich

entwickelt hat. Ihr Anblick, werther Freund, überraschte mich heute selbst. In Mathildens kurzem Bericht von dem, was der Marchese Cipriani von Ihnen erzählt haben sollte, war mir nicht beigefallen, daß eben Sie der uns angekündigte Besuch seyn würden; sonst hätte ich gewiß den Grafen mit seiner Gemahlin nicht jetzt schon hierher eingeladen."

„Wenn Sie glauben," versetzte Wilhelm, „daß meine Anwesenheit irgend Jemanden beschwerlich falle, so wage ich nur um die größeste Offenheit zu bitten. So angenehm mir der bisherige Aufenthalt hier geworden ist, so wird es mir doch nicht an den gültigsten Gründen fehlen, um meine Entfernung zu entschuldigen, gesetzt auch, daß ich gleich morgen früh abreisete. Mein

Reisegefährte, der Marchese, hat nur zu lange schon auf mich warten müssen, und wenn ich überhaupt noch weiter zu ziehen gedenke, so thue ich unrecht, die bequemsten Monate für eine Fußreise ungenutzt zu verlieren."

„Der Graf hat Sie nicht wieder erkannt," versetzte die Baronesse, „und also haben wir nicht nöthig, sogleich auf das Aeußerste zu sinnen. Vielmehr sind Sie nicht bloß meinem Gemahl, wie Sie selbst müssen bemerkt haben, überaus willkommen, sondern uns Allen zur Bildung eines geselligen Cirkels gewissermaßen nothwendig. Da es bei diesem Besuche vornämlich um den Verkauf dieses Schlosses mit den nächsten Orten zu thun ist, so muß entweder der Baron oder der Hauptmann sich dazu

verstehen, mit dem Grafen die Plane und Tabellen durchzugehen, das Inventarium aufzunehmen, die Pächter zu befragen und was der unangenehmen Geschäfte mehr sind. Vermuthlich wird mein Mann diese, mit dem Grafen gewiß doppelt peinliche Verhandlungen von sich entfernen und sie dem Hauptmann aufbürden, der auch gewandter darin ist und den Werth der Güter genauer kennt. Sie sehen leicht, daß Sie uns für diese Zeit wenigstens wahrhaft unentbehrlich sind, damit wir Frauen mit unserm Baron nicht vor Langeweile tiefsinnig werden."

Wilhelm dankte für das Verbindliche, was in diesen Worten lag. „Aber," setzte er hinzu, „es wird mir schwerlich gelingen, zur Unterhaltung beitragen zu können, be-

sonders, wenn wir uns häufig mit der Gräfin allein finden sollten. Sie kennt mich allerdings noch wohl und ich glaube, daß meine Gegenwart sie als eine stete Erinnerung an meine Indiskretion beunruhigt."

„Behüte," flüsterte die Baronesse. „Wenn sie wirklich jenen Vorfall noch lebhaft in Andenken trägt, wie ich das mit Ihnen glaube, so wird es gerade gut seyn, wenn Sie sich ihr wieder nähern. Eine solche Annäherung, die eben jetzt wegen der Beschäftigungen ihres Gemahls doppelt leicht ist, wird sowohl sie selbst von allen Gedanken, womit sie sich quälen mag, entfernen, als vielleicht Gelegenheit geben, durch einen neuen, glücklicher ausgeführten

Scherz die Folgen von dem mißlungenen ersten aufzuheben."

Wilhelm empfand eine lebhafte Abneigung gegen diesen Vorschlag und gegen den Leichtsinn, der nach so ernstlichen Lehren des Schicksals noch auf ihn verfallen konnte. „Theure Baronesse," versetzte er, „ich habe selbst meine frühere Uebereilung nur zu tief empfunden und könnte unmöglich mich der Gefahr aussetzen, meine Schuld zu verdoppeln. Uebrigens bin ich von Herzen bereit, um für die Beruhigung der edlen Gräfin Alles zu thun, sollte es auch nöthig seyn, dem Grafen selbst durch eine offene, mich selbst anklagende Erzählung den Wahn seines frühen Todes, der sich auf jene, von mir veranlaßte Täuschung gründet, zu benehmen."

„O, ehrlicher Mann," lachte die Baronesse. „Er kennt Sie ja nicht mehr, wie wollten Sie es ihm denn glaubhaft machen, was Sie erzählen? Der Damen müßten Sie doch, vermöge Ihres Zartgefühls, schonen, und urtheilen Sie, wie viel Wahrscheinlichkeit Ihrer Darstellung dann bleiben, wie wenig der Graf dadurch überzeugt werden würde. Aber es ist auch gar nicht mehr der Wahn des nahen Todes, der ihn der Welt entzieht. Nachdem er bereits Jahre lang in Gesundheit fortgelebt hat, muß er ihn schon längst aufgegeben haben. Es ist die feste Idee, ein zweiter Zinzendorf zu werden, die ihn jetzt zu allen seinen Seltsamkeiten verleitet. So viel ich einsehe, weiß er es ganz gut, daß kein bloßer Graf seit vollen hundert Jahren ein solches Aufsehen erregt hat, als Graf Zin-

zendorf, und er ist ehrgeizig genug, um die Herrschaft über die Gedanken und Lebensweise Anderer mit den Unbequemlichkeiten des Lehramtes gerne zu erkaufen. Wenn seine schwache Seite nicht eben in dieser frommen Lebensweise ihre volle Pflege und Bequemlichkeit fände, wie wäre es möglich, daß er seinem Plane so treu anhänglich bliebe, ohne daß mit seinem Charakter irgend eine merkbare Veränderung vorgegangen wäre? Er ist ja noch eben der Mann, welcher er vor Jahren war, nur daß er um ein gut Theil eitler ist und nicht bloß die Prätension des Vorrangs und des bessern Geschmacks, sondern der Vorbegünstigung durch den Himmel selber und der religiösen Untrüglichkeit macht. Die vermeinte Geistererscheinung, deren Zusammenhang wir am besten kennen, hat diesen

Wahn einer besondern Erwählung vermuthlich in ihm zuerst veranlaßt, und wenn das ist, so könnte vielleicht eine zweite ihn eben so leicht auf eine erträglichere Seltsamkeit zurücklenken, ohne daß weiter eine Gefahr zu befürchten stände."

„Sollte es nicht möglich seyn," meinte Wilhelm, „daß wir den Hauptmann von Coucy mit dem Zusammenhange der Ereignisse vertraut machten und ihn dadurch in Stand setzten, durch seine geistige Ueberlegenheit den Grafen über sich selbst und die Unklarheit seiner Begriffe aufzuklären?"

„Nein," sagte die Baronesse etwas empfindlich, „ich mag den Hauptmann auf keine Weise bemühen; auch wünsche ich es dringend, daß Sie von unserer Unterredung

ihm durchaus nichts mittheilen. Statt uns einige Hülfe von ihm versprechen zu können, würden wir höchstens nur eine kurze Vorlesung über unser früheres Benehmen zu erwarten haben, die wir uns, so viel ich einsehe, ersparen können."

„Thun Sie nicht vielleicht dem trefflichen Manne Unrecht?" äußerte Wilhelm. „Ich habe mich ganz davon überzeugt, mit welcher Thätigkeit er sich Ihres Hauses annimmt und wie viel er zu thun im Stande wäre, sobald Ihre Zufriedenheit, Ihre Ruhe, Ihr Glück es foderte."

„Doch?" sagte die Baronesse, „es ist mir lieb, das aus Ihrem wahrhaftigen Munde zu hören; aber gleichwohl darf er von unserm frühern Scherze mit dem Grafen nichts erfahren."

„So viel ich einsehe," meinte Wilhelm, „würde er ihn nicht sehr strenge beurtheilen, indem er einmal gegen mich selbst die Rolle eines Geistes gespielt und mich dadurch für lange Zeit in nicht geringes Nachdenken versetzt hat."

Er mußte der hochaufhorchenden Baronesse den uns bekannten Vorfall mit aller Ausführlichkeit erzählen, und that es um so lieber, weil er dadurch Gelegenheit fand, seine jetzt mehrfach veränderten Ueberzeugungen und strenger gewordenen Grundsätze ihr auf eine weniger direkte Weise anzudeuten. Dabei begnügte er sich nicht, den Hauptmann durchaus zu entschuldigen, sondern äußerte auch seine lebhafte Dankbarkeit für dessen Bemühungen, ihn aus

dem Irrthume zur größeren Besonnenheit zu führen.

„Ich sehe selbst wohl," sagte er am Ende seiner Erzählung, „daß beide Fälle, wo er und ich einen Geist vorstellten, verschieden sind; aber ich glaube doch wenigstens, daß er an dem Aeußern des unglücklichen Scherzes keinen Anstoß nehmen würde."

„Lassen Sie mich die Sache bedenken," sagte die Baronesse, indem der Baron sehr froh zu ihnen zurückkam. Er berichtete, daß er nicht nur den großen Coffer glücklich auf die Kammer seines alten Dieners geschafft, sondern auch aus der Bibliothek alle Bücher, deren Titel etwas von Herrnhuth aussagte, fortgenommen und auf sein

eigenes Zimmer gebracht habe. Dagegen seyen in dem artigen Glasschranke, den man auf des Grafen Cabinet gesetzt habe, eine Anzahl guter Rittergeschichten von Spieß, Cramer und Andern aufgestellt worden.

„Wir müssen zu der Gesellschaft zurückkehren," sagte die Baronesse, „damit Ihre Mühe, lieber Baron, nicht durch unsere zu lange Abwesenheit verrathen wird. Uebrigens hoffe ich, werden wir schon im Stande seyn, die Unterhaltung künftig mehr zu unserer Zufriedenheit einzurichten, wenn wir nur im Einverständniß handeln."

Drittes Capitel.

Abends, da Alle sich bei dem Essen zusammengefunden hatten, erinnerte sich Wilhelm der Briefe, die ihm an den Baron und die Baronesse mitgegeben waren, und langte sie aus seiner Schreibtafel hervor. Da sie von Verwandten und Freunden der gräflichen Familie herrührten, so nahm man keinen Anstand, sie laut vorzulesen, um dadurch eine allgemeinere Unterhaltung einzuleiten. Sie waren von Lothario, vom

Abbé und von Jarno. Wilhelm war verlegen, weil er die Ankündigung seiner Verbindung mit Natalien darin erwartete, von der er selber noch gar nichts geäußert hatte. Aber er wurde es noch weit mehr, als er fand, daß in allen drei Schreiben seiner wohl gedacht, daß er als ein talentvoller junger Mann, der sich durch Reisen zu bilden gedenke, zwar in den gewöhnlichen Ausdrücken angelegentlich empfohlen war, daß aber keiner auch nur entfernt auf seine künftige Verbindung mit der Familie hindeutete. Er wurde dadurch über die Aussteller dieser Schreiben im höchsten Grade aufgebracht; denn er sah es nur zu deutlich, daß sie auf ein Vorlesen ihrer Worte in seiner Gegenwart nicht gerechnet hatten, und daß sie darüber einverstanden seyn mußten, seine Hoffnungen nicht eben in

Anschlag zu bringen. Kaum war es ihm möglich, seinen Unmuth zu verhehlen und auf die häufigen Fragen, die nun von allen Seiten an ihn gerichtet wurden, leidlich zu antworten. Die Erzählungen, die man von ihm wünschte, fielen so unzusammenhängend aus, daß er wie ein blöder junger Mann erschien, der zum erstenmale in einer Gesellschaft zur Rede aufgefodert wird. Der Graf schien ihn auch ohne Umstände so zu beurtheilen und ging zu andern Familiengesprächen über.

Der Baron, welcher vielleicht selbst eine ähnliche Meinung von unserm Helden gefaßt haben mochte, suchte ihm dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er ihn um die Ritterburgen fragte, deren Reste er auf seiner letzten Reise etwa besucht haben möchte.

Leider hatte er auch hierauf keine genügende Antwort. Er hatte es nicht der Mühe werth gefunden, einzelner Mauern wegen stundenweit von seinem Wege abzulenken und das Wenige, was er in dem Thale, worin sie sich befanden, selbst gesehen hatte, war das einzige, was er nennen konnte.

„O Freund," rief der Baron, „wie war es möglich, daß Sie die kostbare Gelegenheit, so manche ehrwürdigen Ruinen genau kennen zu lernen, so ungenutzt vorbei gehen ließen. Wie lange schon habe ich den Wunsch gehabt, bloß und allein deswegen mit dem Gottschalck in der Hand das ganze deutsche Vaterland zu durchreisen. Glauben Sie nur, der Gottschalck

könnte dreifach so stark seyn, ehe daß er vollständig zu nennen wäre."

Wilhelm entschuldigte sich, daß die Rücksicht auf sein Kind ihm keine solche Abschweifungen auf oft steile Berge erlaubt habe.

„Es ist wahr," versetzte der Baron, „aber wir haben hier im Thale selbst nicht wenige Ruinen und die hätten Sie doch schon sehen können. Was soll ich von dem Castellan denken, daß er Sie nicht einmal mit diesen schönsten Zierden unserer Gegend bekannt gemacht hat? Womit mag er Sie doch nur unterhalten haben? Aber, es ist mir auch wieder lieb, daß er es nicht gethan hat; ich werde es nun selber thun, und ich denke, Sie sollen für die Verspätung Ihres Genusses durch die Ausführlichkeit der von mir über jede Trümmer gesammelten Nachrichten entschädigt werden."

Wilhelmen war diese Unterhaltung nicht viel tröstlicher, weil seine Gedanken ihn davon zu stark abzogen. Er eilte, sobald es thunlich war, hinaus in den dunkeln Garten. Sein Herz klopfte hörbar. Kaum umfing ihn die freie Nacht, so quollen Thränen des Unmuths aus seinen heißen Augen. Er eilte auf einen freien Rasenplatz, warf sich nieder und versuchte die brennende Stirn mit dem starken Thau zu kühlen, der an den Halmen hing. Aber als ob der Schmerz erst durch die Linderungsmittel gereizt würde, flossen seine Thränen immer unaufhaltsamer und trockneten nur dann, wenn der Verdruß über

die Täuschung seines Vertrauens sie wie mit seiner Glut einsog.

Der ruhige Besitz eines Gutes ist gar nicht geeignet, um den Werth desselben für unser Herz zu bestimmen. Nur der Verlust öffnet uns mit einer feindseligen Wahrhaftigkeit darüber die Augen. Man kann Freunde, Eltern, Geschwister Jahre lang nicht gesehen haben, man kann sich gewöhnt haben, Tage lang ihrer nicht zu gedenken und selbst glauben, daß ihr Daseyn bei uns auf Erden uns gleichgültiger als billig geworden sey, und doch besteht das Band der Liebe noch ungeschwächt, wie ehedem, und wirkt mit zu dem allgemeinen Gefühl unsers Wohlseyns, ohne daß wir es erkennen. Nur erst, wenn der Tod es unerbittlich zerreißt, wird uns seine Stärke wie-

der fühlbar und wir klagen dann nicht bloß über unsern Verlust, sondern auch über unsre Schuld.

Es ist derselbe Fall, wenn ein junger Mann seine entfernte Geliebte verliert. Wilhelm hatte sich selbst oft angeklagt, daß er in den letzten Wochen seiner Natalie nicht so häufig gedachte, als er ihrer gedenken zu müssen für die Pflicht einer innigen Liebe hielt. Der Verdruß über die Ungebühren in dem Benehmen ihrer Verwandten und Freunde, die Begebenheiten seiner Reise, die neu aufgenommenen Beschäftigungen mit der Kunst hatten sich häufig zwischen ihn und ihr Andenken gestellt. Er hatte selbst die an Kälte gränzende Ruhe ihres Wesens, die Leidenschaftlosigkeit in dem einzelnen, von ihr seit seiner Entfer-

nung erhaltenen Briefe mißbilligend beurtheilt. Ja er hatte nicht ohne Kummer sich die Möglichkeit gedacht, daß durch fremde Zudringlichkeit das kaum geknüpfte Verhältniß ganz wieder gelöst werden könne. Aber wie ganz anders war ihm jetzt, da aus den kaum erst angehörten Briefen ihm die offenbare Gewißheit aufgenöthigt wurde, daß er seinen Hoffnungen entsagen müsse. Sein ganzes Leben seit seiner Entfernung von der Bühne schien ihm nun auf einmal ohne Gewinn, ja durchaus verwirrend und schädlich. Er sah sich selbst als einen unbesonnenen jungen Mann, der aus Unbekanntschaft mit den Vorurtheilen der Stände nur die rein menschlichen Verhältnisse geltend machen wollen, wider deren Anerkennung sich Alles vereinigt. Er schalt sich einen Thoren, daß er habe glauben können,

ein Bürgerlicher, ein Schauspieler werde von Freiherrn und Grafen als ein Verwandter aufgenommen werden, bloß weil Bildung, Vermögen und die natürlichen Ansprüche der Liebe ihn dazu berechtigten.

Und dann führte seine Phantasie ihm wieder den Auftritt vor, da er Natalien zum erstenmale sah. Die dunkle Nacht wurde vor seinem schwärmerischen Blicke helle, der Park verwandelte sich in die Anhöhe des Waldes, er lag matt auf dem Rasen, wie damals; er sah den Wagen heran rollen, sah die schlanke, schöne Gestalt aussteigen, sich nahen, zu ihm hintreten, hörte wieder ihre Stimme, ihre Worte, sah sie den Ueberrock nehmen und ausbreiten — und eben in dem Augenblicke,

wo er es fühlen zu müssen glaubte, wie ihm war, als er von der theuren Gabe bedeckt wurde und in einer sanften Ermattung sein Bewußtseyn verlor, schreckte ihn die Gegenwart aus seinem Traume auf und er fühlte nur die kalt gewordenen Thränen auf seinen Wangen.

In diesem innern Kampfe seiner Wehmuth und seines Unmuthes störten ihn die Schritte eines in der Dunkelheit sich Nahenden. Er sprang auf. Es war der Hauptmann, der hinausgegangen war, ihn zu suchen.

„Finde ich Sie hier?" fragte er. „Die Andern glaubten, es sey Ihnen nicht wohl und Sie hätten sich bereits zur Ruhe begeben. Sie sind jetzt auch alle schlafen ge-

gangen. Aber es schien mir, als wenn nicht bloß ein körperliches Uebelbefinden Ursache sey, warum Sie heute so unstät, so aufgeregt, so unaufmerksam waren und zuletzt bei dem Vorlesen der Briefe die Farbe sichtlich wechselten. Es steht bei Ihnen, ob Sie Ihren Schmerz für sich behalten wollen. Wenn Sie aber von einer offenen Mittheilung sich einige Linderung versprechen und Zutrauen zu mir fassen können, so seyn Sie versichert, daß ich es nie mißbrauchen werde und daß Sie an mir einen sichern Freund finden."

Wilhelm vermochte nicht zu antworten. Er schloß den Mann, der allein sein Herz errathen hatte und ihn werth genug hielt, um ihn aufzusuchen, fest in seine Arme;

aber ein lautes Schluchzen war alles, worin er sich äußern konnte.

„Lassen Sie uns gehen," sagte der Hauptmann, „der Garten ist leer und in den offenen Gängen wird Ihnen etwas leichter werden. Sie haben mich über Ihre frühern Schicksale bisher nicht zum Vertrauten gemacht und Sie hatten das Recht dazu, weil Ihnen auch die meinigen unbekannt blieben. Wozu wäre es auch noth, jedesmal zu wissen, was ein Mensch war, sobald wir nur Urtheil genug haben, um zu erkennen, was er ist? Aber jetzt muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Ursache Ihrer Traurigkeit zu kennen glaube. Irre ich nämlich nicht und deute ich einzelne frühere Aeußerungen von Ihnen nicht unrecht, so faßten Sie eine lebhafte Zuneigung zu der noch unverheiratheten Schwester der Gräfin, zu der Baronesse Natalie."

„Sie ist, oder leider vielmehr sie war meine Verlobte," sagte Wilhelm mühsam.

„Es ist ein sehr edles Frauenzimmer," versetzte der Hauptmann, „ja ich darf es Ihnen gestehen, es ist unter allen, welche ich jemals kennen lernte, dasjenige, welches ich am meisten hochachte, welches mehr als Alle den körperlichen Reiz durch ihre schöne Seele zu überbieten, oder zu adeln weiß. Daß Sie gerade diese Natalie lieb gewinnen mußten, sobald Sie dieselbe sahen, das kann ich von Ihrem eigenen Herzen begreifen; daß Sie von ihr geliebt werden konnten, das muß Ihnen selbst eine Bürgschaft für Ihren eigenen Werth seyn, die

nie ihre Gültigkeit verliert, die schon allein im Stande ist, tausend Widerwärtigkeiten zu vergüten."

„Ach," sagte Wilhelm, „daß ich diese Vorzüge meiner Natur doch nur selber erkennen könnte, daß ich bei aller Eitelkeit, die mich sonst verblendete, doch nur im Stande wäre, etwas davon bei dem Lichte der Wahrheit als ächt bewährt zu sehen. Dann könnte ich es glauben, daß Nataliens Seele die meinige anerkenne, daß es keine Uebereilung bei ihr war, welche sie für wenige Tage täuschte und deren Wesen sie nun schon durchblickt hat."

„Lieber junger Mann," fiel ihm jener in die Rede, „Ihre Bescheidenheit ist der wahren Liebe natürlich; aber wie ich Ihre

Geliebte kenne, so scheint eine Uebereilung, wie Sie sich ausdrücken, bei ihr eben nicht gewöhnlich, am wenigsten in einer so wichtigen, folgenreichen Angelegenheit des Herzens und Lebens."

„Aber," sagte Wilhelm bedenklich, „wenn sie nun auch ohne Uebereilung ganz nach ihrer rein menschlichen Natur entschieden hätte, wenn ich nun auch alle das Gute in mir finden dürfte, was dazu noth wäre, um ihre Liebe zu erwerben und festzuhalten: werden denn ihre Verwandte eben so urtheilen? Werden auch die allein unsre Verbindung darum anerkennen, weil sie menschlich rein und tadellos ist? Werden der Freiherr Lothario und der Graf nicht die Rücksichten der Convenienz mit in die Betrachtung ziehen? Werden sie

nicht doch eine Uebereilung darin finden? Werden sie nicht arbeiten, um das ihnen unangenehme Eindringen eines Bürgerlichen in ihre Familie zu verhindern? Ist es nicht ihr Werk, daß ich mich von Nataliens Schlosse zu einer weit ausschenden Reise entschließen mußte? Und wenn ja noch ein Zweifel übrig bliebe, beweisen es die Briefe, die mir selber, ja achten Sie auf den niedrigen Zug, mir selber mitgegeben wurden, nicht ganz deutlich auch für den Verblendetsten, daß sie die eingeleitete Verbindung als durchaus unbedeutend übersehen wissen wollen?"

„Sollten Sie gegen Ihre Bekannten auch ganz gerecht seyn," sagte der Hauptmann, „indem Sie ihnen eine solche Absicht zur Last legen?"

Wilhelm erzählte die auffallenden Versuche, die man gemacht habe, um ihn aus Nataliens Nähe zu entfernen, und auch die unfreundliche Anmaßung, mit der man ihn von Theresen geschieden habe.

„Lassen Sie uns gerecht seyn," versetzte der Hauptmann. „So unbedeutend die Verhältnisse des Ranges Ihnen und, ich versichere Ihnen, auch mir erscheinen, so wichtig müssen sie für diejenigen seyn, deren ganzes Leben durch diese Sonderung der Stände zunächst bestimmt wird. Eine Familie, deren sämmtliche Glieder nur für den Umgang mit einer gewissen Klasse gebildet wurden, die mit einigen verwandten Familien gleichsam eine, für sich bestehende große Haushaltung seit Jahrhunderten her gebildet hat, die durch diese Absonderung

die bedeutendsten Vortheile für äußere Anerkennung und Erleichterung des Emporsteigens sich sichert — eine solche Familie kann ihre ganze frühere Einrichtung nicht eigentlich leichtsinnig verlassen, da sie nur Unbequemlichkeiten für ihre Aufopferungen eintauscht. Im Allgemeinen bin ich darum nicht für die Verbindung sehr ungleicher Stände durch die Ehe, und glaube wirklich, daß solche Ehen auf die Dauer überwiegende Unannehmlichkeiten mit sich führen und darum besser gleich zu Anfang verhütet werden. Was könnte auch für einen Bürgerlichen Angenehmes darin liegen, ganz allein in einen Cirkel zu treten, dessen Lebensweise ihm bisher fremd war? Wenn auch keiner unter allen seinen neuen Verwandten ihn je durch sein Benehmen daran erinnerte, daß er nur gleich einem

adoptirten Kinde unter leiblichen Kindern sey, so sieht es doch noch weit aus, bevor die ganze Staatseinrichtung so sehr umgeformt wird, daß die bestehenden Gesetze nicht zu Zeiten unangenehm daran erinnern sollten."

„Leider," sagte Wilhelm, „haben Sie vollkommen recht; auch die Gebildetsten unter dem Adel verstehen es nicht, das bloß Menschliche allein geltend zu machen."

„Ist dasselbe nicht bei allen Ständen?" fragte der Hauptmann. „Achten Sie, wie sich der Bürger dawider auflehnt, wenn seine Familie ein neues Glied aus dem Stande der Landleute aufnehmen soll; wie der Beamte, der reiche Kaufmann einer Verbindung seines Kindes mit einem aus

der Classe der Handwerker zuwider ist, ja wie selbst auf dem Lande die reichern Bauern nur unter einander sich verwandt halten und alle ärmeren Schwiegertöchter und Schwiegersöhne verschmähen."

„O ich Thor," sagte Wilhelm bitter, „der ich diese alltäglichen Erfahrungen vergessen konnte, um mich einer Baronesse zugezogen zu fühlen, weil sie nach ihrem menschlichen Wesen meine Achtung und Liebe erzwang."

„Freund," sagte der Hauptmann, „die Liebe wird dadurch immer frei bleiben; meine Erinnerung sollte nur das sagen, daß Sie so wenig, wie irgend ein Anderer, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, auf die volle Beistimmung aller Familien-

glieder zählen dürfen, daß ein verwandtschaftlich naher Verkehr mit diesen, welcher oft einen großen Reiz des ehelichen Lebens ausmachen muß, für Sie, wie für alle Andere in Ihrer Lage sehr schwer, ja selbst unangenehm seyn würde. Aber sobald Sie mit Ihrer Geliebten den Muth haben, aus den frühern Verhältnissen ganz herauszutreten, auf die Reize der gewohnten Gesellschaft zu verzichten, sich einen neuen Kreis von Bekannten zu wählen und darin glücklich zu seyn; sobald Sie von Ihrer Natalie überzeugt sind, daß sie aus Liebe zu Ihnen die mißbilligenden Urtheile ihrer Verwandten nicht achten, den entbehrten Genuß mancher sich ihr verschließenden Cirkel nicht fühlen, in den Ton anderer Gesellschaften sich hinüber stimmen und in dieser Entsagung beharren werde, sobald Sie

daneben von sich wissen, daß Sie in ihr nur sie selber und nicht eine Erhöhung Ihres Standes suchten: wie unbedeutend muß Ihnen dann die Entfremdung der Verwandten, die Entbehrung ihrer Freundschaft werden! Und wie gleichgültig können Sie dann bleiben, wo Sie bemerken, daß man Ihr Verhältniß ungern sieht und selbst bestimmt demselben entgegen wirkt!"

Wilhelm ging in Gedanken. Der Sinn in des Hauptmanns Worten leuchtete ihm ein; aber so nahe diese Gedanken lagen, so wenig war er, wie wir wissen, bisher darauf gefallen. Er liebte allerdings Natalien um ihrer selber willen; aber es war ihm doch zu gleicher Zeit schmeichelhaft gewesen, daß er durch sie in Verbindung mit einem Stande kommen sollte,

dessen Vorrechte sein Ehrgeiz früher so oft beneidet hatte. Er hatte sich vorgestellt, daß er dadurch wirklich in einen Rang hinaufgehoben werde, den er auf der Bühne mit solcher Vorliebe repräsentirt hätte. Die Darstellung des Hauptmanns benahm ihm diese Täuschung auf einmal und erinnerte ihn, daß seine Aussichten zu umfassend gewesen seyen und billiger Weise auf den Besitz einer fast vollkommen zu nennenden Geliebten sich hätten beschränken sollen.

„Wenn mir nur Natalie bleibt," sagte er zuletzt, „so will ich auf alles andere gern verzichten."

„Eigentlich," sagte der Hauptmann, „sind die Aufopferungen, welche gemacht werden müssen, auf der Seite Ihrer Ge-

liebten; diese muß der Freundschaft mancher ihrer Verwandten vielleicht entsagen, sie muß sich in eine neue Lebensweise finden, sie muß alle Vorrechte ihrer Geburt sich und ihren Kindern entziehen. Bei Ihnen dagegen, lieber Freund, sehe ich keine Verzichtleistung. Denn wenn Sie in Ihrer Liebe nur die Geliebte suchten, so gewinnen Sie Alles und behalten zugleich, was Ihnen nur wünschenswerth seyn konnte."

Die dunkle Nacht, welche sie umgab, verbarg Wilhelms Erröthen, das ihm von einem Blick auf sein eigenes Herz abgedrungen wurde. Indeß war seine Liebe zu Natalien zu stark wieder aufgeregt, als daß er nicht den Trost in den Worten seines edlen Freundes begierig hätte ergreifen

und neuen Muth fassen sollen. Er faßte des Hauptmanns Hand und dankte ihm auf das wärmste, indem er zugleich lebhaft äußerte, mit welchem Fleiße er sich bilden wolle, um seine Geliebte für alle ihre Entbehrungen durch sich selber zu entschuldigen.

„Sie entschließen sich so, wie ich von Ihnen erwartete," sagte der Hauptmann. „Ja," fuhr er bewegt fort, „Ihre Geliebte verdient es ganz, daß Sie Alles anwenden, um ihrer würdig zu werden. Sie sind durch die Führung des großen Gottes einem schönern Glücke entgegen geleitet, als Tausende, die sich mit gleicher Treue, wie Sie, um ihre eigene Veredlung bewerben. Bisher, indem Sie vornämlich nur die gesellige Bildung im Auge hatten, befanden Sie

sich auf einem unrichtigen Wege. Dadurch konnten Sie nie einen Werth gewinnen, der Ihre Natalie für alles, was sie hingab, entschädigte; Sie konnten nie mehr dadurch werden, als jeder gut gebildete Mann von Adel mit ungleich mehr Leichtigkeit und Anerkennung ist. Indem Sie sich auf das große Menschliche beriefen, um Ihre Werbung zu rechtfertigen, indem Sie erwarten, daß bloß aus Anerkennung des Menschlichen Ihre Geliebte Ihnen als Gattin folgen soll, sprachen Sie Ihre Pflicht aus, das Menschliche in sich so zu bilden, daß es jener Aufopferungen würdig sey. Durch diese Bildung, durch den unvergänglichen Adel eines reinen, edlen, hellen, festen Wesens müssen Sie sich auszeichnen. An Anlage fehlt es Ihnen nicht, nur vielleicht an

Muth, an Kenntniß der Mittel, an Stätigkeit."

Wilhelm ergriff seines Freundes Hand. „Ewig will ich Ihnen für diese Stunde danken," sagte er lebhaft; „o daß ich so glücklich wäre, einst dahin zu kommen, wo Sie schon lange sind."

„Lieber junger Freund," sagte der Hauptmann mit einem sehr weichen Tone, „ich kenne nicht bloß Sie, sondern auch Ihre Geliebte. Vielleicht, das darf ich Ihnen sagen, sind Lothario und mein Bruder Ihren Wünschen nicht so abgeneigt, als Sie glauben; wenigstens könnte die Art ihrer Schreiben und die Auslassung aller nähern Mittheilungen auch noch einen andern Grund haben, als die bloße Abnei-

gung vor einer sogenannten Mißheirath. Wir wollen uns darüber beruhigen, vielleicht erfahren wir einst manches besser. Wenn Sie es mir aber zutrauen, daß mein Umgang Ihnen behülflich seyn könne, um Sie Ihrer Natalie werth zu machen, so nehmen Sie meine Versicherung, daß ich gern bei Ihnen bleibe, ja selbst gern mich zur Begleitung auf Ihrer Reise verstehe, wenn diese, wie es seyn kann, bald nöthig oder wünschenswerth seyn sollte."

Wilhelm hatte keine Worte, um seine Freude und seinen Dank auszudrücken. Der Hauptmann aber sagte: „Lassen Sie uns jetzt zur Ruhe gehen; es ist mir genug, wenn Sie nun sanfter schlafen, als Sie es ohne unsre Unterredung gethan haben würden. Alles, was ich Ihnen angeboten habe,

thue ich gern, auch um Ihrer trefflichen Natalie willen. Verhältnisse in unserer Familie, die Sie vielleicht bald selbst errathen, würden mich doch wohl in Kurzem zu einer längeren Entfernung bestimmen, und wenn Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken, so hoffe ich allerdings, Ihr und Ihrer Geliebten künftiges Schicksal zu verschönern. Wenn Sie dann am Schlusse sich Beide meiner mit Liebe erinnern, so wird mir das des Dankes genug seyn."

Er küßte nach diesen Worten unsern Freund herzlich und verließ ihn. Wilhelm hatte der Traurigkeit vergessen. Neue Gedankenreihen drängten sich an ihm vorüber. Seine Geliebte schwebte ihm in allem Reize ihrer Schönheit vor, und er fühlte sich in ihr glücklich, ohne an seine frühern ehrgei-

zigen Gedanken nur erinnert zu werden. Das süße Gefühl, einen eigentlichen Freund gefunden zu haben, ließ es ihn zum erstenmale empfinden, wie wohl es thue, der reinen Achtung irgend eines hellen Gemüthes sich bewußt zu seyn, und wie dieses die eigentliche Freundschaft selbst vor der glücklichsten Liebe auszeichne. Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Graf ihn behandelt hatte, war ihm jetzt unbedeutend; die Intriguen, zu welchen die Baronesse ihn vielleicht hinziehen wollte, erschienen ihm unwürdig. Zum erstenmale mißbilligte er seine frühere Lebensweise ohne alle Feindseligkeit gegen sich selber; denn zum erstenmale traute er sich daneben die Kraft zu, sie zu ändern. Ja selbst für den Fall, der freilich der härteste war, daß er seiner Geliebten entsagen müßte, glaubte er Kraft

genug zu haben, um selbst in der Resignation durch das Bewußtseyn der eigenen Würde sich, wie der Hauptmann, getröstet zu fühlen. Freilich war, ohne daß er es merkte, sein ganzes Wesen noch exaltirt. Aber er schlummerte doch ohne Traurigkeit und Unmuth ein.

Viertes Capitel.

Die Sonne mochte nur erst aufgegangen seyn, als der Baron schon vor Wilhelms Lager stand und ihn weckte. „Sie müssen es nicht übel nehmen," sagte er, „daß ich Sie aufstöre. Wenn es Ihnen gefällig ist, so reiten wir zusammen in der frischen Kühle ein wenig aus. Die Pferde werden schon gesattelt und bis die Andern munter werden, können wir schon einen ziemlichen Ritt gemacht haben. Kleiden Sie sich

etwas schnell an, ich will Sie unten erwarten."

Wilhelm sprang auf und warf sich in die Kleider. Unruhige Träume hatten in ihm etwas Dumpfheit zurückgelassen; er verlangte nach der freien Luft.

Schon im Begriff, sein Zimmer zu verlassen, bemerkte er an der Wand ein Gemälde, das früher nicht da gehangen hatte. Es war das sauber und treffend in Pastell gearbeitete Brustbild seiner Natalie. Ueberrascht stand er davor und fühlte sich in die Nähe der Entfernten zurückgezaubert. Wer mochte es aber hierher gebracht haben? Er konnte es sich nicht bestimmt angeben; aber im Herzen dankte er der freundlichen Aufmerksamkeit der unbekannten Hand und

rief sich die begeisterten Vorsätze zurück, mit welchen er den gestrigen Tag beschlossen hatte.

Aber der ungeduldige Baron kam schon wieder zurück, vielleicht in der Meinung, daß Wilhelm von neuem eingeschlafen seyn könnte. Als er ihn vor dem Bilde traf, sagte er: „Also hat man das Portrait unserer Nichte hier zu Ihnen gebracht, und ich hätte geglaubt, der Castellan werde desselben nie müde werden? Es ist von meiner Mathilde gemalt," erläuterte er, „die eine Zeit lang bei ihrer Cousine sich aufhielt, und wenn Sie diese kennen, so werden Sie gestehen, daß es nicht übel getroffen ist."

„Es ist sprechend ähnlich," sagte Wil-

helm. „Und Ihre liebenswürdige Tochter war also auch unter den Zöglingen der jungen Baronesse?"

„Das eigentlich nicht," sagte der Baron, „sie ist ja nur zwei Jahre jünger. Aber, Freund, was mögen die Menschen hier mit Ihnen angefangen haben, bevor wir ankamen? Von den Ruinen haben Sie keine gesehen, die Familienverhältnisse sind Ihnen unbekannt, mich selbst hatten Sie nicht einmal hinter dem Besitzer dieses Gutes vermuthet. Was mag Ihnen doch der Castellan oder mein Mädchen vorerzählt haben? Nun, es ist auch schon gut; ich werde es nachholen. Lassen Sie uns für jetzt nur eilen, daß wir unbemerkt fortkommen. Die Pferde werden schon ungeduldig."

Sie flogen bald auf den muthigen Thieren die Landstraße entlang. Der frische Morgen schien Beiden wohlzuthun. Auf den weiten Wiesen lag noch ein silberweißer Thau; über dem Flusse zog der dampfende Nebel; eine leichte Luft bewegte alle Gebüsche. In dem großen Dorfe war schon Alles munter, um Hafer und Gerste zu bestellen. Die Bursche, welche in den Feldern ackerten, grüßten zutraulich aus der Ferne und die ältern Leute traten bei dem Hufschlag der Pferde an die Fenster und nickten. Alle schienen sich über die Zurückkunft des Gutsherrn auf eine Weise zu freuen, die Wilhelmen erst Nachmittags verständlich wurde.

Hinter den letzten Häusern wandten sie sich links gegen eine steinerne Brücke,

die sie über den Strom führte, und trabten dann langsamer gegen das Gebirge aufwärts.

Der Baron erkundigte sich sehr theilnehmend nach allen Schauspielern, die er früher in Wilhelms Gesellschaft gefunden hatte, und dieser erzählte seine Lebensgeschichte ziemlich umständlich bis zu seiner Bekanntschaft mit Lothario. Von dieser letztern Zeit redete er aber nur mit großen Auslassungen, weil ihm die Erinnerung daran zum Theil selbst unangenehm war.

„Sie haben, wie ich meine, sehr unrecht gethan," sagte der Baron, „daß Sie die Bühne verließen, für welche Sie doch ein entschiedenes Talent besitzen. Das Leben ohne die Kunst, man möge es in jedem

beliebigen Stande führen, als Fürſt, Bürger oder Bauer, wird auf die Länge immer genußlos, und wer nicht ſo wunderlich geſchaffen iſt, daß er es für ein Tagewerk hält, mit dem er nur bis zum Tode fertig zu werden ſucht, der fühlt in allen Ständen zuletzt Ueberdruß. Wenigſtens haben meine Erfahrungen mich davon überzeugt. Die ganze gegenwärtige Welt-Verfaſſung ſcheint mir auf eine allgemeine proſaiſche Langeweile berechnet, und darum halte ich es für wahrhaft vernünftig, mit ſeinem Geiſte in eine frühere Zeit und Sitte zurückzukehren, wo alles anders war, wo man nicht bloß in der Ferne, ſondern in ſeinen eignen Lebensverhältniſſen etwas Romantiſches fand. Das ſchlechteſte Ritterbuch giebt mir mehr Unterhaltung, als die ausgedachteſte Familiengeſchichte. Leider

kann ich ſelbſt das alles, was ich in der Ritterzeit Schönes finde, nicht ſelbſt in meinem Leben wirklich machen. Sie aber, Freund, ſind darin glücklich, daß Sie Anlage für eine Kunſt haben, die ins Leben ſelbſt hinüber tritt, und Sie werden, glaube ich, es dereinſt ſicher bereuen, wenn Sie dafür ein Leben wählen, das ohne Kunſt ſich mit den gewöhnlichen Reizen behelfen muß, die die Alltäglichkeit noch übrig behalten hat."

Wilhelm erzählte dagegen einen Vorfall, der ihm ſelbſt früher begegnet war und den wir bereits kennen, wie er zuerſt den Schauſpieler Melina mit ſeiner nachherigen Frau gefunden, mit demſelben geſprochen und ſich nicht wenig über ihn geärgert habe, daß er die Bühne verlaſſen

wollen. Er entsann sich noch ganz wohl seines damaligen Eifers und des ihm so platt scheinenden Widerspruches von dem Mann, der lieber eine Einnehmerstelle bekleiden, als auf der Bühne von neuem sein Glück versuchen wolle. „Und eben dieses," schloß er, „begegnete mir doch einige Jahre später selber, und wenn Melina sich meiner frühern Deklamationen erinnert hätte, so hätte er sie mir sehr treffend wiederholen können. Ein solcher Unterschied findet sich zwischen dem Schein, den mancher Stand nach außen hin behauptet und zwischen seinem Innern."

„Und also," sagte der Baron, „haben Sie nun der Kunst den Rücken gewendet für immer?"

„Behüte," sagte Wilhelm, „ich habe mich ihr vielmehr mit neuer Liebe zugewandt und hoffe, diese Liebe soll bis an mein Ende nicht lau werden. Es ist nur nicht mehr zunächst die Schauspielkunst, sondern die Poesie überhaupt, die ich mir als Geliebte erkoren habe."

„Nun bravo," rief der Baron und reichte ihm die Hand herüber, „so sind wir einig. Aber ich beschwöre Sie, Freund, hüten Sie sich vor den unerträglichen Familiengeschichten und ähnlichem Zeuge aus der jetzigen Alltagswelt; studiren Sie die Ritterzeit. Ich weiß, Sie haben Anlage zum Dichter, verschwenden Sie Ihre Kräfte nicht an Stoffen, die man eben so gut ausgeführt finden kann, wenn man in die

wollen. Er entsann sich noch ganz wohl seines damaligen Eifers und des ihm so platt scheinenden Widerspruches von dem Mann, der lieber eine Einnehmerstelle bekleiden, als auf der Bühne von neuem sein Glück versuchen wolle. „Und eben dieses," schloß er, „begegnete mir doch einige Jahre später selber, und wenn Melina sich meiner frühern Deklamationen erinnert hätte, so hätte er sie mir sehr treffend wiederholen können. Ein solcher Unterschied findet sich zwischen dem Schein, den mancher Stand nach außen hin behauptet und zwischen seinem Innern."

„Und also," sagte der Baron, „haben Sie nun der Kunst den Rücken gewendet für immer?"

„Behüte," sagte Wilhelm, „ich habe mich ihr vielmehr mit neuer Liebe zugewandt und hoffe, diese Liebe soll bis an mein Ende nicht lau werden. Es ist nur nicht mehr zunächst die Schauspielkunst, sondern die Poesie überhaupt, die ich mir als Geliebte erkoren habe."

„Nun bravo," rief der Baron und reichte ihm die Hand herüber, „so sind wir einig. Aber ich beschwöre Sie, Freund, hüten Sie sich vor den unerträglichen Familiengeschichten und ähnlichem Zeuge aus der jetzigen Alltagswelt; studiren Sie die Ritterzeit. Ich weiß, Sie haben Anlage zum Dichter, verschwenden Sie Ihre Kräfte nicht an Stoffen, die man eben so gut ausgeführt finden kann, wenn man in die

nächste kleine Stadt reitet und nach den neusten Tagsgeschichten fragt."

Wilhelm entgegnete, daß er zunächst gar nicht an eigene Arbeiten denke. Wenn er seine Reisen beendet habe, so sey er ziemlich entschlossen, von seinem ererbten Vermögen irgend ein bedeutendes Gut zu kaufen und auf demselben der Natur, der Kunst und sich selber zu leben, auf ähnliche Weise, wie der Baron.

„So?" sagte dieser lächelnd, „also halten Sie meine Lebensweise für die beste? Das verdient immer meine dankbare Anerkennung und ich gestehe, daß ich selbst damit leidlich vergnügt bin. Aber es fällt mir bei, wenn Sie je auf diese Art sich irgendwo niederzulassen denken, wählen Sie

doch ja diese Gegend. Vielleicht kann ich Ihnen selbst noch ein Gut abtreten. Wenn wir so bei einander wirthschaften, das wird eine wahre Freude seyn. Wir bauen uns nicht gar zu weit von einander an, besuchen einander fleißig, arbeiten, lesen zusammen —

„Und der Hauptmann?" fragte Wilhelm.

„Ich denke," sagte der Baron, „der Castellan bleibt bis an sein Lebensende bei mir. Aber sagen Sie mir es zu, daß Sie, wo möglich, nicht eine fremde Gegend vorziehen wollen. Sie denken es nicht, wie lieb und werth mir Ihr Umgang ist."

Er ließ nicht ab, in unsern Freund

einzudringen, bis dieser versprach, daß er, wenn er sich je irgend wo ankaufen sollte, den Baron zunächst davon benachrichtigen wolle. Um aber nicht zu noch mehr Versprechen genöthigt zu werden, suchte er abzubrechen und fragte, weshalb der Baron seinen Freund, den Hauptmann, Castellan zu nennen pflege.

„Wissen Sie denn nicht, daß sein Familienname von Coucy ist?"

„Allerdings," sagte Wilhelm, ohne sich aus dieser Antwort vernehmen zu können.

„Und haben Sie nicht den Fayel gelesen?" fuhr der Baron in eben dem Tone fort.

„Nein," versetzte Wilhelm.

„Nicht den Fayel gelesen?" fragte der Baron in einem Ernste, der Wilhelm unwillkührlich zum Lächeln nöthigte, indem er sich der Worte der Gräfin Orsina in der Emilia Galotti erinnerte, die jedem Schauspieler bekannt sind. Er wiederholte seine Verneinung.

„Nun," sagte der Baron, „es soll das erste seyn, was wir mit einander lesen. Das Stück ist schon wohl funfzig Jahr alt, und so viel Aufsehen es anfangs machte, so ist es jetzt, wie ich finde, sehr wenig mehr bekannt. Aber doch verdient es, daß Sie es kennen. Der Castellan von Coucy spielt darin eine Hauptrolle. Und da es ein historisches Stück ist, wie leicht

ist es, daß unser Freund, der Castellan oder Hauptmann, von jenem Helden abstamme? Ja, ich kann mir jenen edlen, unglücklichen Castellan gar nicht anders mehr, als unter der Person unsers Freundes vorstellen, und nenne ihn darum nicht anders, womit er auch seinerseits ganz zufrieden ist. Thun Sie desgleichen, wenn Sie mit ihm reden" beschloß er.

Wilhelm mußte diese sonderbare Beweisführung in seinem Herzen bewundern, aber er gewann den Baron eben wegen seiner harmlosen Seltsamkeiten lieb, da sie mit einer solchen Hochachtung gegen den Charakter des Hauptmanns und mit einer so anspruchlosen Gutmüthigkeit gegen Menschen aller Stände gepaart erschienen.

Sie ritten in einer Schlucht des Ge-

birges hinauf, durch welche sich ein Bach mit starkem Falle herabstürzte, und kamen an mehreren Kupferhammern vorbei. An einem der letzten, wo das Thal schon sehr unwegsam wurde, hielt der Baron an, stieg ab und winkte Wilhelmen mit wichtiger Miene, ein Gleiches zu thun. Es kam ein rußiger Knecht heraus, der die Pferde in Empfang nahm, und ein Alter in silbergrauen lockichten Haaren trat in die Thür und nöthigte sie herein. Der Baron sprach zu ihm leise einige Worte. Er entfernte sich. Wilhelm war in Erwartung, die durch das feierliche Benehmen seines Gesellschafters gespannt, aber durch die Frage, ob ihm nicht die Erzählung in Veit Webers Sagen der Vorzeit, von dem Müller im Schwarzthale, beigefallen sey, einigermaßen wieder gestört wurde. Nach einer

kleinen Viertelstunde trat der Alte wieder herein, in einer Tracht, wie sie auf den Theatern in den Ritterstücken gewöhnlich die Knappen tragen, mit einem Bündel anderer Kleidung unterm Arme. Es waren zwei vollständige Anzüge für Ritter, Barette, Halskrausen, Schärpen und was sonst dazu gehören mag; ein Knabe trug zwei wirklich bejahrte Degengehänge hinter ihm drein. Er legte alles auf den Tisch und fing mit einem ernsthaften Wesen an, den Baron zu wappnen. Darnach kam Wilhelm an die Reihe und er mußte gestehen, daß der Alte mit einem guten Auge einen passenden Anzug für ihn ausgelesen hatte. Als beide Helden vollständig umgewandelt da standen, so hängten sie sich noch die Degengehänge um. Der Alte nahm ein Grubenlicht und ging voraus.

Wilhelm erinnerte sich an das Theater; er stellte sich vor, daß er eine Rolle aus dem Stegreife und im Freien zu spielen habe, und fand sich ohne Mühe in den erforderlichen Ernst. Ja bald wandelte ihn wirklich eine Art von Schauer an, als ob er durch ein Wunder in frühere Zeiten zurückgetreten wäre. Unfern des Hauses lief ein Gang in den Berg hinein, der ehemals ein Stollen gewesen seyn mochte. Wilhelm, der nie ein Bergwerk besucht hatte, aber dagegen mit vielen Ritterschauspielen bekannt war, mußte sich beim Eintritt in die ewige Finsterniß an die unterirdischen Gänge der alten Vesten erinnern. Sie gingen, von dem Grubenlichte bleich angestrahlt, eine geraume Zeit vorwärts, ohne daß Jemand ein Wort sagte. Endlich kamen sie in einen weiten Raum, der in den Felsen ge-

hauen war. Der Baron stand still. Der Knappe ging an den Mauern umher und beleuchtete ein Dutzend dicker eiserner Ringe, die in das Gestein gefügt waren und zum Theil lange Ketten hielten. Er machte durch Rasseln mit einer jeden darauf aufmerksam und stieß absichtlich an einzelne Gebeine, die auf dem Grunde umher lagen.

„Das Verließ," sagte der Knappe mit einer dumpf klingenden Stimme, und Wilhelm fiel in so weit aus seiner Rolle, daß er aufschauderte. Die Knochen am Boden waren wirklich menschliche Schädel und Gerippe.

Der Alte winkte und ging in eine dunkle Ecke. Er schloß eine schwere, mit Eisen beschlagene Thür auf und klomm

eine steinerne, aus vielen Stufen bestehende Treppe vorauf. Darnach kamen sie in einen neuen Gang, dessen oberes Ende wieder durch eine Thüre verschlossen war. Hier athmete Wilhelm freier; denn durch ein Paar eiserne Gitter fiel das Tageslicht herein, das er ungern so lange vermißt hatte. Er glaubte in einem Keller zu seyn. Schwer beschlagene Stückfässer lagen in Reihen an den Wänden. Eine steinerne Wendeltreppe führte sie von da vollends hinauf zu der willkommenen Oberfläche.

In dem Augenblicke, wo unser Freund dem Ende der täuschenden Vorspiegelung einer ganz fremden Zeit entgegen sah, fand er sich von neuem überrascht; denn er stand in einer wahrhaften Ritterburg. Aus einem Eckthurme, worin ihr Gang unter der Erde

hinauf sich endete, führte ihn sein Geleitsmann durch eine lange Halle, deren vergitterte, farbige, bemalte Fenster das Tageslicht wunderlich veränderten, in einen innern, mit kleinen Steinen gepflasterten Hofraum, von wo man das ganze Gebäude mit seinen vier stumpfen Thürmen und vielen Fenstern bequem übersah. Der Knappe war in dem Bau zurückgeblieben; es regte sich kein Laut. In der Dämmerung, die das hohe Gemäuer auf dem innern Platze erhielt, war Wilhelmen noch immer unheimlich. Es that ihm wohl, daß der Baron das Schweigen endlich brach.

Feierlich fragte er: „Wollt Ihr nun, biederer Freund und Genoß, den Imbiß lieber hier oder in einem der Gemächer,

oder auch draußen unter den alten vaterländischen Eichen nehmen?"

Wilhelm erwiederte in demselben Tone, wählte aber doch das letztere; denn vornämlich das Verließ mit seinen Ketten und Gerippen hatte ihn erschüttert.

Sie traten in den großen Thorweg. Der Baron rief und eine alte Frau, als Schaffnerin gekleidet, mit einem großen, rasselnden Schlüsselbund an ihrem schwarzen Rocke, erschien und fragte nach den Befehlen des gestrengen Herrn. Er bedeutete sie und mittlerweile kam der Alte mit einem jüngern Gefährten und zog das knarrende Thor auf.

Auf einmal drang die warme Tages-

luft unſern Wanderern entgegen und das ſchöne weite Thal aus einem glücklich gewählten Beobachtungspunkte lag vor ihnen. Wilhelm konnte ſein Entzücken nicht verbergen, und der Baron weidete ſich innigſt an ſeiner Ueberraſchung. „Das Alles iſt mein!“ ſagte er froh, indem er mit der rechten Hand einen weiten Bogen beſchrieb und unſern Helden mit einer eigenen Rührung anlächelte.

Fünftes Capitel.

Aber er ſollte ſelbſt ein wenig überraſcht werden. Denn indem er nach einem heimlichen ſchattigen Plätzchen ſich hinwendete, wo die Mauer mit einem Eckthurme zuſammenſtieß und die ſchönſte, älteſte Eiche ſtand, ſah er ganz verwundert an dem dort befindlichen Tiſche bereits einen ſchwarz gekleideten Ritter mit einer Dame ſitzen, Beide im vollſten Coſtüme der frühern Jahrhunderte. Er ſtand ganz verwundert, und

Wilhelm, der es bemerkte, wußte nicht, ob er träume oder wache. Aber plötzlich sprangen die beiden unerwarteten Gäste auf und kamen lächelnd auf sie zu. Nun erkannte man sie für den Hauptmann und des Barons eigene Tochter.

„In aller Welt, wie kamen Sie auf den Einfall, Castellan?" fragte der Baron.

„Konnten wir es nicht denken," sagte der Hauptmann, „daß Sie unsern Gast hierher führen würden, besonders da Sie schon gestern davon etwas hatten fallen lassen? Nachdem Sie nun schon so Manchen überrascht haben, schienen Sie mir doch endlich selbst eine Ueberraschung zu verdienen. Wir sind wirklich erst nach Ihnen ausgegangen, aber durch den näheren Fußsteig geradezu hierher gekommen, wo denn die alte Schaffnerin mit ihrem Sohne bald nach uns anlangte. Durch diese erhielten wir unsre gebührenden Ornate, und wenn wir es glücklich errathen haben, daß Sie gerade hierher kommen würden, so ist dieses das Einzige, was dem Zufall zu erklären bleibt."

„Sie sind mein lieber Freund, Castellan," sagte der Baron, indem er ihm die Hand reichte. Diese Gefälligkeit des Hauptmanns galt ihm gerade jetzt doppelt werth, da er wegen der Anwesenheit des Grafen sich schon vor allerlei Angriffen auf seine Liebhabereien gefürchtet hatte.

Der ökonomische Entwurf mußte nun Mathildens wegen in etwas verändert wer-

den. Nach ächter Rittersitte hatte der Baron vorgehabt, am frühen Morgen schon einige Humpen zu leeren, obwohl das sonst nicht in seiner Gewohnheit war. Jetzt wurde mit allgemeiner Einstimmung ein warmer Caffee vorgezogen.

„Eine Freude entgeht Ihnen doch," flüsterte der Baron Wilhelmen leise zu; „den Fayel können wir nun nicht lesen."

Wilhelm hörte diese Nachricht sehr gleichgültig. Es war ihm lieber, daß er sich in einem freien Gespräch unterhalten und die nächste Gegenwart genießen konnte, als wenn er seine Aufmerksamkeit jetzt einer fremden Dichtung hätte zuwenden müssen. Ungeachtet des etwas störenden Caffee's, war doch die Illusion noch immer stark

genug, um ihn angenehm zu beschäftigen. Das moosige Gemäuer, die uralten Eichen, die altdeutsche Kleidung seiner Gesellschaft und der aufwartenden Diener, die Entfernung jeder das Ansehn des Modernen tragenden Wohnung, dieses alles führte ihn tiefer, als je eine theatralische Darstellung vermocht hatte, in die Zeiten des Mittelalters zurück. Er glaubte es zu fühlen, wie einem alten Burgherrn gewesen seyn müsse, wenn er vor Jahrhunderten aus dieser schönen Einsamkeit in das belebte Thal hinabblickte.

Indem er diesen Gedanken äußerte, sagte der Hauptmann: „Sie haben zu dieser Vorstellung um so mehr Grund, da diese Burg wirklich uralt und das eigentliche Stammhaus von des Barons Familie

ist. Es war kein übler Einfall, das wüste Gebäude restauriren zu lassen; denn einiger Aufopferungen sind die tapfern und ehrlichen Vorfahren für ihre Enkel noch immer werth. Seit Kaiser Friedrichs des Anderen Zeiten haben hier wirklich einige Jahrhunderte lang wahrhafte Ritter gewohnt."

„Und das Verließ und die außerordentlich weitläuftigen Gänge bis in das Thal sind auch wirklich alt?" fragte Wilhelm, der bei dem Zurückdenken an die Gerippe noch jetzt einen kleinen Schauder empfand.

„Es ist möglich," sagte der Baron, „daß der tiefe Raum, den wir jetzt das Verließ nennen, wirklich einst diese Bestim-

mung hatte. Aber die eisernen Klammern und Ketten, so wie die Gebeine, sind erst zu meines Vaters Zeiten dahin gebracht worden, als man diesen Raum durch ein Ungefähr entdeckte. Indem man damals einen alten Bergwerksstollen, der lange vernachlässigt war, wieder aufnahm und untersuchte, brachen die Knappen endlich in den gemauerten, leeren Raum. Sie berichteten ihre Entdeckung sogleich an meinen Vater, der die Gegend durch einen Sachverständigen untersuchen ließ und dadurch erfuhr, daß das unterirdische Zimmer sich fast senkrecht unter dem verfallenen Gemäuer befinde. Natürlich wurde er aufmerksam, suchte nach dem Verbindungsgange, der sich auch bald fand, und ließ ihn aufräumen. Für seine Vermögensumstände war diese Entdeckung freilich nicht

vortheilhaft. Das Nachgraben nach den Erzen unterblieb. Dafür fing er an, die Trümmern seines Stammhauses wieder ausbauen zu lassen, und ich kann mich noch erinnern, mit welcher Sorgfalt er dabei zu Werke ging. Er machte eigene Reisen, um verschiedene der am besten erhaltenen Ruinen in Augenschein zu nehmen, und damit wenigstens äußerlich kein neu behauener Stein nothwendig seyn möchte, kaufte er mehrere alte Kirchthürme gegen Uebernahme eines neuen Aufbau's und ließ die Quadern hierher transportiren. Das gab freilich zuletzt Schulden, aber es reut mich doch nicht, daß mein lieber Vater die alte Burg wieder eingerichtet hat. Ich habe schon viele frohe Stunden hier verlebt und denke, so Gott will, meine Tage hier einst zu beschließen."

„Wenn das Ihre Absicht ist," sagte Wilhelm, „so beschwöre ich Sie nur, das Verließ zuwerfen zu lassen. Es ist ja genug, wenn man die schönere Seite des Mittelalters ins Leben zurückruft, wozu sollen wir uns seiner Schrecken und seiner Gräuel erinnern? Ich lobe es an Fouqué, so weit ich seine Schriften kenne, daß er uns diese letzteren erspart."

Der Hauptmann versetzte: „Wenn die Aufgabe gelöst werden soll, uns das Bild unserer Vorzeit mit möglichster Treue vorzustellen, so gehören jene Stücke, die Verließe, die Vehmgerichte, die Klostergräuel, die Trinkgelage allerdings wesentlich in den eigentlichen Ritterroman. Fouqué, den ich als Dichter schätze, schildert uns das Mittelalter bloß von sehr wenigen Seiten; er

malt uns nur den Zustand der Ritter, der Frauen und der Sänger, und diesen auch nur in allgemeinen Zügen; von dem Zustande des Volkes, der Leibeigenen, der Klöster, der Rechtsverwaltung, des Staatsverbandes, der Sittlichkeit, des Glaubens und der Wissenschaft werden wir wenig durch ihn unterrichtet. Hier sind nach meiner Geschichtskenntniß manche nach Chroniken gearbeitete Romane, wie die der Naubert, denen von Fouqué weit vorzuziehen, und ich möchte wohl, daß er den Walter von Montbarry, Hermann von Unna und andere Schriften der talentvollen Frau mit seiner Darstellungsgabe, aber ohne zu große Veränderungen, umarbeitete."

„Ich gestehe," sagte Wilhelm, „daß mich Ihre Meinung befremdet. Denn es

scheint mir eben so gewagt, einen Schriftsteller seines Stoffes zu berauben, indem man sein Werk zu verbessern übernimmt, als gefährlich für den poetischen Werth einer Arbeit, wenn man sie zu treu und ängstlich nach der Wirklichkeit formen wollte."

„Warum?" fragte der Hauptmann. „In Shakspeares historischen Stücken glauben wir diese Treue zu finden, und ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Verehrer desselben sie darum den andern nachgesetzt hätte. Wenn ein Dichter mit gebildeter Anlage und genügender Geschichtskenntniß den Glauben und Aberglauben des Volkes, den Einfluß der Geistlichen, die Idee der Theokratie, die Verwirrung des Rechts, die Spitzfindigkeit und Wundergläubigkeit der

Gelehrten, das Treiben der reichen Kaufleute, das Leben der Klöster, die Einfachheit der Pracht, die Naivetät der Vornehmen, die isolirte Lage der Ritterfamilien, den Gesichtskreis der Sänger, die allgemeine Geisterfurcht bei dem Trotz der Kraft — wenn ein großer Dichter alle diese Züge dem Mittelalter angemessen aufzufassen und mit dem allgemein Menschlichen geschickt zusammen zu ordnen wüßte, und dabei in den gewählten Stoff, wie in den Sprachausdruck die angemessene Schönheit der Anlage und der Ausführung brächte, so glaube ich, müßte sein Werk das eigentliche Lieblingsbuch des Volkes werden. Denn wenn tausende von Ritterbüchern, von Verfassern, die gar keinen Beruf zur Poesie haben, noch immer dem deutschen Publikum nicht genug thun und halbjährig einen star-

ken Nachwuchs erleben, wie viel ließe sich von einem Meisterwerke erwarten, das zugleich durch wahre Schönheit sich auszeichnete. Einzelne Classen mögen wohl das Fremde und Fingirte, aber das ganze Volk will etwas Vaterländisches und scheinbar Wirkliches, und eben weil Novalis und Tiecks bekannte Romane, so wie Fouqué's Schriften historisch nicht Farbe halten, eben darum gehören sie nicht dem ganzen Volke an."

„Sie fodern aber viel," sagte Wilhelm; „wie selten wird der Phönix von Dichter geboren, der fähig wäre, alle Seiten, von denen eine Zeit betrachtet werden kann, aufzufinden und sowohl nach dem Maßstab des Wahren, als nach dem des Schönen in perspectivischer Weite abzuzeichnen."

„Mit Ihrem Einwurf," entgegnete der Hauptmann, „erleichtern Sie mir meine zweite Antwort. Sie fanden es mißlich, wenn ein Dichter sich an einen von einem Andern herrührenden Stoff geben, und Fouqué zum Beispiel die Romane der Naubert überarbeiten wollte. Aber, Freund, eben weil es so selten der Fall ist, daß ein einzelner Mensch der großen Arbeit, welche der Abriß einer Zeit immer bleibt, allein gewachsen sey, eben darum empfehle ich hier die sonst überall schon eingeführte Theilung der Arbeit. Nichts wünschte ich lebhafter, als daß unsre Poesie sich von dem Fingirten wieder auf das historische Gebiet zurückzöge, wie es bei den Griechen der Fall war. Dann, wenn der Dramatiker nur geschichtliche Stoffe und — denn hier ist Begränzung reine Wohlthat — beson-

ders Stoffe aus der vaterländischen Geschichte behandelte, dann wäre wieder eine gebührende Concurrenz. Dann würden, wie hunderte von Griechen sich an den Schicksalen der Familie des Cadmus und Danaus versuchten, so hunderte von Deutschen die Schicksale des schwäbischen und sächsischen Kaiserhauses behandeln; Jeder würde ohne Nachrede seine Vorgänger benutzen, und der Wetteifer erst dann aufhören, wenn die Erscheinung einer wahrhaft vollendeten Darstellung ihn in einem Punkte zur Stille wiese. So lange wir aber diese Volksthümlichkeit unsrer Kunst nicht wieder gewonnen haben, sollten alle Schriftsteller wenigstens den Grundsatz anerkennen, daß alle unvollkommenen, mittelmäßigen Werke als ohnehin vergänglich, den künftigen Dichtern zu freier Benutzung Preis gegeben

seyn. Urtheilen Sie, wie viel dadurch gewonnen wäre, wenn alle die, welche Talent zur Darstellung, aber nicht zur Erfindung haben, ohne Anstand sich der Werke derer bedienen dürften, bei welchen sich das umgekehrte Verhältniß fand; wenn der gedrängte Styl des einen die Weitschweifigkeit austilgte, die manches Werk allein ungenießbar macht, und das Talent zu Schilderungen manche andere Werke gleichsam mit Fleisch und Blut überkleidete, die als Gerippe schön sind."

„Castellan," sagte hier der ungeduldige Baron, der anfangs beifällig zugehört hatte, aber nun fürchtete, das Gespräch möchte ihm zu fremd werden, „was Sie da bemerken, ist sehr gut. Aber gleichwohl werde ich meinem Freunde zu Gefallen das Ver-

ließ wenigstens ändern lassen, sobald er sein Versprechen hält, daß er künftig zu mir zieht."

„Sie erzählen mir da etwas ganz Neues," sagte der Hauptmann überrascht.

„Er hat mir es vorhin, da wir hieher ritten, versprochen," behauptete der Baron. „Ich stehe ihm ein Gut in der Nähe ab, und sobald er seine Reise beendet und etwa sich verheirathet hat, zieht er darauf ein und lebt mit uns für immer zusammen. Ich denke, die Nachricht wird Ihnen auch lieb seyn; denn von Ihnen habe ich schon längst das Wort, daß Sie wo möglich mich nicht verlassen wollen."

„Guter Baron," versetzte der Haupt-

mann, „ein Mensch sollte sich selten oder nie erlauben, über seine eigene Zukunft zu schalten; wenigstens vermag ich es nicht mit der Sicherheit, wie Sie. Glauben Sie mir, daß ich viel für Sie und auch für unsern jungen Freund thun kann; aber wohin ich mich zuletzt betten werde, das weiß ich noch nicht zu sagen."

„Ei," sagte der Baron, „Sie wissen, Castellan, daß ich Ihnen schon längst eines meiner Güter angeboten habe, und ich denke, Sie trauen mir zu, daß ich es in ehrlicher Meinung that. Was ich Ihnen sonst noch angeboten, will ich nicht sagen, Sie lehnten es selbst ab, und ich nahm es Ihnen nicht übel, obwohl es uns am sichersten bis an mein Ende bei einander gehalten hätte. Warum wollen Sie mir aber

weh thun, und nach einer fremden Heimath suchen, die Sie hier verschmähen?"

Der Hauptmann antwortete nicht; es entstand eine kurze Pause, während welcher sich sein Blick auf die Erde, aller Andern Blick aber auf ihn heftete.

„Wissen Sie, wo der Castellan von Coucy sein Grab hat?" fragte er aufblickend.

„Nein," sagte der Baron, „ich denke wohl im heiligen Lande, das Herz aber — "

„Sie fallen aus Ihrer Rolle," sagte der Hauptmann lächelnd. „Aber wenn ich vorhin recht hörte, so hatten Sie vor, ohne unsre Dazwischenkunft den Fayel vorzunehmen?"

Der Baron mußte es eingestehen, und der Hauptmann schlug vor, das Buch gemeinschaftlich hier durchzulesen. Das war jenem überaus lieb und auch Wilhelm war auf die Geschichte neugierig geworden, an die er sich so oft erinnert sah. Aber er sollte sie, so schien es, für jetzt einmal nicht erfahren.

Sechstes Capitel.

Es erscholl ein dreimaliger Hornesruf von einem der Thürme. „Wir haben Fremde in der Nähe," sagte der Baron, „das bedeutet der Ruf des Burgwartes, und es sind drei Personen. Schade, daß wir so gestört werden."

Die Baronesse kam mit dem gräflichen Paare seitwärts die Anhöhe hinauf, und

dieses gestand sich nicht wenig überrascht, indem es die stattliche Gesellschaft an der Mauer sitzen sah. Die kluge Wirthin hatte ihren Gästen von der Umkleidung zuvor nichts gesagt, um sie mit dem etwas auffallenden Benehmen ihrer Hausgenossen desto leichter zufrieden zu stellen. Der Graf nahm auch die Sache für eine seinetwegen veranstaltete Ueberraschung, und bezeugte in diesem Sinne sein Wohlgefallen an der Illusion. Er war weit entfernt, zu vermuthen, daß die hier versammelte Gesellschaft zum Theil gerade ihm habe ausweichen wollen.

Ungern aber ging er auf einen Vorschlag ein, mit welchem der Baron sofort herausrückte, daß auch die neu Angekommenen das Costüm des Ortes ehren und

sich als Rittersleute einkleiden sollten. Er schien zu fürchten, daß etwa Leute aus der Umgegend ihn in der seltsamen Tracht bemerken und dann die ihm, als künftigem Haupt einer Herrnhuther-Colonie gebührende Achtung vergessen möchten. Indeß, nachdem man ihn durch eine Beschreibung von der Einsamkeit der Gegend von dieser Furcht befreit hatte, bequemte er sich. Der Hauptmann führte ihn in das Gebäude, und bald kam er in einer, seiner stattlichen Figur nicht übel stehenden Rittertracht zu der Gesellschaft zurück. Die Gräfin hatte sich zu gleicher Zeit mit der Baronesse umgekleidet und erschien in einfacher schwarzer Kleidung, ähnlich wie Mathilde. Man fand sich bald aus den ersten Scherzen in den gewöhnlichen Ernst zurück, und Wilhelm machte die Bemerkung, daß alle An-

wesende in der fremden Kleidung sich vortheilhafter ausnahmen, als in der modernen.

Der Graf aber hatte sich noch nicht von der Neckerei seines Verwandten entwöhnt. Sobald sie sich wieder in Ruhe um den Tisch hergesetzt hatten, fragte er den Hauptmann: „Wissen Sie auch, was man hier lesen sollte?"

„Nun?" fragte dieser entgegen.

„Den Don Quixote," versetzte der Graf mit einem Seitenblicke auf den Baron.

„Oder Brocke's irdisches Vergnügen in Gott," fiel ihm dieser ins Wort, gewandter als man ihm zugetraut hätte.

„Wirklich," sagte der Hauptmann ernst-

haft, „Ihr Vorschlag, Graf, hat meinen ganzen Beifall. Hier, gleichsam auf der Gränze einer zweifachen Zeit, von keiner ganz verlassen und darum auch von keiner ganz ergriffen, hier wäre man für den Genuß und die rechte Beurtheilung von des großen Cervantes Meisterwerke gewiß am besten aufgelegt. Beschattet von solchen alten Mauern und Thürmen, und besonders in solcher Kleidung steckend, begreift man, wie dem treuherzigen Ritter in seiner Burg der Gedanke kommen konnte, auf seine abentheuerliche Fahrt zu ziehen; man fühlt da am besten das Unschuldige, Kräftige seines Herzens, das sich oft so rührend kund giebt, und dann bedürfte es doch wieder nur eines Blickes hinab in das lebendige, gewerbfleißige Thal, um sogleich auch zu begreifen, wie seltsam seine Gedan-

ken einem Geschlechte auffallen mußten, das kaum aus einer alten Chronik von jener Zeit erfahren hatte, die auf einmal in dem Ritter von der Mancha, wie in einem erwachten Siebenschläfer, in ihre Gegenwart hineintrat."

Der Graf machte bei dieser Auseinandersetzung ein ungläubiges Gesicht, indem er nicht wußte, ob der Hauptmann das Werk im Ernst lobte, oder nur in seine Neckerei des Barons einging. Die Baronesse äußerte, daß der Hauptmann doch wohl über den wunderlichen spanischen Don eine zu vortheilhafte Meinung haben möchte.

„Ich glaube nicht," sagte der Hauptmann. „Wahre Ritterlichkeit hat wohl kein Ritter an König Artus Hof mehr gehabt,

als der Don Quixote. Aber beinahe vermuthe ich, daß Sie das spanische Werk nicht in der treuen Uebersetzung von Tieck oder Soltau, sondern nur in dem verfehlten französischen Auszuge des Florian gelesen haben."

„Sie trauen unserer Geduld zu viel zu," sagte der Graf, „wenn Sie von uns erwarten, daß wir sechs Bände solcher Schnurren lesen würden. Für diese Fälle lobe ich mir immer die französischen Auszüge, die das Ungenießbare mit vielem Geschmacke absondern."

„Dann kennen Sie aber wirklich den ächten Don Quixote nicht," erwiederte der Hauptmann, „dessen von Florian zurückgewiesene Stücke keineswegs eben solche

Schnurren, sondern manches sehr Edle, Erhabene und Rührende enthalten. Ich glaube nicht, daß es viel poetischen Sinn verrathe, wenn man statt eines meisterhaften Ganzen, nur die Anekdoten aus demselben übersetzt und oberflächlich zusammengestellt, als ein Ganzes geltend machen will. Können Sie es gut heißen, wenn man aus dem Ebersdorfer Gesangbuche nur die fremd klingenden und manche anstößige Stellen aushebt, und diesen Auszug für eine Darstellung des herrnhuthischen Glaubens angesehen wissen will?"

„Freilich nicht," sagte der Graf, „und wenn Florians Verfahren wirklich einige Aehnlichkeit mit diesem von Ihnen angeführten Beispiele hat, so will ich es nicht weiter vertheidigen. Denn die Bösartigkeit

oder der Unverstand derer, die eine herrnhuthische Schrift nicht in ihrem Zusammenhange lassen, wo ein Ausdruck den andern erklärt, hat mich oft verdrossen."

Er fuhr nun fort, über diesen Punkt sich weitläuftig auszulassen und hatte des Don Quixote vergessen. Dieses sahen die Uebrigen als ein Signal an, um aufzustehen und sich zu entfernen. Am schnellsten machte sich der Baron mit Wilhelm bei Seite. Er urtheilte, daß der Hauptmann vortrefflich gesprochen und daß der Graf eine solche Abfertigung wohl verdient habe. „Ich war," sagte er, „zu Anfang wirklich etwas bange bei seiner Rede, aber das Ende war schön. Ich will doch wirklich den Don Quixote hier einmal lesen, er wird wohl in der Bibliothek seyn; oder am

besten, wir lesen ihn zusammen. Und wenn der Graf bloß die Spöttereien las, so denke ich, wollen wir gerade umgekehrt allein das Ernsthafte aussuchen, oder wenn es gehen will, das Spaßhafte uns mit einigen Veränderungen ernstlich denken."

Sie besahen die in der Burg befindliche Bibliothek. Dieselbe bestand aus lauter Rittergeschichten, und war jener nicht unähnlich, die einst in der Mancha von dem Wundarzte und der Haushälterin aus dem Fenster geworfen wurde.

„Ich lasse es aus Gefälligkeit gegen den Castellan geschehen," sagte der Baron, „daß meine liebsten Bücher hierher transportirt werden, weil er nicht will, daß Mathilde sie lesen soll. Der Castellan be-

sorgt uns die neuen Artikel, und wir halten dann mit einander Theilung. Was ihm gut däucht, das stellt er in der Orangerie auf, und was mir gefällt, das wird hierher besorgt. Sie sehen, Freund, ich könnte darüber klagen, aber indem ich doch bald hierher zu ziehen denke, lasse ich es mir schon gefallen."

Die Baronesse kam mit der Gräfin zu ihnen. „Hier ist meines Herrn Gemahls Reitschule," sagte die Erstere lächelnd, „und ich vermuthe wohl recht, daß er sich eben aufgesetzt hat. Sie gedenken doch nicht weit, meine Herren?"

„Wir würden uns doch zuvor bei der Dame vom Hause beurlaubt haben," sagte Wilhelm.

„Fürwahr," entgegnete sie, „Sie reden wie ein Ritter aus der guten alten Zeit, obwohl Sie am heutigen Morgen diesen Abschied vergaßen. Aber, lieber Freund," fuhr sie gegen ihren Mann fort, „dürfte ich Dich wohl mit Erlaubniß unserer Gäste für einige Augenblicke abrufen?"

Der Baron folgte ihr hinaus. Und so sah sich Wilhelm ganz unerwartet der Gräfin allein gegenüber.

Siebentes Capitel.

Nichts kann unbequemer seyn, als die Zusammenkunft zweier Menschen, die ehedem einander vertraulich nahe waren, aber in einer langen Zwischenzeit sich Beide so ganz veränderten, daß sie für ihren erneuerten Umgang keinen sichern Ton zu treffen wissen. Das Mißtrauen hat sich in eines Jeden Herz hinein geschlichen, und indem Jeder es von dem Anderen erräth, will er doch selbst die Genugthuung haben,

es nicht zuerst zu verrathen. In diesem Fall befand sich Wilhelm und er setzte voraus, daß sich ihm gegenüber die Gräfin noch gewisser darin befinden müsse. Nach seinem Urtheil mußte es quälend für sie seyn, daß die einzige Schwäche, deren sich ihr Herz anzuklagen hatte, das gemeinschaftliche Geheimniß eines jungen Mannes war, von dessen Grundsätzen sie nicht die beste Vorstellung haben konnte. Indem er aber bestimmt zu fühlen glaubte, daß er jetzt nicht mehr auf ähnliche Weise handeln würde, wollte er zugleich sich selber nach seiner jetzigen Denkweise rechtfertigen und sie seiner unverminderten, ja nur vergrößerten Hochachtung beruhigend versichern. Selbst für den Fall, den er sich als möglich dachte, daß ein Rest der ehemaligen Zuneigung zu ihm noch immer unausgetilgt

in ihrem Herzen wurzele, wollte er edelmüthig, durch eine Sprache voll Achtung und Anerkennung sich zunächst zurückziehen und dadurch sie selbst aufs schonendste zur vollen Besonnenheit rufen. So schnell aber diese Gedanken, die er schon früher gefaßt hatte, von ihm wiederholt wurden, so verging doch einige Zeit, ehe er den rechten Anfang gefunden, und die Gräfin kam ihm zuvor.

„Es ist lange," hub sie leise an, „daß ich Sie zum letztenmale sah. Sie haben sich indessen sehr viel und ich darf wohl sagen, mir scheint, zu Ihrem Vortheile verändert."

„Möchte ich mich selber nicht täuschen," versetzte Wilhelm, „wenn ich hoffe, an Fe-

stigkeit und Klarheit auch nur etwas gewonnen zu haben."

„Gewiß haben Sie es," sagte die Gräfin. „O, wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal wieder zu sehen, aber ohne alle Aussicht, je meinen Wunsch gewährt zu erhalten. Denn daß Sie bei meinen eigenen nächsten Verwandten sich aufhielten, das konnte mir nicht einfallen."

Wilhelm glaubte hier in ihren Worten freilich seinen Verdacht einer noch nicht ganz unterdrückten Zuneigung zu ihm bestätigt zu hören, und suchte verlegen nach einer Antwort, die ganz passend und doch schonend genug seyn möchte. Desto mehr wurde er überrascht, als sie nach einigem Zaudern fortfuhr:

„Gott weiß es, wie sehr ich meinen Fehler erkenne, wie oft ich ihn beweint habe und wie bereitwillig ich bin, alle Schmerzen geduldig zu tragen, die mir dafür noch könnten auferlegt werden. Der gute Vater hat mir selbst meinen Leichtsinn zu einer Quelle reichlicher Wohlthaten gemacht; denn ich mußte durch seine Folgen endlich wohl auf meine Gefahr aufmerksam werden und mich selbst ohne alle Beschönigung erkennen, wie ich war. Dadurch habe ich den einzig richtigen Weg gefunden, welchen ich freilich von Jugend auf hatte beschreiben hören und den eine vortreffliche, nun verklärte Tante mir oft so mütterlich liebend und so innig aus eigener Erfahrung anempfahl, den ich aber in Wahrheit bis dahin nicht kannte. Nur das beunruhigte mich, daß ich so lange in Ungewißheit

Ihretwegen blieb, daß ich mir immer vorstellen mußte, Ihr noch unbefestigtes Herz sey durch mich vielleicht zuerst mit einem Leichtsinne näher bekannt geworden, der ihm zuvor fremd gewesen. Wie oft habe ich nicht für Sie gebetet, wie oft darum angehalten, daß ich Sie nur einmal noch wiedersehen möchte; ich dachte, daß eben mein Zureden auch im unglücklichsten Fall bei Ihnen etwas ausrichten könnte. Nun ist mir auch diese Freude geworden, und wie soll ich meine Freude ausdrücken, daß ich Sie so glücklich fortgebildet wieder finde?"

Wilhelm war im höchsten Grade erstaunt, als er die einst so frohsinnige, mit dem weltlichen Schmuck so zufriedene Gräfin auf diese Weise sich äußern hörte, und

die Sprache des Edelmuths, womit er nur kurz vorher ihre vermuthete Zuneigung hatte beschränken wollen, ging in ein beschämtes Schweigen über. Diese Offenheit, womit die schöne und gebildete Frau über sich selber sprach, dieses völlige Verzichten auf alle Entschuldigung, und diese innere Festigkeit des Glaubens an ihre jetzige Ueberzeugung rissen ihn unwillkührlich zur Bewunderung fort. Nirgend entscheidet der Umstand, wer etwas sagt und wie es gesagt wird, mehr, als in Aeußerungen über den Glauben des Herzens; nirgend sonst scheidet sich die volle Ueberzeugung kenntlicher von dem bloß Erlernten oder Vorgespiegelten. Die scheue Furchtsamkeit der reinen weiblichen Natur, die hier den Muth der Seele, wie eine schöne Schwester den heldenmüthigen Bruder begleitete, machte

sie in seinen Augen liebenswürdiger, als sie ihm je erschienen war.

Er beugte sich auf ihre zarte Hand, um sie zu küssen. „Wie werth ist es mir," sagte er, „daß ich Sie so ruhig und heiter finde!"

„Ja, ich bin es," setzte sie zuversichtlich hinzu, „möchten Sie es auch bald seyn. Wenn das Wort einer Freundin, die es herzlich wohl mit Ihnen meint, einige Ueberredungskraft für Sie hat, so suchen auch Sie zunächst den Frieden für das eigene Herz; man kennt ihn wirklich nicht, wenn man nicht ohne allen Beweis überzeugt ist, daß gegen denselben alle andere Güter nur unbedeutend und scheinbar sind, und daß er nur dadurch gesichert wer-

den könne, daß wir mit unserm Gott ausgesöhnt sind. Es ist freilich mehr die göttliche Liebe selbst, als unsere eigene Bemühung, was uns zuletzt die Augen für das Nächste und Einfachste öffnet. Was alle Erbauungen, alle Gespräche mit frommen Menschen, alles Lesen geistlicher Schriften mir nicht faßlich machen konnten, das wußte der gute Gott mir durch eben dasjenige beizubringen, was mir bisher am meisten im Wege gestanden hatte, durch meinen eigenen Leichtsinn. O, daß ich auch Sie mit starken Armen aus der Welt herausheben und auf meine sichere Insel ziehen könnte, von wo man die beweglichen Fluthen um sich her so ganz ruhig vorbeirauschen sieht. Aber dazu bin ich wohl zu schwach."

Wilhelm befand sich in dem eigenen Fall, daß er an der Gräfin etwas als vortrefflich bewundern mußte, was er doch durchaus keine Neigung empfand, sich selber anzueignen. Der zuletzt von ihr ausgesprochene Wunsch machte ihm dieses fühlbar; er suchte das Gespräch von sich wegzuleiten.

„Und der Graf?" fragte er; „hat er auch sich beruhigt?"

„Ja," versetzte sie, „ich mache mir seinetwegen schon längst keine Vorwürfe mehr; denn auch er ist auf das aufmerksam worden, was allein einen dauerhaften Werth besitzt, und sucht es nach Kräften zu gewinnen. Vielleicht sind auch Sie geneigt, ihm Unrecht zu thun. Glauben Sie mir,

er ist viel, viel besser, als es Manchen scheint, und die Geduld, welche er mit mir hat, ist, möchte ich sagen, eines Engels würdig. Sehen Sie wieder Gottes Finger," setzte sie hinzu, „daß auch auf dieser Seite meine Schuld zu Segen gedeihen mußte! Wie ist doch der himmlische Vater so viel größer als unser Herz!"

Unser Freund empfand nun einmal durchaus ein Unvermögen, in diese Sprache einzugehen, zum Theil, weil er sie als Einer, dem sie eigentlich fremd war, nicht mißbrauchen wollte. Desto mehr beschäftigten ihn Nebengedanken, die seiner Vorstellungsweise angemessener waren. Die schöne Frau in der einfachen, schwarz sammetnen Kleidung, welche sie der Laune ihres Vetters zu Liebe angelegt hatte, er-

schien ihm ganz während ihrer Rede als ein edles Weib voriger Jahrhunderte, die ihr Leben zwischen Gott und ihrem Eheherrn theilt, und an diesem fast eben so wenig Mängel zu sehen gewohnt ist, als an dem Heiligsten. Er verglich sie in Gedanken mit der ihm unbekannten Tante, deren Bekenntnisse er, freilich in einer veränderten Handschrift, gelesen hatte. Es schien ihm, als wenn in der als Kind so froh gestimmten Gräfin eine noch reinere, wenigstens für den Beobachter noch liebenswürdigere Frömmigkeit sich entwickelt habe, als in jener, bei der die körperliche Schwächlichkeit vielleicht nicht ohne Einfluß auf das Gemüth geblieben.

„Wir werden uns wohl nach unsern Freunden umsehen müssen," beschloß die

Gräfin. „Nur bitte ich Sie im Vertrauen," setzte sie im Herausgehen hinzu, „hüten Sie sich vor meiner Cousine, der Baronesse. Neben vielem Vortrefflichen hat sie etwas Gefährliches, das ich nicht genau zu bezeichnen weiß. Sie verstehen vielleicht besser, als ich es sagen kann, was ich eigentlich meine."

Die übrige Gesellschaft hatte sich indeß wieder zusammen gefunden. Es wurde im Freien gedeckt und im Angesicht des weiten, von der Sonne heiß bebrüteten Thales waren Alle sehr heiter. Wilhelm freute sich innigst, daß er mit der Gräfin sich einverstanden und ihrer Achtung sicher wußte, und auch sie zeigte sich von nun an heiterer und unbefangener. Ja, sie scherzte zuweilen auf eine furchtsame Weise

mit dem Baron und Mathilden, und auf unserm Freund ruhte einigemale zutrauensvoll ihr reiner, schwesterlich liebender Blick. Er hielt es für unmöglich, daß diese Seele sich seiner Verbindung mit Natalien widersetzen könnte; ja, nach ihren Aeußerungen über den Grafen, glaubte er es beinahe auch von diesem nicht mehr. Er war in der Stimmung, Alles leichter zu beurtheilen. Seine gestrige Furcht schien ihm größtentheils ungegründet, und wenn auch gewiß blieb, daß von andern Seiten seiner Liebe unfreundlich begegnet wurde, so hielt er diese Gegner seiner Wünsche, den Abbé, Jarno und wahrscheinlich auch Lothario, nicht für so gefährlich, daß er darum muthlos werden sollte. In einer heitern Stimmung fand er sich zu allem Wechsel des Gespräches aufgelegt und trug nicht wenig

dazu bei, es zu beleben. Er fühlte es, daß der Baron ihn auf seine Weise herzlich lieb gewonnen, daß die Gräfin ihn achtete, daß der Hauptmann, dessen Auge ihn oft mit innigem Ernst anblickte, sein Freund war; Mathilde war schon längst zutraulich, selbst der Graf wurde aufmerksamer und richtete an ihn häufiger seine Rede. So wagte er es, zum erstenmale in einer solchen Gesellschaft den Ton anzugeben, und fand nach einigen Stunden, als man zufrieden mit dem schönen Tage, aufbrach, daß es ihm wohl früher nur an Muth gefehlt haben möchte, um unter vornehmeren Bekannten auf gleiche Weise, wie einst unter den Schauspielern, seine Unterhaltungsgabe geltend zu machen.

Freilich waren der Hauptmann und die

Baroneſſe, die beide aufs glücklichſte eine Geſellſchaft zu beleben wußten, beide ſehr ſtill, und unter allen Anweſenden fand ſich Keiner, der Wilhelms Muth, wie etwa der Abbé oder Jarno, durch die fühlbar gemachte Anmaßung der Ueberlegenheit niedergedrückt hätte.

Achtes Capitel.

Gegen Abend trieb der Baron ſelbſt zuerſt zur Rückkehr. Die ritterlichen Kleidungen wurden abgelegt und dem alten Knappen übergeben, deſſen Sohn bereits des Barons und Wilhelms Pferde mit den zurückgelaſſenen Kleidungen vom Kupferhammer herauf geführt hatte. Die Damen ſetzten ſich in den Wagen der Baroneſſe zuſammen, die Männer ritten nebenher. In der eigenen Kleidung fühlte ſich Jeder doppelt be-

haglich, nachdem er sie entbehrt hatte, gleich wie man das eigene Haus dann besser zu schätzen weiß, wenn man einige Zeit auf Reisen war und in Wirthshäusern Quartier nehmen mußte. Jeder schien in einer zufriedenen Laune; es wurde viel gescherzt und erzählt; selbst der Graf schien es erst, als man die nächsten Häuser erreichte, nöthig zu finden, daß er seine ernstere Haltung wieder annähme.

Als man sich dem großen Dorfe näherte, bemerkte man schon von weitem ein reges Leben und Bewegen. Weiß gekleidete Kinder standen in Schaaren bei einander, und vor allen Thüren Männer und Frauen. Der Graf sah seinen Vetter fragend an, auch Wilhelm hatte eine Frage auf den Lippen; aber der Baron schwieg

und winkte nur dem Kutscher mit einem lächelnden Blick, daß er weiter fahren solle. Als man die Barriere erreichte, rief er ihm aber halt! zu und lud die Männer ein, abzusteigen, damit die Pferde und Kinder nicht vor einander scheu werden möchten. Man gab die Pferde an einen Burschen, der sie um das Dorf hin zum Wasser und von da ins Schloß leiten sollte. Die Frauen stiegen ebenfalls aus und der Kutscher bekam die Weisung, so lange zu warten, bis er die Straße wieder leer finden würde. Nun kamen die Kinder in Haufen herbei und überreichten Kränze von Frühlingsblumen. Der Baron, der Hauptmann und Mathilde sahen sich bald davon beinahe überladen; auch die Gräfin und die Baronesse gingen nicht leer aus. Es war für Wilhelm ein interessanter Anblick, der

ihn an seine eigene Ankunft in diesem Dorfe angenehm erinnerte, obgleich er für diesesmal durchaus keine Hauptperson spielte, sondern mit dem Grafen an den freundlichen Geschenken leer ausgehen zu sollen schien. Zwar sahen ihn manche erwachsenere Mädchen schalkhaft genug an, aber aus Furcht vor den Neckereien ihrer Gespielen wagte es doch keine, ihm ihren Kranz zu bringen. Mathilden schien es leid zu seyn, daß sie seinen Arm so ganz leer fand, sie gesellte sich darum zu ihm und sagte freundlich: „Man kennt Sie hier noch so wenig, sonst bekämen Sie auch." Er erbot sich, einen Theil ihrer Kränze zu tragen; darein wollte sie indeß nicht willigen, so schwer sie ihr am Arme hingen; „es möchte Jemand glauben," sagte sie, „daß ich seinen Kranz weniger achtete, als die andern."

Wilhelm erklärte indeß, daß er seine Armuth durchaus nicht übel empfinde, sondern über den ganzen Auftritt von Herzen froh sey. „Wie viel schöner," sagte er, „ist diese Scene, als so manche ähnliche bei Huldigungen und Ehrenempfängnissen, denen ich wohl ehemals beiwohnte. Wie schien bei diesen die Absichtlichkeit, der Zwang der Veranstaltung überall durch, und wie scheint sich hier Alles von selber zu ergeben!"

„Wie?" sagte Mathilde, „meinen Sie denn, daß hier wirklich etwas veranstaltet sey? Nein, sobald nur Einer von uns lange entfernt gewesen und wieder kommt, so geschieht das allemal. Sobald dann die Leute sehen, daß wir nach der Burg fahren, so eilen die Kinder, um Blumen zu

suchen, die Eltern putzen sie auf und dann warten sie, bis wir kommen."

„Wahrlich," sagte Wilhelm verwundert, „eine solche Liebe zu der Gutsherrschaft habe ich noch nirgend gefunden. Ihr lieber Vater wird mir dadurch doppelt verehrungswürdig, und er scheint das Alles so gewohnt zu seyn."

„O, mein Vater," sagte Mathilde mit Wärme, „ist so sehr gut. Er willigt in Alles, was der Hauptmann zum Besten der Leute ihm vorschlagen mag, und ist zufrieden, wenn er nur frohe Gesichter sieht."

Wilhelm sah sie gerührt an. Es war ihm jetzt Alles doppelt angenehm. Der

Baron und der Hauptmann sprachen mit vielen alten Leuten des Ortes und er bemerkte, wie Achtung und Zutrauen sich in den Mienen der Letztern angenehm vereinigten. Auch er selbst mußte mit Mathilden vor mancher Thür vorkehren, wo sie nach Alten oder Kranken sich zu erkundigen hatte. In manchem schalkhaften Auge der Großväter und alten Mütterchen las er die Vermuthung, daß er wohl der Bräutigam des Fräuleins seyn möge; aber Mathilde dachte daran gar nicht.

Am Ende des Dorfes sprang aus einem Haufen Kinder Felix ihnen entgegen, der heute zu Hause bleiben müssen, weil die Gräfin bei ihrer kinderlosen Ehe durch den Anblick schöner Kinder leicht traurig gemacht wurde. Er hatte eine ganze Tracht

Kränze bekommen, die er nun weiter zu schenken gedachte. Aber leider brachte auch er sie alle an Mathilden, bis diese ihm zeigte, wie der Vater noch leer sey. Da nahm er sie ohne Umstände wieder zu sich, um sie diesem zu geben, und ging, wie zufrieden über ein gutes Werk, ruhig an seiner Hand nach Hause.

Der Graf ließ es sich nicht einreden, daß dieser Auftritt von den Dorfbewohnern selbst herbeigeführt seyn sollte. Er betrachtete ihn als eine Veranstaltung, die man seinetwegen vornämlich getroffen habe, und nur, um ihr mehr Reiz zu geben, vor ihm durchaus als freiwillig wollte erscheinen lassen. Daß er selbst bei der Austheilung der Gaben so sparsam bedacht worden, machte ihn nicht irre; denn die Baronesse überzeugte ihn, daß dieses darum geschehen, weil er die ersten Kränze dem nachfolgenden Bedienten übergeben habe. Er äußerte einige, wie er glaubte, gute Gedanken, wie eine solche Ueberraschung durch schickliche Anordnung noch besser eingerichtet werden könne. Auf jeden Fall aber wollte er sich erkenntlich zeigen, und ungeachtet der Hauptmann versicherte, daß er dadurch den guten Leuten mehr nehmen als geben würde, bestimmte er sogleich eine ansehnliche Geldsumme, um dem ganzen Dorfe zur Erwiederung ein Fest zu geben, das er selbst mit Beihülfe des Hauptmannes zu regeln beschloß.

Neuntes Capitel.

In seinen früheren Jahren hatte Wilhelm Menschen von einem höchst verschiedenartigen Wesen kennen gelernt, und es gab Zeiten der Selbstzufriedenheit bei ihm, in denen er geneigt gewesen war, sich selbst eine ziemlich genaue Kenntniß von den Charakteren der einzelnen Stände und Beschäftigungen, ja von den Gemüthsformungen, die jeder vorherrschenden Neigung

eigenthümlich sind und von allen Verzweigungen der Triebe, Kenntnisse, Gefühle und Temperamente in dem Menschenherzen zuzusprechen. Damals, als er den Shakespeare mit solcher Bewunderung las, glaubte er schon nicht weit von dem Ziele, das jener große Dramatiker erreicht hatte, entfernt zu seyn, und indem er es übernahm, den im Allgemeinen ihm zugesprochenen Ruhm der treuen Charakterschilderung durch Ausführung einzelner Beispiele, durch eine Art geistiger Anatomie zu rechtfertigen, maß er sich selbst den nicht geringeren Vorzug bei, das in der Wissenschaft zu besitzen, was der große Engländer in der Kunst besessen haben sollte.

An dieser guten Meinung von seiner eigenen Menschenkenntniß war er indeß

schon im Umgang mit Lothario's Freunden irre geworden. Er bemerkte es schon damals mit einiger Unruhe, daß er früherhin nur die äußerlichen Umrisse, nicht den Grund und die Tiefe von dem Charakter der ihm aufgestoßenen Personen beobachtet hatte. Melina, Philine, Laertes, der Baron, Aurelie, Serlo und so viele Andere standen der äußern Erscheinung nach unterscheidbar genug vor seiner Erinnerung; er fühlte auch das Individuelle in einem Jeden ziemlich bestimmt; aber wie bei einem Gemälde die scheinbare Perspective sich in eine flache Leinwand verliert, wenn man das Auge näher bringt, als der Künstler rechnete, so zeigte sich ihm bei einem schärferen Nachdenken, daß er doch eigentlich jedesmal nur die Oberfläche in sich, wie in einem Spiegel aufgenommen, und zwar an Kenntniß

der Formen, aber nicht an Kenntniß des Herzens und Wesens gewonnen habe. Er empfand das lebhaft, sobald er mit jener leichten Beobachtung nicht mehr ausreichte, sobald er selbst einzelne dramatische Versuche machte, in denen keine Spur von Shakespeare's genauer Charakteristik zu seyn schien, besonders aber, sobald er sich den neuen Bekannten glaubte widersetzen zu müssen, und nun einsah, daß der Grund, aus dem ihre Handlungen hervorgingen, ihm noch ganz unbekannt sey.

Mehr aber, als selbst damals, und eben darum, weil jene Erfahrungen schon voraufgegangen waren, lernte er in den Tagen, welche er in Gesellschaft der gräflichen und freiherrlichen Familie, als ein Glied derselben verlebte.

Man muß den Menschen nahe stehen, wenn man genau und richtig beobachten soll; man muß Zeuge ihres Häuslichen und alltäglichen Lebens, nicht bloß jener Stunden werden, zu denen sie sich vorbereitet und in einen angenommenen Charakter geworfen haben. Im vollen Sinne hatte Wilhelm erst jetzt hierzu Gelegenheit.

Auch traten die einzelnen Personen, die in einem Hause zusammen lebten, und für den oberflächlichen Beobachter den Schein eines ziemlich gleichen Benehmens haben konnten, so weit aus einander, sie waren so bedeutend verschieden und daneben doch in ihren Eigenthümlichkeiten so bestimmt, daß man sie wie Stellvertreter ganz verschiedener Charakter-Classen hätte ansehen können. Keiner war unserm

Freunde ganz unbedeutend und bei keinen zweien war es doch derselbe Grund, auf welchem sein Leben wuchs.

Der Hauptmann war es, welcher unsern Freund zuerst zur Beobachtung aufregte. Dieser beklagte sich gegen ihn nach einigen Tagen, daß er seines Umgangs so fühlbar entbehren müsse, indem der Graf denselben beinahe für alle Stunden, außer denen, wo Alle sich versammelten, zu seinen Rechnungen, Augenscheinen, Contracten und so weiter in Beschlag nehme. Seine vortrefflichen Vorsätze, durch den Hauptmann selbst veranlaßt, müßten nun einstweilen unausgeführt bleiben, noch ehe er sich an ihre Ausführung gewöhnt habe, an ein gemeinschaftliches Lesen sey so wenig zu denken, als an ein unterrichtendes

Gespräch über ihre Lieblingsschriftsteller; denn die Unterhaltungen über nie von ihm selbst gelesene Ritterbücher, worin sich der Baron oft genug einlasse, könne er doch nicht dahin rechnen.

„Ich habe es voraus gesehen," entgegnete der Hauptmann, „daß ich diese Klagen von Ihnen hören würde. Schon da, als die Fremden ankamen, war es nicht schwer zu beurtheilen, daß Sie sich würden mehrfach gestört fühlen. Sie hatten so manche Vorsätze gefaßt, Sie bedurften dafür der Einsamkeit und der Stille. Aber, lieber Freund, warum bleiben Sie den angefangenen Beschäftigungen nicht dennoch treu? Ich meine nicht, daß Sie der Gesellschaft, die Ihrer wirklich bedarf, sich entziehen und die Bücher suchen sollten.

Aber was sind alle Schriften, als der Spiegel des Wirklichen? Und wie sollten Sie es nicht vorziehen, aus der Wirklichkeit unmittelbar selbst zu lernen, statt bloß das dunkel, vielleicht unklar grundirte Gemälde eines Schriftstellers ins Auge zu fassen? Erinnern Sie sich unserer gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß die Welt selbst den Menschen bilden müsse, und Sie werden doch von der Welt den Menschen, die rechte Krone nicht ausschließen?"

„Wenn ich nur so glücklich wäre," sagte Wilhelm, „Ihre Meinung recht eigentlich zu verstehen. Denn den bloßen Umgang können Sie doch so wenig meinen, als Sie es mir werden empfehlen wollen, mit der Pedanterie eines Professors der Psychologie in jeder Gesellschaft nur auf

Charaktere und charakteristische Züge eigentlich zu lauern."

„Behüte," sagte der Hauptmann. „Aber entsinnen Sie sich noch, wie wir vor einiger Zeit darüber uns verständigten, daß es zwar überaus schwer sey, die großen Ideen des Heiligen, des Frommen, Wahren, Schönen, des Rechts, der Freiheit in ihrem Wesen zu verstehen, daß aber dieses Verständniß der einzig richtige Weg zu der vollendeten Bildung sey? Ich kann unser damaliges Gespräch freilich jetzt nicht so ausführlich wiederholen."

„Es bedarf dessen nicht," sagte Wilhelm. „Wie sollte ich mich seiner nicht erinnern? Mehr, als jemals ein Gespräch, hat dieses mich ergriffen und angeregt, und

eben darum war ich so sehnsüchtig auf andere gleicher Art, die ich gehofft hatte und nun entbehre."

„Ich denke, Sie werden schon Ersatz finden," sagte der Hauptmann. „Schon damals bemerkten wir, daß diese Ideen, eigentlich die Grundbegriffe der Menschheit, nicht aus Büchern gelernt werden, daß ihr rechtes Wesen in keiner Wissenschaft kann mitgetheilt werden, daß nur das Leben und die Kunst hier eine Schule eröffnen. Wer wollte aber nicht das Leben der Kunst vorziehen, sobald er nur in jenem keine platte, leere Alltäglichkeit, sondern wirklich die Schule findet, die er sucht? Das aber glaube ich ohne Uebertreibung behaupten zu dürfen, daß in unserm gegenwärtigen Cirkel wenigstens einige sind, die wohl Ihre

nähere Theilnahme verdienten. Die Gräfin lebt in der Idee der reinsten Frömmigkeit, oder vielmehr aus ihr heraus so ganz, daß ich kaum ein Buch kenne, das mir dieselbe anschaulicher vergegenwärtigt hätte. In ihrem Gemahl können Sie dasselbe Prinzip etwas unreiner schattirt wieder finden, aber eben dadurch in einer Form, die weit häufiger auch in berühmten Erscheinungen sich wiederholt hat. Wenn das, was man ziemlich unbestimmt ein gutes Herz nennt, Ihnen einiger Aufmerksamkeit werth scheint, und ich glaube, daß man in einer Welt voll Verschrobenheit das wohl annehmen dürfte, so wird Ihnen der Baron nicht gleichgültig seyn, und Sie werden seiner auffallenden Zuneigung zu Ihnen nicht bloß mit einer Art von ironischen Herablassung entgegen kommen. Von Ma-

thilden will ich nicht weiter reden, sie ist mir zum Lobe zu nahe und einen Tadel kenne ich nicht. Es war wohl nur Ihr treues Andenken an Ihre Natalie, oder Mißverstand einer Bitte, die ich einst an Sie that, daß Sie sich an das reine Wesen derselben bisher nicht näher anschlossen. Auch von der Baronesse lassen Sie mich schweigen. Sie werden ohnehin schon finden, daß in dem Zusammentreffen solcher Menschen für den, der zu ihrem vertrauten Umgange berechtigt ist, kein Surrogat von Lectüre nöthig seyn kann."

Wilhelm beschuldigte sich selbst, daß er ohne einige Verläugnung in die Sprache der Gräfin nicht so ganz eingehen könne, daß bei der natürlichen Vortrefflichkeit des Barons seine seltsame Liebhaberei ihn zu

sehr störe, daß er von einem nähern Anschließen an den Grafen eine noch größere Störung befürchte, und daß er Mathildens Umgang allerdings aus einer ängstlichen Treue gegen Nataliens Andenken nicht mehr gesucht habe. Die Baronesse erscheine ihm noch räthselhaft, so daß er sich in ihr jetziges Wesen nicht wohl finden könne, und so sey nur der Hauptmann derjenige, dessen Umgang ihm einen reinen Genuß gebe.

„Schwerlich," sagte der Hauptmann lächelnd, „würde diese Klage Jemand von Ihnen vermuthen, der Zeuge gewesen wäre, mit welchem Glücke Sie bisher unsere Gespräche belebt haben. Aber es freut mich eben, daß dieses Talent Ihnen schon nicht mehr genügt. Nun denn, Freund, wenn Sie finden, daß jeder von uns seine Ei-

genthümlichkeit beibehält und seinen Charakter durchführt, warum wollten Sie nicht gleiche Freiheit in Anspruch nehmen? Das Talent, durch Gefügigkeit sich in die verschiedensten Menschen zu finden, sich selbst zu verläugnen, und während Andere sich offen und unverändert geben, ihnen zu Gefallen sich selbst zu verändern, gleichsam der Cement zu seyn, der die harten Steine eben dadurch verbindet, daß er ihnen ausweicht und nachgiebt, dieses Talent, Lückenbüßer zu seyn, das man so häufig als Geschliffenheit oder Unterhaltungsgabe rühmt, wäre wirklich für einen Mann, der sich selbst zu bilden sucht, zu gering, zu nichtswürdig. Führen Sie denn Ihr eigenstes Wesen so frei durch, wie Sie es an Allen bemerken; im Voraus will ich mich verbürgen, daß Sie dadurch nicht beleidigen

werden. Denn nur der ganz Ungebildete kann in diese Gefahr kommen. So zwischen dem, was Sie von den Andern lernen und dem, was Sie bei sich selbst üben, getheilt, sollte ich doch hoffen, daß Sie mich nicht mehr so sehr vermissen würden."

„Eines fehlt doch," sagte Wilhelm. „Ich hatte mich wieder mit so feurigem Eifer zu der Kunst zurückgewendet, ich hatte ihr wieder mein Leben geweiht, ich war von neuem so begeistert für sie: und um eben dieses, was jetzt mein eigenstes Wesen ausmacht, durchzuführen, wie Sie es nennen, dazu gehörte doch entweder Einsamkeit oder jene Gefügigkeit auf Seiten der Andern, die Sie mir so stark widerrathen."

„Es kommt auf einen Versuch an,"

sagte der Hauptmann, „und den wollen wir möglichst bald machen."

Am Abend über Tische kam die Rede auf das Theater und die Musik, welche während der Brunnenzeit in den benachbarten Bädern waren. Der Graf erkundigte sich auch hiernach genauer, als man von ihm möchte erwartet haben. Der Hauptmann hielt das Gespräch bei der Kunst fest, daß es nicht zu gewöhnlichen Erzählungen von der Badezeit überging, und wußte Wilhelm, ohne daß es dieser selber merkte, auf eine geschickte Art hineinzuziehen. Dieser gerieth auch bald in das ihm eigenthümliche Feuer und äußerte sich besonders über die ursprüngliche Einheit der Künste auf eine Allen sehr einleuchtende Art.

„Alle Kunst," behauptete er, „ist nur eine; es ist immer ein und dasselbe, das Schöne, was der Mensch in ihr aussprechen will, und dieses Schöne hat seinen Tempel eigentlich immer in ihm. Aus sich heraus will er es wieder in das Gemüth Anderer hinüber geben, und die äußern Mittel, die er dazu gebraucht, sind nie für mehr als bloße Mittel anzuschlagen. Gleichwie die Worte im Gespräch zweier Liebenden nicht an sich, sondern als Träger der Liebe bedeutend sind, so sind auch die Mittel, in welchen ein Künstler das Schöne kund thun will, nur als Träger des Schönen bedeutend. Es ist allerdings bemerkenswerth, daß die Künstler zu den bloßen Mitteln schon gerade die wunderbarsten Dinge gewählt haben, die es in der Natur giebt. Denn was ist, wie alle zugestehn,

wunderbarer als die Farbe, als die Töne, als die Sprache, die Mienen und die Verhältnisse des Raumes? Gerade für sie und für nichts anderes, giebt es in der Naturordnung eigene Gesetz-Sammlungen. Die Gesetze der Perspective, des Tactes, des Rhythmus und wie man sie sonst nennen will, sind allgemein bekannt; sie sind unverbrüchlich und mathematisch einleuchtend, und bei dem allen doch eigentlich unergründlich; sie sind die eigentlichen Räthsel unserer Welt. Und gerade dieses Wunderbare haben die Menschen genommen, um das noch Wunderbarere, das Schöne, darin auszudrücken. Und hier, bei der Wahl eines unter den Trägern des Schönen, hier scheiden sich äußerlich die Verehrer und Priester des Göttlichen; der Dichter wählt die Sprache, der Musiker den

Ton, der Bildner die Form, der Architekt das Raumverhältniß, der Mime die Geberde und den persönlichen Ausdruck. Es mag ein Mittel vortheilhafter, belohnender seyn als das andere; aber wer sieht nicht, daß deshalb die Kunst doch im Wesentlichen eins bleibt, daß es doch stets nur das einzige Schöne ist, was alle diese Künstler gleichwie in verschiedenen Dialekten ausdrücken wollen, daß man den rechten Sinn für eine jede Kunst hat, sobald man nur das Schöne eigentlich kennt?"

Diese Auseinandersetzung fand allgemeinen Beifall. „Brav," rief der Hauptmann; „der Künstler darf vor uns nichts, als die Fertigkeit, mit der er sein Mittel behandelt, voraus behalten; im Sinn für das Schöne, im Wesentlichen der Kunst

müssen wir Alle mit ihm wetteifern; wir müssen, wie der Maler Conti beim Lessing sagt, Maler seyn, ohne nur je einen Umriß gezeichnet zu haben. Uebrigens wollen wir jedem Künstler neidlos seinen Stoff überlassen; so wunderbar, wie Sie eben sagten, diese Mittel und Träger des Schönen immerhin seyn mögen, es giebt doch ein Mittel, einen Träger des Schönen, der sie alle unendlich weit übertrifft, der das Schöne eigentlich selbst in sich aufnimmt, während jene oft nur dessen Abdruck zu enthalten scheinen. In diesem Mittel oder Stoffe lassen Sie uns als Künstler arbeiten."

„Und der wäre?" fragte der Graf nachdenkend.

„Das Leben selber," rief Wilhelm froh aus, indem sein Geist über den großen Gedanken innerlich entzückt war. „Ja, unsre Seele ist das beste Element für das Schöne, und ein schönes Leben ist das höchste aller Kunstwerke. Die Harmonie in unsern ausgebildeten Anlagen, die Melodie in unsern geläuterten Empfindungen, das Ebenmaß in unsern gebildeten Kräften, die Perspektive in lauter wohl geordnete Lebensverhältnisse, das Formen- und Mienenspiel eines in der Ruhe immer regen Geistes — die sind das wahre Urbild aller Kunst, welche den äußern Stoff handhabt. Ein Mensch, der hierin Meister ist, wird unbedenklich über jeden andern Künstler zu schätzen seyn; nur wer das Schöne so in sich aufgenommen und hineingebildet hat, nur der besitzt es ganz. Und um den

schlingen sich alle Künste in freundlicher, neidloser Anerkennung, dessen Erscheinung wirkt wie die Betrachtung einer ins Leben getretenen Antike, dessen Gespräch wie die seelenergreifende Musik, und wenn wir auf seine Verhältnisse sehen, so glaubt sich unser Auge in der herrlichsten Perspektive, in dem vollen, stillen Hinausschauen auf ein Paradies zu verlieren."

„Ja," versetzte der Hauptmann, „Sie nennen das Kunstwerk recht, zu welchem wir Alle berufen sind, und das alle Künstler, welche die Meisterschaft erlangten, wenn nicht an sich vollendet haben, doch von Herzen anerkennen."

Der Graf meinte, daß dieser Satz nicht sehr von der Erfahrung bestätigt

würde, indem man viele der berühmtesten Dichter, Maler und Tonkünstler eines sehr ausgelassenen, regellosen Lebens anklage.

„Und doch," versetzte der Hauptmann, „muß ich meine Ueberzeugung behaupten; denn sie ruht auf einer innern Nothwendigkeit, welche selbst die laute Protestation der Erfahrung nicht hören kann. Zugegeben, was Sie aus der Erfahrung belegen, daß viele der ausgezeichnetsten Künstler in ihrem eigenen Leben das höchste Schöne auszuprägen nicht die Kraft hatten; kann man es ihnen wohl absprechen, daß sie nichts desto weniger dieses Ideal, das Schöne im Leben, von Herzen anerkannten, daß sie ihre eigenen Verirrungen aufs höchste mißbilligten, daß sie wohl gerade dann ihre glücklichsten Arbeiten vollendeten, wenn sie

von Unmuth und Reue über sich selbst ergriffen dem verläugneten Göttlichen in unaussprechlicher Sehnsucht wieder huldigten? Meinen Sie nicht, daß Michel Angelo, Raphael, Mozart, Schiller eben darum uns so vorzüglich ergreifen, weil wir es fühlen, wie ihrer Sehnsucht das Schöne so herrlich, so lebendig vorschwebt und ihre ganze aufgebotene Kraft ringt, es einem äußern Stoff, dem Stein, der Farbe, dem Ton, der Sprache einzuprägen, dessen widerstrebende Natur ihnen doch nie ein Werk vergönnt, was ihnen selbst genügte? Alle die, welche mit sich und ihren Arbeiten zufrieden sind, ohne das höchste Kunstwerk in sich vollendet zu haben; alle, die ihre Schwächen rechtfertigen und selbst als Theile einer künstlerischen Darstellung geltend machen wollen; alle, die nicht entwe-

der den Besitz oder die sehnsuchtsvolle Anerkennung des höchsten Schönen deutlich aussprechen, mögen sie so berühmt, im Technischen ihrer Kunst so gewandt seyn, als sie wollen — sie sind doch nur Aster-Priester in dem wahren Heiligthume, mag der Unverstand über sie Triumph schreien, der Gott selber, der das höchste Schöne im Wesen ist, hat sie nie erkannt."

Wilhelm hatte seine Blicke starr auf den Apoll von Belvedere gewandt, der zwischen den Lorbeerblättern stand, als ob er so eben zur Entscheidung hervortreten wolle. „O, nun verstehe ich die Antiken!" rief er auf einmal aus, da der Hauptmann schwieg. Ja, es ist das ruhige Haben, der Besitz des Schönen in sich selber, was diese Bilder uns so göttlich erscheinen läßt, daß wir

sie immer noch verehren möchten. Der Grieche, der selbst nicht zu dem vollen Besitze gelangen konnte, kannte es doch genug, war doch mitunter weise genug, um das höchste Kunstwerk, das schöne Leben, so lebendig und rein in seiner Phantasie zu erfassen, so treu zu copiren, wie es dem beschränkten Stoffe der Plastik möglich ist. Und einmal wenigstens, in dem einzigen Sophokles, wurde der Phönix geboren, dessen innere Schönheit sich nur in dem Stoffe zu spiegeln oder abzuprägen bedurfte, der mit himmlischer Ruhe nur sich selber auszusprechen brauchte!"

„Aber," sagte er auf einmal, des Hauptmanns Hand ergreifend, „warum sollten wir muthlos auf die verschwundenen Griechen sehen? Warum sollten wir die

ewig jugendliche und stets neu geborne Kunst von der Zeit abhängig wähnen? Wir werden nie von den Griechen so viel lernen können, wie von uns selber. Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich? nicht jetzt mehr als damals möglich? Wenn dort der Apoll lebend unter uns träte, könnte er anders, als nach der Gesetzlichkeit des Schönen leben, die auch in uns ausgesprochen liegt, die auch wir zur Ordnung unsers ganzen Wesens benutzen und als göttlich mit liebendem Gehorsam ausführen können? Warum sollten wir denn Abgötterei treiben mit den Resten einer versunkenen Zeit? Warum sollten wir uns nicht vielmehr zu dem wahren Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit erheben? Warum das Ideal des Künstlers in irgend einem Kunstwerke und nicht vielmehr in uns selber entwickeln

und anerkennen? Lassen Sie uns Griechen und Neuere, Homer und Shakespeare, Ossian und Sophokles, Ariost wie Schiller, das Pantheon wie die Peterskirche, Raphael wie Dürer, lassen Sie uns alle Künstler und Kunstwerke aller Gattungen und aller Zeiten benutzen; indem wir uns mit allen großen Künstlern vor dem Ewigen beugen und es als Unsichtbar verehren, werden wir Raum finden, um alle sichtbaren Priester desselben mit Liebe und Anerkennung in den Propyläen des Tempels zu lassen!"

„Er ist wahrlich ein Dichter; hat er nicht einen Kranz verdient?" sagte Mathilde, die während der letzten Rede unsers Freundes einige Lorbeerzweige gebrochen und zusammengeflochten hatte, und jetzt

hinter ihn trat und den Kranz über sein Haupt hielt.

Die Frauen winkten, der Baron rief sein lautes „Ja!“ und sprang auf, der Hauptmann drückte Wilhelms Hand. Da drückte sich der Kranz leicht auf seine Schläfe und sie sagte leise: „So bleiben Sie doch nicht an Kränzen zurück.“

„Sie haben,“ sagte der Hauptmann, als sie sich zum Schlafengehen trennten, „unser Gespräch von heute früh trefflich ausgeführt; Sie werden nun nicht mehr zweifelhaft seyn, ob ich Recht hatte?“

„Nein,“ versetzte Wilhelm, dem es jetzt erst beifiel, daß der Hauptmann das Gespräch absichtlich auf die Kunst gelenkt

habe. „Aber,“ setzte er erröthend hinzu, „habe ich nicht eigentlich von Ihrem Reichthum ausgesäet und geerndtet?“

„Wäre denn das Geistige Privat-Besitz und nicht Gemeingut für alle, die es nur fassen können?“ entgegnete der Hauptmann.

Sie schieden mit einem Kuß. Wilhelm saß noch lange auf und dachte über die von ihm geäußerten, aber zum Theil ihm selbst früher ungewohnten Gedanken nach. Die Hoffnung, daß er noch einst ein von Allen mit Achtung anerkannter, sich einer gewissen Vollendung bewußter Mensch und selbst ein nicht unglücklicher Dichter werden könne, war ihm so süß. Man hatte ihm das Zutrauen zu sich selbst so lange ver-

leidet; es war ihm so neu, einmal nicht bloß auf seine Schwächen, sondern auf seine Kräfte hinblicken zu müssen. Er hing den Kranz unter Nataliens Bild und dachte sich ihn als die erste Gabe seiner Liebe; ja er träumte sich in die Zeit der Minnesänger zurück, wo auch die Dichter gleich den Rittern einer treuen und edlen Liebe ergeben waren, und auf ihre Weise eben auch, wie jene, auf Fahrten zogen, Wettkämpfe hielten, Preise gewannen und sie ihren Geliebten widmeten.

Zehntes Capitel.

Es hat für die Erleichterung des Umgangs außerordentliche Vortheile, wenn ein Mann in einer so bestimmten Weise erscheint, daß Jeder ohne weitere Erörterungen und mehrfache Versuche sich in den rechten Ton gegen ihn finden kann. Oft, wo keine innere Bestimmtheit vorhanden ist, muß der angeborne Rang oder ein Titel diesen Dienst leisten. Ein Mann ohne feste Beschäftigung, ohne eine darauf hinweisende Stan-

desbezeichnung darf sich billiger Weise nicht beklagen, wenn die Mehrheit sich gegen ihn etwas ungleich und unsicher im Umgang benimmt, wenn er sich scheinbar oft vernachlässigt findet, wenn er oft gar nur als der namenlose Anhang eines sich bildenden Cirkels betrachtet würde; denn es ist doch nicht zu fodern und noch weniger zu erwarten, daß Andere sich die Mühe geben, gleich zu Anfang sich so ganz in seine Verhältnisse hinein zu studiren, daß sie wüßten, welches der Umfang seiner Kenntnisse und Liebhabereien, welches Gespräch für ihn interessant, in welchen Fällen das Gespräch mit ihm belehrend oder angenehm, wann also die Rede an ihn zu richten sey.

Seitdem Wilhelm durch Veranlassung des Hauptmanns sich für einen Künstler

erklärt sah, fand er Gelegenheit, diese Betrachtungen bei sich selber anzustellen und darnach manche seiner frühern Erfahrungen etwas anders zu beurtheilen. Wie konnte ein junger Mann, der nur als der Sohn eines reichen, schon verstorbenen Großhändlers produzirt werden konnte, an dem weder eine bestimmte Beschäftigung, noch ein entschiedener Charakter bemerklich war, je von Anfang herein eine Gesellschaft interessiren? Jetzt, da er so schnell Beschäftigung und Charakter für Andere gewonnen zu haben schien, jetzt erkannte er es mit Wohlgefallen, wie unerwartete Vortheile er dadurch erreicht hatte. So oft die Rede sich irgend auf Gegenstände der Kunst lenkte, schien man sein Urtheil zu erwarten; man berechtigte ihn stillschweigend, über alles Mögliche seine eigene Ansicht, als eine der

Aufmerksamkeit allerdings würdige, auszusprechen; man ordnete sich ihm in Sachen des Geschmacks und der Literatur unter; man fand Aussprüche von ihm bedeutend, die früher ganz überhört worden wären; er hatte nicht mehr nöthig, ganze Abschnitte aus seinem frühern Leben der Neugier Preis zu geben, wenn er die Aufmerksamkeit eine längere Zeit durch festhalten wollte; es reichte hin, daß er aus seinen mancherlei Erfahrungen diejenigen einzeln aushob, welche sich als Belege in seine Gespräche ganz natürlich einfügten.

Hatte der Baron schon früher an Wilhelmen einen im Geschmack mit ihm übereinstimmenden Freund vermuthet, so schloß er sich nun noch weit enger an ihn an, und ließ sich doch den Widerspruch, welchen er

oft finden mußte, weit ruhiger gefallen. Mathilde fing an, ihn bei ihren Zeichnungen und Malereien zu Rath zu ziehen. Der Graf brachte das Gespräch auf die ästhetische Seite, die sich auch den religiösen Einrichtungen möchte geben lassen, und foderte ihn zum Urtheil über die Architectur einer neu zu erbauenden Kirche, über die, einem Park ähnlich zu machende Anlage eines neuen Gottesackers, und zu andern Zeiten über die ihm bekannten französischen und deutschen Dichterwerke, über die in der Orangerie aufgestellten Abgüsse berühmter Antiken, über neu anzuschaffende Gemälde theils für das eigene Haus, theils für die projectirten öffentlichen Gebäude auf. Die Gräfin sah es gern, wenn er bei ihr am Flügel verweilte und auf Spaziergängen über die in der Natur verbreitete An-

lage der Schönheit sich auslieſs. Der Baroneſſe war jede Beſchäftigung mit der Kunſt eigentlich fremd, aber ſie wuſste doch, wenn das Geſpräch theilweiſe ſtockte, die Rede darauf zu bringen. Und ſo gab es häufig Stunden, in welchen unſer Freund mit einer herzlichen Selbſtzufriedenheit ſich für das bewegende Prinzip des ganzen Kreiſes halten konnte. Denn der, ihm offenbar weit überlegene Hauptmann trat von dem harten Widerſpruche gegen ſeine Meinungen, den er früher, wie wir wiſſen, behauptet hatte, ganz zurück; er erklärte ſehr ſelten ſeine Meinung, und wuſste ſeine Berichtigungen ſo zu verdecken, daſs wohl nur Wilhelm ſie eigentlich verſtand.

Natürlich konnte es unſerm Freunde nicht entgehen, daſs man ihm mehr zutraue

und ſeine Einſicht in alle Zweige der Kunſt höher anſchlage, als das eigene Bewuſstſeyn es rechtfertigen wollte. Ueber Architectur, Plaſtik, ſchöne Gartenkunſt, Muſik und Malerei, ja ſelbſt über die Poeſie der meiſten auswärtigen Völker fand er ſich ſelbſt noch in einem hohen Grade unbelehrt. Der Menge von Einzelheiten, die er für alle dieſe früher geſammelt hatte, fehlte es doch noch ganz an der verbindenden Einheit, die nur ein regelmäſsiges Studium fühlbar und klar machen kann. Indeſs war der Einzige, der dieſes mit ihm wiſſen muſste, der Hauptmann, nicht ſo unfreundlich und ehrgeizig, daſs er die Andern aus ihrem Irrthum geführt hätte. Wilhelm faſste auch die entſchiedenſten Vorſätze, das ihm Fehlende auf das emſigſte nachzubringen. Studien, deren Umfang ihn wohl ſonſt zurück-

geschreckt hätte, wurden ihm nun so werth, daß er es aufrichtig beklagte, sie nicht sogleich vornehmen zu können. Er erkannte, wie viel ein geistreicher Künstler nach allen Seiten müsse wirken können, da die Gelegenheit, um fremde Ansichten zu berichtigen, ihm so viel häufiger, als jedem Andern dargeboten werde. Wie gern hätte er zum Beispiel die vielleicht durch ängstliche Nachahmung barock erscheinenden Einrichtungen, welche der Graf vorhatte, zum Besten von Tausenden in eine schönere Form geschmeidigt, wenn er nur im Stande gewesen wäre, sich selbst eine solche schönere Form mit Bestimmtheit zu denken und seine Meinung durch eine klare Darlegung, die am sichersten imponirt, geltend zu machen?

Eilftes Capitel.

Begreiflich mußte die Lage, in der sich unser Held befand, seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was außer Bezug auf ihn selber blieb, schwächen. Die Wichtigkeit, welche man den Verhandlungen wegen des Gutsverkaufes gab, mußte ihm zwar im Allgemeinen bemerklich werden, indem man auch in seiner Gegenwart das Gespräch wohl auf einzelne Punkte leitete, die man eben behandelte, und indem der Hauptmann

mit dem Grafen und der Baroneſſe häufig ganze Nachmittage zu Beſichtigungen, Abgränzungen und Vermeſſungen verwendeten. Aber um die nähern Umſtände fand er keine Neigung ſich zu kümmern. Wie weit man mit der Auseinanderſetzung ſchon vorgerückt ſey, wann die Abtretung ſtatt finden, wie viel ſie umfaſſen ſolle, welche einzelne Anordnungen der Graf treffen und wie weit er dabei die frühere, glückliche Verfaſſung der Unterthanen beibehalten werde, das alles hatte Wilhelm keine beſondere Luſt zu erfragen. Mit dem Baron, der Gräfin und Mathilden ſchloß er, während die Andern rechneten oder beſichtigten, einen immer engern Kreis, in welchem er eine bedeutende Stimme hatte. Man ſprach, las, ſang, ging aus und ſchien an keine vorhandenen Geſchäfte zu

denken. Der Baron verließ ſich ganz auf den Hauptmann, die Gräfin war mit allem zufrieden, was der Graf gut finden würde. Wilhelm hatte zwar bei ſich feſtgeſetzt, daß er, ſobald der Vertrag abgeſchloſſen ſey, ſich losreißen und ſeine Wanderung fortſetzen wolle, und er erklärte dieſes wiederholt. Niemand aber ſchien ihn dann gern zu hören, ſie wünſchten Alle, das Kränzchen immer dauern zu ſehen, und hatten ſich an Wilhelms Lebhaftigkeit ſo gewöhnt, daß der Baron erklärte, er könne nur mit Schauern an ſeine Entfernung denken.

Die Briefe von Lothario, dem Abbé, Jarno und andern Verwandten blieben fortdauernd aus.

Auch Natalie ſchrieb nicht. Wilhelm

vermuthete, daß sie wohl ihre Briefe an einen andern Ort gesandt haben möge, indem sie nicht denken werde, daß er sich noch bei dem Baron aufhalte. Er schrieb ihr umständlich seine bisherigen Ereignisse, auch daß er der Reisegesellschaft des Marchese entsagt und dagegen die Hoffnung habe, an dem Hauptmanne eine andere zu finden.

Von seiner Furcht, daß ihre Verwandten und deren Freunde seinen Wünschen entgegen seyn möchten, schwieg er nach einiger Ueberlegung ganz.

Dem Baron, Mathilden und selbst der Gräfin blieb sein Verhältniß zu Natalien unbekannt. Er konnte sich nicht überwinden, es von seiner Seite zuerst zu erklären, da man es von der andern her ganz unterlassen hatte, und die Möglichkeit einer zwischen eintretenden Störung doch immer bestehen blieb.

Auf seiner Seite betrachtete er sich ganz als gebunden; aber er nahm sich fest vor, Natalien stillschweigend ihre volle Freiheit zu lassen, und sie nicht einmal zur Vorsicht gegen ihre nächsten Angehörigen aufzufodern.

Gleichwohl näherte er sich, ohne es verhindern zu können, Mathilden immer mehr.

Er hatte die angenommene Gewohnheit beibehalten, Morgens mit aufgehender Frühsonne das Lager zu verlassen und in

den Garten zu eilen. Die frische Kühlung, die dann gleichsam durch alle Winkel seiner Brust wehte, alles in ihm aufräumte und säuberte, war ihm schon so sehr zum Bedürfniß geworden, daß er sie nicht wohl entbehren konnte. Der Hauptmann erschien nicht mehr; er hatte die Ausarbeitung der Papiere übernommen und mußte dazu den Morgen verwenden, weil der Tag in den Verhandlungen mit dem Grafen und mit den Pächtern verstrich. Auch schien kein Anderer an ein so frühes Aufstehen gewöhnt; selbst der Baron kam erst eine gute Weile später zum Vorschein. Aber Mathilde verfehlte nie, die Blumen und Bäume mit dem frühesten Tage aufzusuchen. Wenn er die Länge des Gartens einmal auf und abgegangen war, dann kam auch sie gewöhnlich in einem einfachen Morgenanzuge aus

dem Hause. Bei nur einiger Eitelkeit hätte es ihr auffallen müssen, daß er so genau in ihre, seit Jahren gehabte Gewohnheit eingegangen war; schien es doch, als ob er nur sie in dem Garten suche, als ob er nur darum der Erste in demselben zu seyn eile, um keinen Augenblick ihrer Gegenwart zu verlieren. Wirklich wären diese Gedanken auch nicht ganz ohne Grund gewesen. Denn es machte ihm jedesmal eine herzliche Freude, wenn sie so froh und reinlich hervortrat, wenn die Morgensonne um ihr, in lauterer, herzlicher Freude leuchtendes Auge glänzte und die reine Stirn mit einem sanften Roth färbte, wenn sie ihm zum Morgengruße die zarte Hand reichte, und nun mit ihm daran ging, die Blumen zu mustern, die aufgebrochenen Knospen aufzusuchen, das Reifen der mancherlei Beeren zu

beobachten. Sie erschien ihm dann durch ihr offenes braunes Auge, durch ihr Talent, sich über Kleines noch recht innig freuen zu können, durch ihr unbedingtes Zutrauen zu ihm, daß auch er sich mitfreuen werde, wie ein Kind höherer Art. Aber wenn sich nach diesen ersten, täglich wiederholten Beschäftigungen ihr Gespräch über dem ruhigen Gehen auf ernstere Gegenstände verbreitete, wenn sie ihren reinen Glauben, ihren Wahrheitssinn, ihre Begeisterung für das Edle, ihre Hochachtung für männliche Kraft, ihr anspruchloses Wissen so ohne alle Foderung wie ohne alles Mißtrauen verrieth, dann fühlte er zu gleicher Zeit mit Bewunderung, wie sich in ihr die höchste kindliche Unbefangenheit von der im frühern Alter sie begleitenden Einfalt geschieden und durch die lauterste Bildung veredelt hatte.

Er überzeugte sich, daß sie nur aus einer zur Gewohnheit gewordenen Bescheidenheit in Gesprächen, wo ältere Personen und vornämlich Männer redeten, zu schweigen pflegte, daß sie aber alles, was man Ernsteres und Bedeutenderes in seiner und ihrer Gegenwart besprochen, nicht nur überdacht, daß sie sich auch über Alles ein Urtheil gebildet hatte.

Bald war er mit ihrem ganzen früheren Leben bekannt. Sie hatte nach dem Tode ihrer vortrefflichen Mutter, da sie fast noch Kind war, einige Zeit bei Theresen und darnach bei Natalien zugebracht. Sie schien von Beiden etwas in ihr Wesen aufgenommen zu haben, von jener die Bereitwilligkeit zu allen Beschäftigungen einer Hausfrau, die Ordnung, die Emsigkeit;

von der letztern die innere Ruhe, die selbst in den kleinsten häuslichen Geschäften einen gewissen Anstand sichert.

Von Theresen hatte sie ihr eigener Wunsch entfernt, indem sie doch nicht lernen konnte, das Vergängliche mit der nämlichen Wichtigkeit zu behandeln wie jene. Ueber Natalien äußerte sie sich mit der größesten Hochachtung; Wilhelm vermuthete, daß in dem Benehmen anderer Personen, vielleicht Lothario's oder des blonden Friedrichs, der Grund ihrer Entfernung von derselben gelegen haben müsse.

Ihren Vater liebte sie unbeschreiblich und äußerte es bei jeder Veranlassung. Aber ihr Erzieher, der Hauptmann, war für sie die höchste, menschliche Autorität,

und Wilhelm fühlte sich selbst von einer seltenen Ehrfurcht gegen denselben durchdrungen, wenn sie über ihn sich äußerte. Und doch schien von ihr nichts ferner zu seyn, als die Gefahr, dadurch zu einem leidenschaftlichen Gefühle abgeleitet zu werden.

Da er sich mit ihr in einem ähnlichen Fall befand, indem der Hauptmann unvermerkt auch bei ihm die Stelle eines erziehenden Freundes, ja eines musterhaften Vorbildes eingenommen hatte, da er eben so geflissentlich, wie sie, dessen Ansichten sich zuzueignen bemüht war, und ihn beinahe nicht weniger hochachtete; so kamen sie bald in die Gewohnheit, sich überall seiner Urtheile, seiner Erklärungen zu erinnern. Jedes Gemeinschaftliche, das wir

mit Andern haben, schließt uns näher an sie an. In kurzer Zeit waren Beide, Wilhelm und Mathilde, in die Gewohnheit gekommen, sich in einer Art von geschwisterlicher Nähe zu sehen. Ihre Arglosigkeit und Wilhelms Bewußtseyn, daß er von aller Begehrlichkeit frei sey, brachten sie bald dahin, auch in Gegenwart der Andern diese Umgangsweise beizubehalten. Wilhelm richtete seine Rede immer häufiger auch vor diesen an seine Freundin, und sie erinnerte sich eben so häufig während des geselligen Gespräches an ähnliche Unterhaltungen, die sie früher mit ihm gehabt hatte.

Diejenigen, welche zumeist die Verhandlungen wegen des Gutes übernommen hatten, der Hauptmann, der Graf und die Baronesse, schienen diese gegenseitige Nähe-

rung nicht zu bemerken. Der Baron, der sich fast durchaus zu der Parthei der Unbeschäftigten hielt, war so ganz für Wilhelm eingenommen, der ihn mit steter Achtung behandelte, daß man hätte glauben mögen, er betrachte ihn als seinen künftigen Schwiegersohn. Die Gräfin mochte wirklich diese Meinung fassen; denn sie äußerte nicht die leiseste Mißbilligung. Ueber Tag war sie gewöhnlich ein Mitglied des kleinen Kreises, und man fühlte es in ihre Seele hinein, wie wohl ihr darin war. Häufig äußerte sie den Wunsch, daß doch dieses Zusammenleben möchte immer können bleiben. Dann antwortete der Baron wohl, daß er das allerdings hoffe, und Mathilde sah Wilhelmen fragend an. Er meinte, daß seine Entfernung eben nicht stören werde; aber er mußte sich selber be-

zeugen, daß es doch wohl anders ausfallen müsse, und so erklärten auch seine Freunde, daß mit ihm der eigentliche Kreis, die geschlossene Rundung würde aufgelöst werden.

Gleichwohl blieb sein Entschluß, vor der wirklichen Uebergabe des Gutes abzureisen, fest. Zwar fühlte er im Voraus, wie hart ihm die Ausführung seyn werde; aber jeder Augenblick der ruhigen Ueberlegung erinnerte ihn, daß sein längerer Verzug in einer Zeit des Umziehens und der begleitenden Unruhe für ihn selbst beschwerlich, für seine Freunde unbequem und überdieß in den Augen seiner scharf urtheilenden, entfernten Bekannten wunderlich seyn müsse.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm befand sich mit der Gräfin und Mathilden im Garten. Das Gespräch hatte sich über die schöne Zeit der Kindheit verbreitet, und Jeder erzählte einzelne Auftritte, deren er sich als vorzüglich angenehm oder furchtbar erinnerte. Wilhelm wiederholte jene Geschichten, die er vor Jahren schon Marianen ausführlich erzählt hatte.

„Sie zeigten also schon früh Ihre

Anlage für die Kunst," sagte die Gräfin, „und dieses scheint eine Verheißung für Sie, daß Sie sich darin auszeichnen werden. Aber, Freund, wenn Sie sich zum Theil selbst zu bilden hatten, durfte es denn darum Grundsatz bei Ihnen werden, daß es am besten sey, wenn man die Kinder ohne Ausnahme sich selbst überlasse?"

Wilhelm sah sie fragend an. Sie fuhr fort: „Wenigstens kommt es mir vor, daß Sie Ihren Knaben nach diesem Grundsatze behandeln. Denn es ist mir unbegreiflich, wie Sie ein so holdes Kind, dem der fähige Geist aus den Augen blitzt, so weniger Aufmerksamkeit werth halten können. Vergeben Sie meine Offenheit; aber wenn ich seine Mutter wäre, ach, ich würde alle meine Gedanken für ihn sammeln, ich

würde ihn, so oft ich könnte, um mich haben und ohne Unterlaß sinnen, wie ich zu seiner Entwicklung etwas thun könnte."

Wilhelm versetzte, daß sich das Kind so ganz an Mathilden und an einen alten Bedienten des Hauses gewöhnt habe, daß es selten komme, um ihn aufzusuchen, und wirklich möge es ihm auch wohl an dem Talente fehlen, ein Kind mit Liebe und Entschiedenheit zu behandeln.

„Es ist freilich ein kleiner Wildfang," sagte die Gräfin, indem sie mit einem Lächeln, worin doch einige Wehmuth lag, auf den in der Ferne spielenden Knaben hinüberblickte; „ich habe schon lernen müssen, daß er eine Liebe, die er zu suchen hat, höher anschlägt, als eine, die ihm ange-

tragen wird. Seit ich ihn nicht mehr so an mich ziehe, finde ich, daß er mich weit mehr sucht. Und doch muß ich mich überwinden, nach dieser Erfahrung zu handeln; doch möchte ich so oft ihn an mich ziehen und heiß drücken, als mein eigenes Kind."

Wilhelm wurde gerührt, ihre Augen waren feucht. „O," sagte sie, „wie können Sie an Ihre Reise mit Ernst denken, da Sie den Knaben bei sich haben? Sie können ihn doch unmöglich Beschwerlichkeiten aussetzen, denen seine zarte Jugend nicht gewachsen ist? Ist denn seine Mutter schon so früh gestorben, daß sie Ihnen ihre Wünsche wegen des armen Kleinen nicht gesagt hat?"

„Ich war nicht bei ihrem Sterbebette,"

sagte Wilhelm gepeinigt. „In Wahrheit," setzte er hinzu, ich weiß nicht zu sagen, ob das Kind mir zugehört, nur daß ich es herzlich wie ein Vater liebe."

Die beiden Freundinnen wußten sich aus dieser Erklärung nicht zu vernehmen. Sie hatten ohne weitere Fragen vorausgesetzt, daß Wilhelm verheirathet gewesen, aber der Mutter seines Kindes frühe beraubt worden sey. „Waren Sie denn nicht verheirathet?" fragte die Gräfin gespannt.

Er fürchtete sich bei einem längern Gespräch über den Gegenstand unangenehm zu verwirren; denn er konnte doch nicht ohne Erröthen gestehen, daß er, dem sie so ganz vertrauten, schon in frühen Jahren, noch im Hause seiner Eltern, sich mit

einer, immer doch leichtfertigen Schauspielerin eingelassen und so gegen die Rechte der reinen Liebe, wie der reinen Weiblichkeit auf eine, nie ganz zu beschönigende Weise gesündigt habe. Daß bei einer solchen offenen Darlegung der Wahrheit das Zutrauen der beiden reinen Frauen verschwinden, daß die Gräfin dann seinen frühern Leichtsinn im Umgange mit ihr auf einmal ganz anders beurtheilen werde, war ihm ausgemacht.

Er verneinte die an ihn gerichtete Frage und erzählte, um allen weitern Fragen vorzubeugen, daß er das Kind bei einer alten Wärterin gefunden und auf ähnliche Weise, wie schon früher die verklärte Mignon, bei sich aufgenommen habe.

Aber wenn er mit dieser Antwort sich aus jener Verlegenheit heraushalf, so gerieth er dafür in eine andere, die ihn aufs tiefste beschämte. Denn sowohl die Gräfin, als Mathilde sahen in der Handlung, die er von sich erzählte, Züge eines Edelmuthes, den sie mit der offensten Bewunderung anerkannten. Und seine glühende Schaam, während er dieses Lob ablehnte, mäßigte zwar ihre Worte, aber sie gewannen dadurch nur eine noch größere Hochachtung vor ihm, für die er gern Alles gegeben haben würde, wenn er sie verdient hätte, die ihn aber nun die empfindlichste Strafe seines Leichtsinns in seinem eigenen Herzen bereitete.

Unbemerkt hatte sich ihnen der Hauptmann genähert und stand jetzt auf einmal

dicht vor ihnen. In seinem Blick lag ein schmerzliches Etwas, das seinen gewöhnlichen freundlichen Ernst wunderbar durchdrang. Er nahm Wilhelms Hand und fragte: „Sind Sie zur Abreise bereitet? Ich kann Ihnen nun sicher versprechen, daß ich Sie begleiten werde."

Die Frauen wurden bleich; auch Wilhelm wußte auf die unerwartete Nachricht nicht sogleich zu antworten.

„Wie leid es mir ist," setzte der Hauptmann hinzu, „von hier, von Ihnen, meine theure Mathilde, und von allen denen, die mir hier so viele Liebe erwiesen, mich losreißen zu müssen, das kann ich nicht ausdrücken, und ich glaube, es werde auch nicht noth seyn. Wenn ich mich zu diesem

Schritt, der für mich selbst das meiste Schmerzliche hat, dennoch entschloß, so glaube ich, werden Alle sich überzeugen, daß ich es wohl mußte."

Mathilde faßte weinend seine Hand, aber sie konnte nicht reden. „Gute Mathilde," sagte er sanft, „Sie werden den Grund meiner Entfernung künftig wohl begreifen. Absichtlich sage ich Ihnen meinen Entschluß früher, damit Sie sich vorbereiten; ich weiß, daß Sie mich am meisten lieben. Den Andern möchte ich ihn noch nicht sagen. Und nur mit Ihnen, lieber Freund, hätte ich jetzt Einiges allein zu sprechen. Die Frauenzimmer überlassen Sie mir wohl für einen kurzen Spaziergang."

Mathilde und die Gräfin gingen beide

weinend zurück. Der Hauptmann sah ihnen schmerzlich nach. „Solche Gewalt," sagte er, indem er Wilhelms Hand faßte, „hat des Menschen Verkehrtheit über menschliches Glück! O, welch ein Himmel wäre möglich, wenn alle Herzen so rein wären, wie jene!"

„Aber," fuhr er fort, indem er Wilhelm gegen den Park und die Gebirge zu führte, „ich habe Sie selbst überrascht, ich sehe, Sie selbst sind erschreckt worden. Ja, ich bemerkte es wohl, wie Ihnen Ihr Aufenthalt immer lieber wurde. Es war mir leid um Sie, und ich konnte es doch so wenig mißbilligen, als hindern. Daß Sie nach dem Abschluß des Verkaufs sich entfernen wollten, wußte ich; daß ich Sie vermuthlich begleiten würde, deutete ich

Ihnen an. Jetzt ist der Verkauf geschlossen. Die Contracte sind ausgearbeitet. Alles, was ich vermochte, um das Glück aller Einzelnen wie des Ganzen sicher zu stellen, habe ich mit anhaltendem Fleiße gethan. Alles, was zur Erleichterung des Barons dienen kann, der manche Geschäfte seit Jahren nicht mehr selbst besorgt, sondern mir überlassen hat, habe ich vorbereitet. Morgen sind die einzelnen Pächter bestellt, dann wird am natürlichsten die förmliche Uebergabe statt haben. Auf morgen Nachmittag hat der Graf sein projectirtes Fest angesetzt; bei welcher Gelegenheit alle Untergebene am besten von der Veränderung in Kenntniß gesetzt werden. Wenn es Ihnen gefällt, so treten wir morgen in der Frühe unsere Wanderfahrt an."

„Schon morgen?“ sagte Wilhelm, „nicht einmal einen Tag mehr soll ich hier genießen?“

„Würden Sie ihn denn im Gedanken an den Abschied rein genießen können?“

„Aber ich bin so wenig vorbereitet; ich wußte bis diese Stunde so gar nichts von dem Gange der Unterhandlungen.“

„Wozu auch? Sie waren desto glücklicher in einem Umgange, der nicht unnütz gestört wurde; Sie haben ihn ungemischt bis zum Ende genossen. Gewöhnen Sie sich übrigens zu der Fertigkeit, schnell einen Entschluß zu fassen. Man übt dadurch am besten seine Kraft, einen großen zu fassen.“

„Und was werden der Baron und der Graf sagen, wenn wir nicht einmal ihrem Feste mit beiwohnen? Wie werden sie sich darein finden können, daß sie Ihrer so plötzlich verlustig gehen sollen?“

„Ich habe für sie Beide gearbeitet,“ sagte der Hauptmann, „das ist auf jeden Fall das Wichtigste. Und es ist besser, daß die Zerstreuung des morgenden Festes dem Abschiede folgt, als daß dieser durch die bängliche Erwartung die Freude stört und durch seinen Eintritt jede Nacherinnerung verdirbt.“

„Sie werden freilich gegen mich wohl Recht behalten,“ sagte Wilhelm, „und ich muß Sie nur bitten, daß Sie meine Einwendungen nicht mißverstehen, als ob ich

das Anerbieten Ihrer Gesellschaft nicht mit der wahrsten Freude, mit dem wärmsten Danke erkennte."

„Nein, ich thue es nicht," sagte der Hauptmann. „Ich weiß es wohl, Sie sind zum Theil selbst überrascht, zum Theil von Mitleid gegen die Andern erfüllt, denen, wie Sie meinen, ein so plötzlicher Abschied zu hart fällt. Vielleicht meinen Sie auch, daß ein so langjähriger Hausfreund wohl förmlicher scheiden solle. Aber, lieber Freund, Sie waren in den letzten Tagen zu sehr mit sich, mit Ihren Vorsätzen, mit Ihrer eigenen Zufriedenheit, wenn ich so sagen darf, beschäftigt, als daß Sie nun so augenblicklich meinen Entschluß so sicher beurtheilen könnten, wie ich selbst. Eben um derer willen, die ich jetzt durch meine Ent-

fernung, wie ich wohl weiß, betrübe, eben um des Barons, um seiner Gemahlin, um Mathildens willen habe ich großentheils meinen Entschluß gefaßt, und müßte ich ihn ausführen, wenn Sie auch nicht zu uns gekommen wären."

„Sie müssen selbst bemerken können," fuhr er fort, „daß der Baron sich der Aufsicht über seine eigenen Geschäfte so ganz entzogen hat, daß sein ganzer Wohlstand durchaus zu Grunde gehen müßte, wenn ich mich später entfernte oder durch den Tod ihm entrissen wurde. Dagegen hat er in seiner Muße seine Liebhaberei, die Sie kennen, auf einen Punkt getrieben, der nahe an eine, seine Verwandten kränkende Thorheit gränzt. Die Baronesse hatte ihm wohl gleich bei ihrer Vermählung nicht aus

eigentlicher Neigung die Hand gegeben. Ich will mich über sie jedes Urtheils enthalten; wozu sollte ich Sie näher mit einem Gemüthe bekannt machen, das die innere Regel verloren hat und durch Klugheit und Leidenschaftlichkeit gefährlich für jedes stille Glück wirkt? Es sey Ihnen genug, daß gerade sie die Haupt-Veranlassung giebt, weshalb ich aus meiner glücklichen Lage mich losreißen muß, daß gerade ihre innere Ungebundenheit mich eigentlich zwingt, so manche mir theure Menschen durch meine Entfernung zu betrüben."

Wilhelm hatte schon seit dem ersten Wiederfinden der Baronesse bemerkt, daß sie sich ganz anders, wie ehedem, benahm, daß ihr Betragen eine Unsicherheit, eine Unstätigkeit verrieth, die gegen ihre sonstige

Gewandtheit auffallend abstach. Da er kein näheres Interesse an ihr nahm, so hatte er über den Grund dieser Umänderung nicht weiter nachgedacht. Jetzt wußte er nicht, ob er aus den Worten seines Freundes auf einen leidenschaftlichen Haß, oder vielmehr auf eine ungeregelte Zuneigung gegen denselben schließen sollte.

„Das häusliche Verhältniß beider Ehegatten," fuhr der Hauptmann fort, „ist eben so sehr gestört, als die übrige Familieneinrichtung einer Veränderung bedarf, wenn anders ihr Wohlstand nicht unvermuthet vernichtet werden soll. Das einzige Mittel, allem diesen vielleicht noch abzuhelfen und dem Ausbruche noch größern Unglücks wo möglich zuvor zu kommen, schien mir dieses zu seyn, daß der Baron durch

den Gutsverkauf seine Schulden tilgte, durch meine Entfernung aber zu der Aufsicht über seine Güter zurückgezogen würde. Vielleicht, daß dann seine erhöhte Thätigkeit, meine Abwesenheit und die Nähe der gräflichen Familie auch zwischen ihm und seiner Gattin ein leidliches Verhältniß wieder herstellt. Wenn ich jetzt bliebe, wann würde es ihm möglich seyn, mit einer gleichen Leichtigkeit in die Verwaltung des Seinigen wieder einzutreten? Ja, wer würde uns sicher stellen, daß er nicht selbst, um der unvermeidlichen Unruhe auszuweichen, sich Ihnen zum Reisegefährten anbieten, und als der Aeltere, Angesehenere und Reichere Ihren ganzen Plan durch seine Thorheiten durchkreuzen und zerstören würde?"

Wilhelm konnte diesem Allen freilich nichts entgegensetzen. Wenn er bedachte, wie sehr der Hauptmann sich um die Familie verdient gemacht habe, so mußte er es als eine Aufopferung ansehen, daß derselbe auf eine Art scheiden wollte, die jeden Dank, den man so häufig bis ans Ende verschiebt, unmöglich machte. Und wenn der eigentlich Besitzer eines Gutes zu nennen wäre, der zwar nicht die Einkünfte an Geld, aber den Genuß seiner Bearbeitung und Verbesserung, den Dank seiner Bewohner vornämlich empfängt, so fühlte er es, daß seinem Freunde schon die Trennung von der Gegend, deren Wohlstand sein Werk war, überaus schwer fallen müsse. Nur darum schien der Hauptmann ihren Spaziergang so weit fortzusetzen, um eine Anhöhe zu gewinnen, von der er noch ein-

mal über den größten Theil der wohlbekannten Fluren hinsehen konnte. Lange stand er schweigend; aber als er Wilhelmen, dem der Abschied sehr nahe ging, weinen sah, da füllten sich auch seine Augen. Er faßte Wilhelms Hand und kehrte schnell mit ihm zurück.

Dreizehntes Capitel.

Indeß hatten sich die übrigen Glieder des seiner Auflösung so nahen Kreises, der Gewohnheit nach, mit dem Abend im Garten zum Thee zusammen gefunden. Mathildens und der Gräfin verweinte Augen waren Allen auffallend; man fragte, man errieth, aber sie wollten, um der Bitte des Hauptmanns zu folgen, sich über die Ursache ihrer Betrübniß nicht erklären. Als aber die beiden Freunde ungewöhnlich lange

ausblieben, fürchteten sie, daß sie sich bereits ganz unerwartet möchten entfernt haben, und konnten nun nicht länger an sich halten. Eben hatten sie das ganze Geheimniß ihrer Schmerzen klagend entdeckt, als der Hauptmann mit Wilhelmen wieder in den Garten eintrat.

„O Castellan," rief der Baron, indem er ihnen entgegen eilte, „Alles will ich von Ihnen leiden, nur dieses thun Sie mir nicht zu Leide!"

„Guter Baron," sagte der Hauptmann, „Sie wissen, daß ich von je auch für Ihren wahren Vortheil gesorgt habe; glauben Sie mir, daß ich auch dieses Mal ihn nicht vergessen."

„Nein," sagte jener, „ich habe Ihnen etwas zu Leide gethan, daß Sie mich verlassen wollen; es ist etwas nicht nach Ihrem Sinne; sagen Sie nur, was es ist, es soll abgestellt werden. Soll ich den Gutsverkauf widerrufen? Wenn ich auch Tausende geben müßte, erklären Sie sich nur. Oder ist Ihnen mein Widerspruch über unser Lesen zuwider? Anders habe ich Ihnen doch gewiß nie widersprochen, und auch in diesem Stücke will ich künftig gerne schweigen."

„Nein," sagte der Hauptmann, „Sie haben mir nie etwas zu Leide gethan. Den Gutsverkauf habe ich Ihnen ja selbst angerathen, und in allen andern Dingen werde ich ja Ihnen wohl die Freiheit zugestehen, die ich mir selber vorbehalte.

Ich bin ganz Ihres Herzens Freund, und wenn ich irgend etwas noch von Ihnen wünschte, — "

„O, sagen Sie!" rief der Baron.

„So wäre es dieses," fuhr jener fort, „daß Sie in meiner Abwesenheit die nöthige Aufsicht über das Ihrige nicht versäumen. Die Papiere sind in der Ordnung, Sie finden Alles so, daß Ihnen der Ueberblick leicht werden muß. Sehen Sie nun selbst täglich die einzelnen Pachtungen nach, wie ich es bisher that, fragen Sie statt meiner nach den Wünschen und Bedürfnissen Ihrer Unterthanen. Der alte Verwalter, den Sie kennen, ist mit seiner Familie Ihnen zu Liebe auf ein anderes Gut gezogen, das noch Ihr ist; der wird Sie in manchen

Stücken mit seiner Erfahrung unterstützen können."

„Ach nein," sagte der Baron, „wie ist das alles möglich, ohne Sie? Ich bin solcher Arbeiten nicht mehr gewohnt, ich werde Manches versäumen, die Leute werden es fühlen, daß Sie fehlen, und werden dann ihre Liebe von mir abwenden. Was kann ich ohne Sie anfangen?"

Der Hauptmann blieb unbeweglich bei seiner Meinung und erklärte, daß er ihm noch am heutigen Abende alle Papiere vorlegen und alles Nöthige dabei erläutern wolle. Aber der Baron konnte sich nicht zufrieden geben. „O, helfen Sie mir bitten," sagte er zu Wilhelm. „Mathilde," rief er dieser zu, „komm, hilf mir bitten,

Tochter, daß er bleibt; ich kann gewiß seine Abwesenheit nicht ertragen."

Der Graf näherte sich mit seiner Gemahlin und rückte mit einem Vorschlage heraus, der ansehnlich war und Wilhelmen bange machte. Er bot dem Hauptmann die ganze Verwaltung der angekauften Güter, so wie er sie bisher geführt, ohne alle Beschränkung an, und um gar keinen Schein von Abhängigkeit übrig zu lassen, sollte keine Vergütung statt finden, sondern gleich jetzt eine Schenkungs-Urkunde von einer ansehnlichen Besitzung ausgefertigt und dem Hauptmann zugestellt werden. Und daneben sollte dieser die volle Freiheit behalten, sich zu entfernen, sobald es nur dem Grafen gelungen seyn würde, seine kirchlichen Einrichtungen so weit zu Stande

zu bringen, daß er sich mit der äußern Verwaltung selbst etwas beschäftigen könne.

Aber alle Vorschläge und vereinigten Bitten vermochten über den Entschluß des Hauptmanns nichts. Wilhelm ging, geängstigt von der Trennung und der allgemeinen Klage, auf und ab; er hätte gern den Hauptmann selbst von dem ihm gegebenen Versprechen entbunden; aber er wußte, daß dieses nur sie Beide trennen, aber keineswegs die Entfernung verhindern könne. Da fiel sein Auge auf die Baronesse, die auf ihrem Stuhle am Theetisch sitzen geblieben war und todtenbleich starr vor sich hinsah. Er eilte erschreckt auf sie zu; denn sie schien ihm einer Ohnmacht nahe. Aber plötzlich richtete sie einen stechenden, grauenhaften Blick auf ihn selber und fragte

mühsam, mit zurückkehrender Kraft: „Rührt denn der Vorschlag von Ihnen her, oder vom Hauptmann selber?"

„Er hat mir selbst seine Gesellschaft angeboten," sagte er verlegen, „und ich konnte nicht anders, als sie mit herzlichem Danke annehmen."

„Freilich, freilich," sagte sie mit einer Stimme, die Hohn ausdrücken sollte.

Wilhelm eilte zu den Andern zurück und sagte dem Hauptmann leise, in welchem Zustande sich die Baronesse befinde. Man ging zu ihr. Sie wollte sich erheben, aber die Kraft versagte ihr; sie stieß den Arm ihres Mannes, der sie halten wollte, unsanft zurück.

„Glauben Sie nicht, theure Baronesse," sagte der Hauptmann, „daß ich vermögend wäre, je die Freundschaft undankbar zu vergessen, die Sie mir erwiesen haben, daß ich auch bei der Trennung von Ihnen nicht so sehr an Sie, als an mich gedacht hätte. Aber in der Nähe eines so braven Gemahls, einer so hülfreichen Tochter und so edler Freunde werden Sie sich bald überzeugen, daß Sie mich weit weniger entbehren werden, als Sie in Ihrer Ueberraschung fürchten."

„O, er spottet noch!" rief sie matt und unwillig aus. „Laßt ihn gehen, versucht es nicht, dieses Eis zu erwärmen. Es ist doch vergeblich."

Man bat sie, sich zu schonen und lie-

ber sich ins Haus leiten zu lassen, um sich niederzulegen. Der Graf bot ihr den Arm und sie folgte; der geängstigte Baron lief indeß nach den Bedienten, um einen Arzt holen zu lassen, und sandte Mathilden in das Haus, um ihrer Mutter aufzuwarten.

Wilhelm war noch immer wie betäubt. Er fand nun, das er bisher beinah übersehen hatte, und verstand die Andeutungen des Hauptmanns. Es war offenbar, die leidenschaftliche Baronesse hatte gegen den edlen, schon durch sein Aeußeres imponirenden Mann eine stärkere Neigung gefaßt, als sich rechtfertigen ließ. Allerdings mußte gegen ihn der zwar gutmüthige, aber in allen Dingen ihm nachstehende und selbst seiner Frau an Klugheit untergeordnete Baron in ihren Augen doppelt verlieren,

und wenn sie schon Anfangs die Verbindung mit ihm nur aus Rücksicht, ohne eigentliche Liebe geschlossen hatte, so mußte sie sich um so mehr von ihm abwenden, je mehr er selbst sich in eine, ihrem heimlichen Spott bloß stehende Liebhaberei verlor und alle ernstern Geschäfte dem Hauptmann überließ, der dadurch in ihren Augen immer mehr gewann. Nun konnte sich Wilhelm auf einmal die mancherlei Veränderungen in ihrem Wesen erklären, die ihm zu mehreren Malen aufgefallen waren. Und nach seiner Erfahrung von der Natur solcher heimlich genährten, mit vergeblicher Hoffnung getäuschten und zuletzt sich in ihrer Unseligkeit selbst erkennenden Leidenschaften mußte er für das Glück des Barons und Mathildens Alles befürchten.

Die Gräfin war im Garten beim Hauptmann geblieben und erfuhr von ihm im vertraulichen Gespräche manches von eben der Wahrheit, die unsern Freund beschäftigte. Der natürliche weibliche Scharfblin hatte sie, bei aller eigenen Reinheit, sicherer geleitet und mehr erkennen lassen, als unsern Freund alle Beihülfe früherer Erfahrung. Sie billigte die Entfernung des Hauptmanns nach diesen Mittheilungen unbedingt, so sehr die allgemeine Achtung ihr selbst seinen Umgang wünschenswerth machte. Es wurde verabredet, daß zwischen ihnen Beiden ein regelmäßiger Briefwechsel statt finden solle, an welchem auch Mathilde Theil haben müsse. Wenn es der Gräfin nöthig scheine, solle sie diese zu sich nehmen, um sie vor dem Anblick der Verirrungen einer mißleiteten weiblichen Natur

zu schützen. Der Prediger in dem Kirchdorfe, welches dem Baron geblieben war, wurde als ein bewährter Freund in allen, die Religion betreffenden Angelegenheiten aufs dringendste empfohlen. Sie hörte alles sehr achtsam an, fragte genau nach allen Umständen, die zu ihrer eigenen Weisung dienen konnten und versprach, alles zu thun, was in ihren Kräften stehe und Gott ihr wolle gelingen lassen.

„Eines," sagte sie zögernd, „möchte ich nur so gern nicht als Dank oder Entgeltung für etwas, das ich ohnehin thun muß, nein, nur als eine Schadloshaltung für so viele Freuden, die ich entbehren soll, wenn ich eine solche Schadloshaltung bei so viel unverdienten Vorzügen nur erwarten könnte. Wenn ich den Knaben Ihres

Freundes bei mir behalten dürfte, so wäre ich, wie mir scheint, vollkommen glücklich. O, ich liebe ihn, wie nur die Mutter ihn lieben könnte, auf der Reise müßte ich so viel für seine Gesundheit fürchten, ja ich würde täglich um ihn in Angst seyn: wenn ich ihn bei mir hätte, ich wollte ihn lieben wie ein einziges Kind, und Sie sollten ihn einst gewiß unverdorben wieder finden."

„Theure Gräfin," sagte der Hauptmann, „diesen Wunsch kann nur der Vater selbst erfüllen. Bitten Sie ihn darum. Das Kind scheint mir wirklich hier besser aufbehalten, als auf einer Reise, deren Vortheile für ihn noch nicht da sind, deren Unbequemlichkeiten aber ihn weit mehr treffen als uns."

„Uebernehmen Sie es doch, für mich zu bitten," sagte die Gräfin; „ich würde aus Furcht vor der Größe meiner Bitte, kaum sie hervorbringen können. Aber hören Sie," setzte sie ängstlich hinzu, „er ist nicht eigentlich Vater des Kindes, er hat es nur auf einer seiner Reisen gefunden und angenommen, so wie Sie wissen, daß er die Mignon und andere verlassene Menschen nach seinem vortrefflichen Herzen bei sich aufgenommen hatte."

Der Hauptmann rief Wilhelm näher, der allein in seinen Gedanken auf und ab ging. Er kam mit Thränen in den Augen.

„Der Abschied," sagte der Hauptmann, „scheint Ihnen schon so schwer zu werden;

können Sie es mir nachsehen, daß ich ihn noch für Sie erschweren will?"

„O, so wollen auch Sie mich verlassen?" rief er. Er fürchtete, daß die Bitten der Gräfin ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses und zum Zurückbleiben möchten bewogen haben.

„Nein," versetzte der Hauptmann, „ich verbleibe Ihnen sicher. Aber ich trete hier als Fürbitter für eine Dame auf, die gerne in dem Sinne Mutter seyn möchte, wie Sie schon gegen die nun heimgegangene Mignon und auch, wie ich höre, gegen Ihren Felix Vater waren. Das liebe Kind würde auf unsrer Reise vielleicht ein Opfer unsers Gewinstes werden, und hier kann es so viel durch die zärtlich aufmerkende

Liebe der Gräfin und Mathildens gewinnen."

Wilhelm sann. „O, lassen Sie sich erbitten," sagte die Gräfin leise und nahm seine Hand. Da kam der edle Geist der Entsagung, den er erst so eben für sich allein wandelnd am Hauptmann bewundert hatte, auch in sein Herz. „Nehmen Sie ihn denn," sagte er bewegt, „fügen Sie zu Ihrer Liebe noch die meinige, aber lassen Sie mich nur zuweilen etwas von ihm hören."

Die Gräfin wurde sprachlos durch das Uebermaß ihrer Freude. Auf einmal eilte sie fort nach dem Hause.

„Sie sind brav," sagte der Haupt-

mann zu Wilhelm; „wahrlich, Sie haben die Kraft, nicht bloß schön zu denken, sondern auch schön zu handeln.“ Er umarmte ihn. „Wahrscheinlich,“ sagte er, „wird die Gräfin Ihr Kind holen und gleich wiederkehren; Sie müssen es ihr gönnen, daß sie Ihnen danken kann. Bleiben Sie dann bei ihr, sagen Sie ihr, was Sie des Kindes wegen noch vielleicht wünschen, warnen Sie sie vor dem Uebermaß der Liebe. Ich habe dringend mit dem Baron zu reden. Darnach denke ich neben den meinigen auch Ihre Sachen in Ordnung zu bringen, damit Sie durch kein lästiges Einpacken und Räumen noch mehr beängstigt werden.“

Die Gräfin kam mit Mathilden zurück, Beide hatten den Knaben zwischen sich.

Mathilde sagte, daß die Mutter zu schlafen scheine und den Arzt verbeten habe. Der Vater lese in ihrem Zimmer in einem Buche, sie meine, es sey der Fayel, und weine dabei helle Thränen. Den Grafen habe sie nicht gesehen, er sey wohl auf sein Zimmer gegangen.

Der Hauptmann entfernte sich nun und bat Mathilden, zurück zu bleiben. Sobald sie allein waren, fing die Gräfin ihre Danksagungen wieder an und machte dadurch Wilhelm von neuem ängstlich. „Lassen Sie uns davon schweigen,“ sagte er, „ich gebe ihn Ihnen hin, als eine Buße für früheren Leichtsinn; es ist kein Verdienst dabei, es quält mich, dasselbe mir unverdient zugelegt zu wissen.“

Die Gräfin bezog seine Worte auf den bekannten Vorfall in ihrem Schlosse und schwieg erröthend. Aber Mathilde, die keine Beziehung finden konnte, sagte: „Und doch muß auch ich Ihnen erst sagen, wie sehr ich Ihnen für das Kind danke, ehe ich, wie Sie wollen, schweigen kann.“

Der Knabe wurde nun wechselnd geliebkost und beide Freundinnen beeiferten sich, dem Vater zu erzählen, was sie mit dem Kinde anfangen, wie sie dasselbe behandeln, wie oft sie es an ihn, den Abwesenden, erinnern wollten; Beide versprachen auch ohne Umstände, ihm oft Nachricht zu geben, und baten, daß er nicht gar zu lange auf der Reise bleiben möge.

Er versicherte von Herzen, daß ihm

der Abschied überaus schwer werde und daß er sich selbst mit der Hoffnung tröste, nach dem Ende seiner Wanderungen wieder hierher zurückzukehren und sich in diesem Thale, in der Nachbarschaft des Barons anzukaufen. Das habe er diesem schon halb versprochen und nur der Gedanke an mögliche Hinderungen, nicht sein Wunsch habe ihn abgehalten, gleich jetzt von ihm ein Gut zu übernehmen.

Diese erfreuende Nachricht setzte Alle in die Stimmung, sich in schwärmerischen Ausmalungen in die Zeit der Wiedervereinigung zu versetzen. Es schien, als ob sie wirklich der zunächst bevorstehenden Trennung vergessen könnten. Aber dann fiel ihr Gewicht nur desto schwerer wieder auf jedes Herz.

Der Knabe, der so viel vom Weggehen reden hörte, vernahm sich endlich auch aus dem, was ihm bevorstand, und drängte sich ängstlich weinend an Wilhelms Knie. Vergeblich versuchten die Frauen ihn zu trösten. Seine zur tiefen Betrübniß verzogene Miene heftete sich starr auf des Vaters Gesicht und dann brachen seine Thränen unaufhaltsam hervor. So sehr Wilhelm des Kindes Schmerz mitfühlte, so that es ihm doch wohl, zu erkennen, wie lieb ihn dasselbe habe.

Endlich fragte ihn Mathilde, ob er denn lieber mit dem Vater umherziehen wolle, wie schon früherhin, da er auf dem Esel durch den Wald geritten, und ob er denn sie und David, den alten Kammerdiener und alle Kinder wieder verlassen

möchte? Da schien er sich zu bedenken und wurde still. Er wurde aber über seinem Nachdenken vollends müde und wünschte sich ins Bette.

„Von nun an," sagte die Gräfin, „habe ich das Recht, ihn hinzubringen." Sie nahm seine Hand und er folgte ihr willig ins Haus.

Eigentlich kann man das Gewicht eines Abschiedes nur ganz fühlen, wenn man mit einem Einzelnen sich allein findet. Je mehr Zeugen zugegen sind, um desto mehr Zerstreuung liegt in der Theilung des Gefühles selbst.

Allein mit Mathilden empfand Wilhelm dieses stark. Er hatte so oft mit ihr

in den letzten Tagen allein im Garten glückliche Stunden zugebracht; nun war es zum letztenmale, daß sie bei einander ohne Zeugen waren.

„Morgen," sagte sie, „gehe ich wohl wieder ohne Sie zu den Blumen?"

„Ach, Mathilde," antwortete er, „wie glücklich würde ich seyn, wenn Sie sich auch später so an unser Beisammenseyn erinnerten, wenn Sie mich wie einen Bruder betrachteten, der durch keine Entfernung Ihnen fremder wird, wenn ich einst bei meiner Rückkehr Ihr mir so theures Zutrauen unvermindert wieder fände."

„Zweifeln Sie denn daran?" fragte sie. „Wenn nur Sie einst bei Ihrer Wiederkehr,

indem Sie zu uns in das Zimmer oder in den Garten treten, mich gleich so, wie jetzt, begrüßen, so wie jetzt mit mir reden, dann werden Sie an mir keine Veränderung finden. Aber wenn Sie dann fremder thäten, wenn Sie höflicher seyn wollten, wenn Sie nicht mehr an Allem, so wie jetzt, Theil nähmen, das würde mir wehe thun und dann könnte ich doch nicht allein so sprechen, wie jetzt."

„O, reines Herz," rief Wilhelm aus, „wenn ich doch werth wäre, Dein Bruder zu seyn, wenn eine geschwisterliche Liebe uns für immer verbände."

Er sagte diese Worte so laut, daß der Baron sie vernahm, der in seiner Angst wieder in den Garten gegangen war. Seine

Frau schlief, der Graf war auf seinem Zimmer, der Hauptmann hatte nach einer ziemlich langen Unterredung ihn verlassen, um das Einpacken der nöthigen Sachen zu besorgen; er fand Niemand im Hause, gegen den er hätte klagen können. Jetzt hörte er Wilhelms Stimme und kam auf ihn zu. Ueberrascht fand er bei ihm seine Tochter und begriff, daß sich die gehörten Worte auf sie bezogen hatte.

„Ja," sagte er, „ihr sollt Bruder und Schwester seyn! Was ihr nachher werdet, das steht bei Gott. Aber ich will es, Mathilde, daß Du ihn als Deinen Bruder ansehen sollst, und Dich als seine Schwester, und ich rechne darauf, daß Du als mein gutes Kind Dich darnach richtest. Ich habe ihn gewiß eben so lieb wie Dich, und

ich denke, er verdient es. Kommen Sie," sagte er und umfaßte Wilhelm, „Sie sind mein Sohn. Der Himmel hat mir früher keinen gegeben; warum sollte ich eigensinnig seyn? Ein leiblicher Sohn könnte mich nicht mehr ehren, mir nicht mehr zu Gefallen leben, mir nicht ähnlicher an Gedanken und am Herzen seyn, als Sie. Aber daß ich Sie nun verlieren muß, zugleich mit dem Castellan, das ist hart."

Diese wunderliche Rede des guten Mannes setzte die beiden jungen Leute in Verlegenheit. Mathildens Gefühl fand darin doch die versteckte Meinung, die ihr Nachdenken nicht entdeckt hätte, und Wilhelm, der sie noch deutlicher erkannte, empfand ihre Verlegenheit mit und erschrak bei dem Bewußtseyn seiner Verhältnisse zu Nata-

lien. Vielleicht hätte er klüger gethan, sie ohne weitere Furcht offen zu erklären; aber davon hielt ihn jetzt das Zartgefühl ab. Und gleichwohl konnte er den trefflichen Sinn des Barons nicht verkennen und mußte sich gestehen, daß es ihm nicht schwer fallen würde, alle Eigenheiten desselben mit der Geduld eines Sohnes zu ertragen.

Er wiederholte seine Versicherungen, daß er einst zurückkehren und sich dann bei dem Baron ankaufen wolle.

Der Baron erbot sich, ihm jedes Gut, das er nur wünschen würde, abzutreten, außer der einzigen Ritterburg, die auch für die nächsten Monate bis zum Aufbau eines neuen Schlosses am Fuße desselben Berges zur Wohnung bestimmt war.

Er kam aber häufig auf seine Klagen zurück, daß er nun in der Abwesenheit seiner beiden liebsten Freunde ein trauriges Leben führen werde. So unstatthaft diese Klagen waren, so konnte Wilhelm doch nicht umhin, dieselben mit Theilnahme anzuhören, und den, der sie aussprechen mußte, zu bedauern. Er äußerte dabei eine solche Aufrichtigkeit und eine solche bescheidene Unterordnung unter den Hauptmann, daß Wilhelm ihn von aller Schuld der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in seinen eigenen Angelegenheiten eben darum lossprechen mußte, weil er sie so offen hin eingestand.

Dabei verrieth der Baron aber auch gelegentlich, daß der Hauptmann ihn nicht bloß durch seine Entfernung, sondern auch

darin gekränkt habe, daß er ihm in einen entworfenen Plane zuvorgekommen war. Er gestand nämlich, daß er vorgehabt habe, nach Abschluß der Rechnungen den vielfachen Unruhen auszuweichen und mit Wilhelmen sich auf die Reise zu begeben, um alle Ruinen Deutschlands zu besichtigen. Die Leitung des neuen Baues und alle Unbequemlichkeit der Veränderungen hatte er dem Hauptmann zu überlassen gedacht, der sie nun unvermuthet ihm anheim stellte.

Wilhelm tröstete sich über den Verlust leicht, den er dadurch erlitt, daß ihm manche Trümmern unbekannt blieben. Er begriff nun noch besser die Eile des Hauptmanns nach seinem bisherigen Schweigen. Vermuthlich hatte er die Absicht des Barons errathen, und was bei der Unwirthlichkeit desselben und bei dem Gemüthszustande der Baronesse von einer so langen Abwesenheit des erstern für Verwirrung möglich gewesen, das sah er jetzt nur zu wohl ein.

Er versprach dem Baron genaue Beschreibungen und Abzeichnungen aller zerstörten Burgen, die ihnen aufstoßen möchten. Dagegen sicherte ihm der Baron zu, daß er ihm alles dasjenige zusenden wolle, was er über die beschriebenen Ruinen bereits unter seinen eigenen Sammlungen vorfinde.

Weiter muthete ihm der Baron an, daß er mit Verfassern von Romanen und Schauspielen aus den Ritterzeiten Bekanntschaft machen und ihnen ohne Weiteres auf

dem Schlosse des Barons die beste Aufnahme versprechen möchte. Dieses lehnte er ernstlich ab, indem er erfahren zu haben versichern durfte, daß ein gutes Theil solcher Schriften von Handlungsdienern, Studenten und andern für den täglichen Umgang wenig zugeschliffenen Menschen bestehe.

Leichter verstand er sich dazu, alte Schwerdter, Helme, Spieße und Harnische, auch Landes-Chroniken und mönchische Manuscripte für Rechnung des Barons aufzukaufen, wenn sich Gelegenheit finden sollte.

Die Bitte, an dem Geschmacke des Castellans zu arbeiten, damit derselbe sich immer mehr zu der vortrefflichen vaterländischen Vorzeit hinneigen möchte, konnte er nur belächeln.

„Und haben wir denn nun das Wichtigste alle besprochen?" fragte der Baron nachdenkend. Er zählte noch einmal alle Punkte durch. „Mir fällt nichts mehr bei," sagte er, „aber daß es nun doch wirklich wahr ist, daß Sie Beide fortgehen, das kann ich immer noch nicht recht denken."

Vierzehntes Capitel.

Es wurde ungewöhnlich spät, ehe man sich in dem Gartensaale zum Abendessen zusammen fand. Endlich kam der Graf von seinem Zimmer und der Hauptmann von dem beendigten Packgeschäfte zurück. Die Baronesse ließ sich entschuldigen.

Der Gedanke, daß man fürerst zum letzten Male so zusammen sitze, und das Nachdenken, wozu der Vorfall mit der Baronesse Jeden veranlaßte, machte Alle für eine lange Zeit stumm.

Am Schluß der Mahlzeit ließ der Baron einen Punsch auftragen und sagte: „Wozu sitzen wir denn doch so wortkarg da? Ist es denn einmal nicht zu ändern, so lasset uns die letzte Stunde nicht selber verderben. Lasset uns noch zum Schlusse einmal fröhlich seyn. Wenn sich Jeder anfangs ein wenig Gewalt anthut, so wird es schon gehen."

Und wirklich, es ging. Die Nachhülfe des gut bereiteten Getränks lösete zunächst den Männern das ernste Schweigen, und auch die Frauen fühlten sich leichter, da das lebendige Wort erwachte. Es waren silberne Pokale aufgesetzt, die nach der Idee der Ritterzeit mit vielen Verzierungen und in ansehnlicher Größe gearbeitet waren. Der Baron ermunterte fleißig zum Trinken und kam auf den Einfall, mit den beiden abge-

henden Freunden eine ritterliche Brüderschaft auf Ihr und Ihr zu schließen. Man stimmte ein und es schien allen Dreien wohl zu seyn, daß sie noch die letzten Stunden durch eine vertraulichere Näherung weihten. Die Feierlichkeit der stillen Nacht, die durch die großen Scheiben sternenhell hereinblickte, die Dämmerung des Lichtschimmers zwischen den Bäumen und Standbildern trug das ihrige dazu bei, um die Gemüther zu einer Art von Schwärmerei zu exaltiren.

Der Graf brachte dem Hauptmanne auch seinen Kelch zu und erbat sich von ihm die vorläufige Zusage einer Bitte. Nachdem er diese erhalten hatte, zeigte sich es, daß er in den voraufgehenden Stunden auf seinem Zimmer eine förmliche Schenkungs-Urkunde ausgearbeitet hatte, worin er dem Hauptmanne das Haus, worin sie

eben sich befanden, mit dem daran stoßenden Park und ansehnlichen umliegenden Ländereien abtrat. Er zog sie ganz fertig und untersiegelt aus dem Busen hervor.

Da der Hauptmann zögerte, so erklärte sich der Graf umständlicher, auf eine Weise, die Wilhelm nicht von ihm erwartet hatte.

Er habe keine Erben, sagte er, und auch wohl keine Hoffnung mehr, sie zu erhalten. Denn selbst, wenn der Himmel ihn seine theure Gattin sollte überleben lassen, was er ihm anheim stellte, so sey es doch seinen angenommenen Grundsätzen zuwider, in eine zweite Verbindung zu treten. Seine eigenen Verwandten bedürften seiner Güter nicht, und eben so wenig die Verwandten seiner Frau. Darum sey er fest entschlossen, von denselben einen solchen Gebrauch zu machen, daß er am Ende sei-

nes Lebens damit zufrieden seyn könne. Denn er habe es glücklicher Weise erkannt, wie werthlos aller Reichthum an sich selber sey. Größesten Theils denke er sein Vermögen dazu zu verwenden, um frommen Menschen ihr irdisches Daseyn zu erleichtern; denn er betrachte sie, wenn es ihnen fehlte, als an sich angewiesen mit einer höchst gültigen Foderung. Damit aber seine Anstalt nicht entarte, und damit er selber dadurch an Zufriedenheit gewinne, sey es nöthig, daß er sich in dem Hauptdorfe selber anbaue, um der Kirche, den Gemeinde-Häusern und jeder Familie möglichst nahe zu seyn. Dieses Schloß liege ihm schon zu weit ab, obwohl er es habe mit in den Ankauf einschließen müssen, um die Besitzungen zu runden. Da er aber selbst ein sehr langes Leben keineswegs erwarte, so sey er

besorgt, daß seine auf das Wohl Anderer berechneten Unternehmungen vereitelt werden möchten, wenn nach seinem Hintritte sich Niemand finde, der sich ihrer annehme. Von seinen Verwandten dürfe er dergleichen nicht hoffen, da er sie kenne, und ob er unter seinen künftigen Gemeinde-Gliedern einen tüchtigen Vorsteher finden werde, stehe dahin. Darum habe er zu seiner eigenen Beruhigung die vorliegende Urkunde ausgearbeitet, damit er von dieser Seite seine wohlgemeinten Plane sicher wisse. Denn er wünsche nur, daß der Hauptmann dereinst sein neues Eigenthum selbst bewohne, wenn er, der Graf, gestorben seyn sollte, sich der Wittwe und der verwaiseten Anstalt annehme, und im Fall er selbst noch bei der Rückkehr leben sollte, ihm mit sei-

ner Einsicht, wie früher dem Baron an die Hand gehe.

Der Hauptmann erklärte sich zu allem diesen bereitwillig, ohne die Schenkung anzunehmen; aber der Graf bestand darauf, daß es zu seiner eigenen Beruhigung nothwendig sey, den Hauptmann in seiner Nähe angesiedelt zu wissen und berief sich darauf, daß er bereits des Hauptmanns Zusage habe.

Endlich schlug der Hauptmann vor, diesen Besitz dem Knaben als Vermächtniß auszusetzen, den die Gräfin erst heute an Kindes Statt angenommen habe. In diesem Fall sey er bereit, das Kind auch als das seinige anzusehen, und so lange sich als Herrn des Gutes zu betrachten, bis es demselben als Erbschaft von ihm zufalle.

Mit dieser Auskunft waren Alle zufrieden. Dem Grafen war der Vorfall mit

dem Kinde noch unbekannt, aber er billigte ihn ganz. Wilhelm und die Gräfin freuten sich, daß der künftige Wohlstand ihres Pfleglings sicher gestellt wurde, Mathilde vornämlich, daß der Hauptmann künftig das ihr so lieb gewordene Haus als Eigenthum bewohnen werde.

Nur der Baron schlug sich vor den Kopf und sagte: „Warum konnte dieser Gedanke mir nicht einfallen? Da habe ich tausendmal den Castellan meiner Erkenntlichkeit versichert, tausendmal ihm Anerbietungen gemacht, aber ich konnte es nie erlangen, daß er sie angenommen hätte. Aber Castellan," sagte er, „nun bitte ich auch, und nun dürfet Ihr mir auch nicht abschlagen."

„Lieber Baron," sagte der Hauptmann, „übereilet Euch nicht; Ihr seyd in einer

ganz andern Lage, wie der Graf, Ihr habt eine Erbin."

„Ich wollte sie nicht für mein Kind halten," versetzte der Baron, „wenn sie für Euch nicht in Alles willigte."

„Aber ich selbst thue es nicht," entgegnete der Hauptmann, „und Ihr wisset, ich bin über sie als eine Art Vormund."

„Ihr wollet mich verdrießlich machen," sagte der Baron eifrig; „nehmet doch wenigstens, was an Mobilien hier im Hause ist, mit der Bibliothek. Es wird ja ganz verkehrt hier aussehen, wenn an den bekannten Orten sich nicht die bekannten Sachen finden."

Der Hauptmann blieb bei seiner Verneinung. „Indeß," sagte er, „damit Ihr mir nicht Unrecht thut, will ich doch von Euch etwas annehmen, und zwar etwas,

das Ihr mir nicht einmal angeboten. Es fehlt meinem jungen Freunde ein Pferd; denn eine stete Fußreise würde uns zu lange aufhalten. Um eines anzuschaffen, fehlt uns die Zeit."

„Das beste gehört ihm," rief der Baron, „der Goldgelbe mit der schwarzen Mähne, aber Castellan, ein solches Andenken war ich ihm ohnehin schuldig und gebe es ihm selbst. Ihr aber nehmet mir eine meiner besten Freuden, wenn ich nicht auch Euch etwas schenken darf."

„Nun," sagte der Hauptmann, „des Friedens wegen will ich denn Eure Bibliothek von Ritterbüchern annehmen."

Alle waren gespannter Erwartung, wie dieser Zwist nun enden werde. Aber der Baron umarmte den Hauptmann leidenschaftlich und rief aus: „Bravo, Castellan,

nun erkenne ich doch, daß Ihr mein aufrichtiger Freund seyd. Nehmt sie hin, es ist gewiß ein wahrer Schatz darinnen, und sie war mir recht ans Herz gewachsen. Ich kann mir ja aber bald genug eine neue anschaffen."

Er war nun in der besten Laune und die Andern fanden sich durch den Ausgang seines Wortstreites ebenfalls hinein versetzt. Man blieb bis nach Mitternacht bei einander. So oft des Abschieds erwähnt wurde, gedachte man auch schon der Wiedervereinigung. Hätte man nicht Rücksicht auf die Baronesse genommen, so würde man wohl noch lauter geworden seyn.

Der Hauptmann winkte Wilhelm und ging mit ihm hinaus. „Jetzt," sagte er, „müssen wir daran denken, zu scheiden. Wenn wir hier noch schlafen wollten, so

machten wir uns Allen unnöthig das Herz schwer. Sobald die Andern schlafen gegangen, denke ich, setzen wir uns auf. Gehen Sie noch einmal zu Ihrem Kinde, indeß ich besorge, daß die Pferde bereit gehalten werden. Unsere Reisekleider finden sich schon im Vorhause."

Wilhelm ging mit traurigem Herzen noch einmal auf sein Zimmer. Ein Nachtlicht brannte auf dem Tische. Der Knabe schlief tief; der alte Kammerdiener, den der Hauptmann für diese Nacht bestellt haben mochte, lag schnarchend auf Wilhelms Bette. Alle seine Sachen waren weggeräumt. Wehmüthig, nicht noch einmal in seines Kindes Auge blicken zu können, beugte er sich über ihn hin und küßte ihn wiederholt. Dann ging er leise und weinend fort.

Der Hauptmann kam ihm auf der Treppe entgegen. „Wir müssen uns zuvor bei der Baronesse beurlauben. So unangenehm der Auftritt werden kann, so ist es doch nothwendig."

Sie ließen durch die Kammerfrau sie wecken und um die Erlaubniß, Abschied zu nehmen, bitten. Sie aber ließ wieder heraus sagen, daß es dessen gar nicht bedürfe.

Jetzt gingen sie in den Saal zurück, wo man sie bereits vermißt hatte. „Der Morgen scheint schon zu grauen," sagte der Hauptmann, „wir müssen uns wohl für jetzt trennen."

Sein ernster Blick und Wilhelms Trübsinn verrieth, was er verdecken wollte. Plötzlich war die Heiterkeit von Allen entwichen und den Frauen traten die Thränen in die Augen. Das schmerzliche Scheiden

und doch wieder zu reden anheben, wie es gewöhnlich statt findet, bewegte Alle zu stark. „Lassen Sie uns von Ihnen hier scheiden," sagte der Hauptmann zu der Gräfin und Mathilden; „die Männer begleiten uns wohl bis an die Pferde."

Er küßte der Gräfin ehrfurchtsvoll die Hand und Mathilden die Lippen. Schluchzend hing sie lange an seiner Brust, bis er sich losmachte.

Wilhelm folgte seinem Beispiele; aber wie er sich auf die Hand der Gräfin neigte, küßte sie seine Stirn und sagte leise noch einmal Dank. Mathilde bot ihm selbst den Mund. Er sagte sanft: „Gott befohlen, meine Schwester!" und sie flüsterte erröthend: „Gott mit Dir, mein Bruder!" Dann riefen sie noch einmal Beide ihnen Lebewohl nach, wie sie schon draußen waren.

Der kühle Nachtwind hauchte die Scheidenden im Vorhofe frostig an. Der Reitknecht des Hauptmanns hielt die ungeduldigen Pferde mit angestrengter Kraft. Wilhelm eilte jetzt nicht weniger als der Hauptmann, den Abschied zu verkürzen und in der Einsamkeit freier zu athmen.

Schon saßen sie im Sattel — noch ein Händedruck und ein Lebewohl — und nun trugen die Rosse unsere Freunde von so vielem, was liebend hinter ihnen zurück blieb, immer weiter in eine Ferne, die ihnen dunkel schien, wie die umgebende Nacht.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei G. Basse.

GT7
P97
Pustkuchen.
Wilhelm Meisters wanderjahre
1892

VOLUME 3

Class GT7 Book P97
Columbia College Library
Madison Av. and 49th St. New York.
3
Beside the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On pag*

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Dritter Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1822,
bei Gottfried Basse.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Drittes Buch.

105043

Erstes Capitel.

Es dämmerte. Die Morgenluft regte sich in den hohen Zweigen und die Pfade wurden kenntlicher. Zwischen den Bäumen durch brannte ein reines Roth vom östlichen Himmelsrande auf gegen die nächtliche Bläue des Westens.

Die beiden Freunde waren bisher still neben einander hingeritten. Sie schienen

Beide gleich sehr das Reden zu fürchten und die Gedanken, die sie beschäftigten, ungern missen zu wollen.

Wilhelmen besonders war, so lange die Dunkelheit ihn umgab, sehr ängstlich zu Muthe gewesen. Er war die erste Strecke des Weges gleichsam bewußtlos und wider Willen fortgezogen worden. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er von den Menschen, die ihn am reinsten achteten, am uneigennützigsten liebten, bereits geschieden sey; daß nun Monate, vielleicht Jahre zwischen dem Jetzt und dem Wiedersehen genußlos und quälend, wie ihm schien, sich ausdehnten. Wie? hatte er gedacht, und mußte es denn seyn, daß ich sie verließ? Mußte ich in die Ferne ziehen, auch dann noch, wenn mein eigenes Herz mich nicht mehr zu ihr hinaustreibt, wenn es mir deutlich sagt, daß hinter mir sein Glück liege und nicht mehr nach vorn?

Er verlor sich in den trüben Gedanken, ja man dürfte sagen, er wollte sich darin verlieren, er suchte gar nicht, sie zu bannen oder wenigstens zu ordnen. Es gefiel ihm die Stärke seines Gefühles, obwohl sie ihn schmerzte.

„Könnte es wieder so werden, wie es war!" sagte er leise in sich hinein. „Könnte ich gleich jetzt umkehren, auf alles Reisen verzichten, bei ihnen bleiben, mich ankaufen." — Die Phantasie riß ihn fort; er hielt ihre Vorspiegelung einige Augenblicke für ein unvermuthet gefundenes Mittel, um

sich aller Schmerzen zu entledigen. Der Rückweg war so kurz. In der Unruhe des auf heute einfallenden Festes war die kleine Beschämung, die in den ersten Fragen der Zurückgebliebenen liegen mußte, so leicht zu überwinden. Schon ritt er langsamer; schon malte er sich die Auftritte des Wiederfindens in allen Einzelheiten aus. Aber wie alles, was man sich an Gestalten und Bildern aus den Wolken herausgedacht hat, von einem einzigen Windstoß vernichtet wird, der die neblichten Formen zerweht, so verschwanden ihm seine traumähnlichen Gedanken vor der wiederkehrenden hellern Besinnung. „Es ist vorüber!" sagte er schmerzlich; „und ich will es nur gleich recht fest denken, mir recht lebendig vorstellen, daß das alles nun ganz und gar vorüber ist! Herz, sey stille!" sprach er, indem er

die rechte Hand, wie um es zu fassen, darüber legte und seinen starken Schlag fühlte. „Armes Herz," sagte er wehmüthig, „es ist ja doch vergebens, es ist ja doch alles vorüber — ich will, oder wenigstens ich wollte und du mußt nun."

Um seine traurigen Gedanken zu mildern, ohne sie hart von sich zu stoßen, bildete er sie in die Formen des Wohllautes. Folgende Verse blieben noch lange darnach in seinem Gedächtniß:

Einsam durch die Nacht dahin
Treibt's den Jüngling in die Ferne;
Nebel durch den Busen ziehn,
Dämmern bleich die kalten Sterne.
Schlägt sein Herz umsonst zurück,
Kann den eignen Schmerz nicht fassen,
Will das schon verlorne Glück
Immer noch nicht von sich lassen.

Er konnte das Lied nicht vollenden. Denn in ungezählten Wiederholungen schwebten die Vorstellungen dieser wenigen Zeilen ihm vor der Seele. Die rechte Wehmuth kann und mag für ihre Lieder keinen Schlußgedanken haben. Sie will und sie muß sich selber nähren und vernichten, und nur die Zeit, die sich in der Wiederholung, nicht die Gedankenwelt, die sich in einem geordneten Schluß ausspricht, hat einige Hoffnung, sie zu überwinden.

Die wachsende Tagesröthe ermunterte ihn endlich. Als die Sonne über den Himmelsrand hervorblitzte, war es ihm, als ob er erwache. Er athmete tief auf und wendete sich zu seinem Gefährten.

„Guten Morgen!" sagte dieser, indem

er ihm die Hand drückte; „wie steht's?" Die bekannte Freundesstimme that ihm wohl. So hatte er doch noch Einen von den Geliebten bei sich, und dieser Eine, wenn er zurückkehrte, konnte doch unmöglich fremd aufgenommen werden. Das hatte für ihn etwas Tröstliches. In solcher Gesellschaft mußte man doch auch ihn einst wieder freundlich begrüßen, man konnte nicht kalt gegen ihn seyn, wie die Furcht es ihm so ängstlich wahrscheinlich gemacht hatte. Er hielt die Hand des Freundes fest. Die Verbindung mit ihm schien der Faden seyn zu müssen, an welchem er durch das Labyrinth der Ferne zu dem heitern Sonnenscheine der verschwundenen Tage sich zurückzufinden habe.

Es war ihm nun Bedürfniß, seinem

Herzen in Reden Luft zu machen, und der Freund kam ihm darin entgegen. Wilhelm sprach viel. Alle kleinen Begebenheiten der letzten Wochen kamen in dem ernst-lieblichen Gewande der Erinnerungen in seine Seele, wie um Abschied zu nehmen und Lebewohl zu sagen, und er ließ sie alle vor dem Auge des Freundes sichtbar werden. Dieser gab sich gar keine Mühe, ihn davon abzuziehen und alles, was Meister erzählte, war auch von der Art, daß es nicht mißbilligt werden konnte.

Zuletzt aber ging Wilhelm wieder zu seinen Klagen über. „Wenn ich einst kehre," sagte er, „so ist Alles anders! Dann sind es nicht mehr die gewohnten Zimmer, in die ich zum Gruße hinein trete. Die Geräthe sind andere, oder sie haben sich in

eine andere Ordnung finden müssen. Es ist nicht mehr der nämliche Garten, oder er hat doch nicht mehr dieselbe Frühlingsgestalt, nicht dieselben Stauden, Blüthen und Blumen, es wird doch in den Gängen und Gebüschen vieles ein ganz fremdes Aussehen tragen. Im Dorfe wird nicht mehr diese trauliche Fröhlichkeit des Sinnes auf den meisten Gesichtern zu lesen seyn. Sie werden sich unter dem neuen Herrn und seinen ungewohnten Einrichtungen gedrückt fühlen. Wenigstens werden die guten Leute mich nicht mehr so bekannt, so schalkhaft grüßen, wie in den vergangenen Tagen, wenn ich mit dem Baron, mit der Gräfin oder mit Mathilden ihnen begegnete. Ach und vielleicht sind auch diese nicht mehr dieselben; vielleicht mühen sie sich mit fühlbarem ängstlichen Streben, sich

in den alten lieben Umgangston zurückzufinden, und es ist ihnen doch unmöglich. Es sind doch andere Worte, in denen sie reden, es ist ein kälterer Ton, der die Worte trägt, ein unsichrerer Blick, der sie begleitet und erklärt."

„Zum Theil scheint mir Ihre Furcht grundlos," versetzte der Hauptmann. „Die Veränderungen des Lebloſen, alles was sich in Haus, Garten und Park fremd ausnehmen mag, werden Ihnen kaum das erste Mal auffallen. Von der Lage der Dorfbewohner erwarte ich das Beste. Ein reines religiöses Leben macht überall glücklich, und die Einwirkung der Gräfin wie des thätigen Predigers wird das Schroffe, Aengstliche und Nachgeahmte großentheils entfernen, das die Plane des Grafen ur-

sprünglich wohl mit den ähnlichen Ideen jedes Laien gemein haben mögen. Er erzählte, daß der Graf ihm den Auftrag gegeben, Menschen aller Classen und Stände, die er für geeignet halten würde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu ihm einzuladen. Gerade dadurch hoffe er zu einem wirklich besseren Zustande der ganzen Gegend thätig mitwirken zu können. „Sie werden," fuhr er fort, „diese neuen Ansiedler auf unserer Reise zum Theil selbst kennen lernen. Es wird Ihnen lieb seyn, wenn Sie dieselben einst bei Ihrer Rückkehr als lebendige Erinnerungen an unsre gemeinschaftliche Fahrt wieder finden. Daß der Graf, vielleicht auch der Baron alsdann Ihnen etwas anders erscheinen, ist gewiß nicht gegen Ihren Wunsch. Daß aber die Gräfin gegen Sie die nämliche, warme

Freundin seyn werde, das kann ich verbürgen. Ihr frommes Herz kann den Dank für die Ueberlassung des Kindes nie erledigt halten: nach Jahren wird er noch lebhaft, wie gestern seyn. Der Fromme ist in einer Schule, wo das Gefühl der Verpflichtung durchaus bleibend wird."

„Und Mathilde?" fragte Wilhelm, „warum schweigen Sie von der? Wird Sie dann auch noch früh am Tage in den Garten hinaustreten? wird der Blick der blauen Augen dann noch so arglos vertrauend bis ans Herz gehen? Ach nein, er ist dann gewiß unsicherer, blöder geworden. Gewiß hat eine falsche Vorstellung von jungfräulicher Sprödigkeit sie schüchterner, unfreier gemacht. Sie hat ihr Herz dann vielleicht an einen Andern verloren, und da muß es

wohl anders lauten, wenn sie mich begrüßt, als noch vor einigen Stunden."

„Mathilde wird freilich ihr äußeres Benehmen gegen Sie dann etwas umformen müssen," sagte der Freund, „aber es ist doch nicht noth, daß sie sich deshalb Ihrem Herzen entfremde. Billig können Sie das nicht anders erwarten. Treten Sie doch selbst bald nach Ihrer Rückkehr in eine bleibende Verbindung mit einer Andern."

Wilhelm erröthete vor sich selber; des Hauptmanns Worte trafen ihn wie Pfeile. Er erinnerte sich nicht, an diesem Morgen seiner Verlobten nur Einmal lebhaft gedacht zu haben. Zugleich gestand er sich, daß der letzte Abschied ihm ungleich schwerer gewor-

den ſey, als jeder frühere. Unwillkührlich, aber faſt tonlos ſagte er: „Natalie!"

Der Hauptmann ſah ihm ins Auge, ſchwieg aber und ſchien in Gedanken zu verſinken.

Zweites Capitel.

Gegen Mittag nahten unſre Freunde ſich einer kleinen Landſtadt, die ſehr anmuthig zwiſchen zwei bewaldeten Hügeln lag. Von dem Kirchthurme tönten die Glocken in langſamen, dumpfen Klängen herüber.

„Es iſt eine Leiche im Ort," ſagte der Reitknecht anhaltend, „und es iſt eine unglückliche Vorbedeutung, daß wir gerade dazu treffen. Wenn wir nicht ſo nahe wä-

ren, könnte es besser seyn, daß wir uns seitwärts schlügen. Es läuft noch eine Straße links durch die Wiesen und Dörfer; ich kenne sie recht wohl, denn meine Eltern wohnen dort in der Nähe."

„Reite nur vorwärts!" sagte der Hauptmann.

Der Bursche gehorchte schweigend. Als das Geläute vernehmlicher wurde, hub er an, in melancholischen Tönen ein Lied zu singen, von dem Wilhelm nur die mehrmals wiederkehrenden Worte verstand:

War denn ihr Leben schön,
Daß die Glocken so traurig gehn?

Sie machten ihn auf das Ganze des

Liedes begierig; aber er mochte den Sänger mit keiner Frage stören, um wenigstens die treffende Melodie zu behalten.

Innerhalb der Thore war Alles in Bewegung. Männer und Frauen, Mädchen, Bursche und Kinder standen gruppenweise in ernsten Gesprächen zusammen, oder gingen auch dem Zuge entgegen, der in der Ferne sichtbar wurde. Blasinstrumente vom Kirchthurm begannen eine feierliche Choralmelodie und der bisher stille Zug schloß sich mit Gesange an. Da lös'ten sich Vielen die Thränen aus den Augen.

Unsere Freunde waren abgestiegen und hatten die Pferde dem Reitknecht übergeben, der sie schnell in den ihm bekannten Gasthof brachte.

Der Kirchhof war nahe; unter einigen alten Lindenbäumen harrte das offene Grab, um das sich der stille Zug versammelte. Die Träger setzten ab und entblößten das Haupt. Ein dumpfes Schweigen machte die kleinste Bewegung hörbar. Als sie ihr letztes Geschäft begannen, wurde der Anfang des gesungenen Liedes wiederholt:

Selig sind die Lebensmüden,
Die eingegangen in den Frieden
Und ihre Bürde abgelegt;
Selig die gebrochnen Herzen,
Wenn Gottes Engel aus den Schmerzen
Sie an die Brust des Vaters trägt!
Sie rangen hier so schwer,
Nun bluten sie nicht mehr
Und sind stille.
Sie schlafen ein
Und jede Pein
Flieht vor dem Himmelsboten fort.

Das Grab wurde geschlossen und über

demselben um ein frohes Auferstehen gebetet. Die Gemeinde sammelte sich in der Kirche. Unsere Freunde kehrten mit Wenigen von dem Gottesacker um.

Ein Bürger erzählte ihnen, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Ruhe bestattet habe, das aus Gram über die Untreue seines Verlobten gestorben sey. Der Mensch treibe sich jetzt in der weiten Welt herum, aber das böse Gewissen werde er wohl überall mit hin nehmen. Denn bloß wegen ihrer Armuth habe er der Braut sein Wort gebrochen.

Vor dem Gasthofe erwartete sie der Reitknecht mit einem roth geweinten Gesichte. Er erzählte schluchzend, daß er das Mädchen recht wohl gekannt und daß man

die Elsbeth wegen ihrer Sittsamkeit allgemein geliebt und geehrt habe. Sie sey nicht aus der Stadt, sondern aus einem ganz nahe liegenden Dorfe. Er bat inständig um die Erlaubniß, zurückreiten zu dürfen, und versprach, noch während der Nacht wieder auf seinem Platze zu seyn. Es kam heraus, daß er ein Mädchen zurückgelassen und bei dem schnellen Aufbruch vom Schlosse keine Zeit gefunden hatte, ihr seine Treue nochmals bündig zu versichern. Bei der traurigen Geschichte war es ihm auf's Herz gefallen, daß sie auch vielleicht an ihm irre werden, aus Gram erkranken und sterben könne. Es war ihm, als ob er schon die schwarz bekleideten Bekannten über ihrem Grabe singen und die Todtenglocke dabei läuten hörte. Der Wirth trat dazu, der ebenfalls dem Geleite zur Gruft gefolgt

war. Ein großer, ernst-einfacher Mann, dessen Mienen noch eine gewisse, jetzt selten gewordene, sichere Zufriedenheit aussprachen. Er erbot sich sogleich, dem Burschen eines seiner eigenen Pferde zu leihen, wenn er es zu schonen gelobe. Man verschob die weitere Reise bis zum dritten Tage; denn auch beiden Freunden lag daran, vor der größeren Entfernung erst sichere Nachrichten über die in Verwirrung zurückgelassene Familie zu erhalten.

Sie warfen noch schnell einige herzliche Grüße an die Verschiedenen auf's Papier. Wilhelm zauderte, indem er an Mathilden schreiben wollte. Was, und in welcher Näherung oder in welchem Abstande sollte er zu ihr reden? Zuletzt glaubte er, sein ängstliches Räthsel ziemlich gut gelöst zu

haben, indem er von seinem eigenen Herzen schwieg und nur die so eben erlebten Auftritte mit einigen eingeflochtenen Betrachtungen erzählte. Er kam ins Weitläuftige, bis er bemerkte, daß Richard vor Ungeduld zitternd an seiner Seite stand. Da überwand er sich, grüßte die Andern nur beiläufig und schloß, indem er sich als ewig treuen Bruder unterzeichnete. Der Bursche eilte in den Sattel zu kommen. Erst als er auffaß, wurde er ruhiger, versprach alles auf's beste zu verrichten und dem Herrn Romanus insbesondere, sein Pferd mit aller Sorgfalt in Obacht und Pflege zu nehmen.

Mehrere Bürger aus dem Oertchen kamen zu Tische. Die Tochter des Wirthes, ein sinniges Mädchen, deren Gesicht die

Züge des Vaters in weiblichen, jugendlichen Formen wiederholte, kehrte aus der Kirche zurück. Auch trafen noch zwei Fremde ein, deren einer sich Herr von Ottwalt, der andere Professor Heidenstein nannte. Die Tagesbegebenheit wurde umständlich erzählt. Darnach mußte die Tochter dem Vater über die Predigt Auskunft geben. Die Bürger fanden sich von ihrem einfachen Berichte sehr erbaut und äußerten einige treffende Bemerkungen. Der Wirth urtheilte, daß man ungleich weniger Treubrüchigkeit unter den Menschen finden möchte, wenn die Kinder nicht so jung confirmirt würden. Denn jetzt fingen die Meisten damit an, ihren allerersten Eid zu vergessen und zu brechen, und die Treulosigkeit gegen Gott mache jeder andern Bahn.

Im Fortgange des Gespräches äußerte Coucy: „Jeder Mensch von rechtem Sinne macht sein Herz zu der Gesetztafel, die er sich selber durch Gelübde mit Geboten beschreibt. Die Zeiten, wo ein Gelübde in der Brust empfangen wird, sind nicht willkührlich herbeizuführen: wir stehen da unter einem höheren, aber guten Einfluß. Und es ist eine heilige Stunde, ein hohes Fest unsers Lebens, wenn wir nun klar erkennen, was in uns arbeitete und zum Bestehen rang, und besonnen, aber begeistert in unser eigenes Herz das Gebot einschreiben, indem wir das Gelübde deutlich in uns aussprechen. Wie sie bei jedem Einzelnen heißen, das vermag Keiner vorzuschreiben, Niemand zu sagen, wie viel ihrer seyn müssen. Der eine hat ihrer mehr, der andre weniger. Wo aber nicht Leichtsinn oder

Willkühr nachäffte, wo das, was der Mensch sich zum Gesetz der Ewigkeit macht, wirklich im Innern von einem heiligen Wesen empfangen und einem geheiligten geboren wurde: da ist äußere Anerkennung bei aller Schein-Verschiedenheit, innere Freiheit bei dem unverbrüchlichsten Gehorsam. Und das ist nach meinem Glauben die ächte, einfach-große Treue, die von der reinen Ehre wie vom Umkreise der Mittelpunkt, wie von einer Glorie der Verklärte umgeben wird."

Der Professor meinte, es bleibe doch aber möglich, daß uns solche Gelübde verleidet würden.

„Wo sie rechter Art sind, wohl nicht," versetzte Coucy. „Die Treue hat nicht allein

Im Fortgange des Gespräches äußerte Coucy: „Jeder Mensch von rechtem Sinne macht sein Herz zu der Gesetztafel, die er sich selber durch Gelübde mit Geboten beschreibt. Die Zeiten, wo ein Gelübde in der Brust empfangen wird, sind nicht willkührlich herbeizuführen: wir stehen da unter einem höheren, aber guten Einfluß. Und es ist eine heilige Stunde, ein hohes Fest unsers Lebens, wenn wir nun klar erkennen, was in uns arbeitete und zum Bestehen rang, und besonnen, aber begeistert in unser eigenes Herz das Gebot einschreiben, indem wir das Gelübde deutlich in uns aussprechen. Wie sie bei jedem Einzelnen heißen, das vermag Keiner vorzuschreiben, Niemand zu sagen, wie viel ihrer seyn müssen. Der eine hat ihrer mehr, der andre weniger. Wo aber nicht Leichtsinn oder

Willkühr nachäffte, wo das, was der Mensch sich zum Gesetz der Ewigkeit macht, wirklich im Innern von einem heiligen Wesen empfangen und einem geheiligten geboren wurde: da ist äußere Anerkennung bei aller Schein-Verschiedenheit, innere Freiheit bei dem unverbrüchlichsten Gehorsam. Und das ist nach meinem Glauben die ächte, einfach-große Treue, die von der reinen Ehre wie vom Umkreise der Mittelpunkt, wie von einer Glorie der Verklärte umgeben wird."

Der Professor meinte, es bleibe doch aber möglich, daß uns solche Gelübde verleidet würden.

„Wo sie rechter Art sind, wohl nicht," versetzte Coucy. „Die Treue hat nicht allein

Würde, sie fühlt dieselbe auch. Das wahre Ehrgefühl kann nichts anders seyn, als die Klarheit, mit der sich ein Mensch seines Gelübdes und seiner Treue bewußt ist."

Der neuere Mißverstand des Wortes Ehre veranlaßte hier manche Bemerkung. Einige wollten die Verwirrung und Herabwürdigung des Begriffs den Fürsten, andre den Beamten, noch andere dem Militair zur Last legen. Der Hauptmann war geneigt, sie dem Charakter des ganzen Zeitalters beizumessen, das sich von allen Gelübden in seiner Schwäche gern entbinden möchte.

„In der deutschen Vorzeit," sagte er, „war jeder freie Stand, der bürgerliche und geistliche sowohl wie der ritterliche, an feste

Gelübde gehalten. So hatte jeder mit der Treue seine Würde, mit der Würde seine Ehre. Im ganzen Umfange des Vaterlandes war kein freier Mann zu finden, den nicht, gleichviel, ob bei den ersten Rittersporen, oder bei der Einkleidung, oder beim Eintritt in eine Zunft heilig geachtete Gelübde erwartet hätten. Und mit diesen, die bestimmt gefaßt und erst bei reifern Jahren vorgelegt wurden, bekam das Leben sein Gepräge, die Freiheit ihr Gesetz. Nur den Unfreien band kein Gelübde; ihn zügelte der äußere Zwang, wie den Freien die selbst anerkannte innere Regel. Jetzt giebt es wohl noch Rangunterschiede; aber die Weisheit der alten Zeiten, wo deutsches Wort und deutsche Treue so hoch geachtet wurden, hat man so gänzlich vergessen, daß kaum noch Jemand begreift, wie gerade das

innere Gesetz, das selbst übernommene Gelübde die Bürgschaft der Freiheit sey. Im Mißverständniß der Zügellosigkeit sucht man sich aller Gelübde als eines Zwanges zu entledigen, der äußerlichen des Standes sowohl wie der innern für das persönliche Leben, und gerade dadurch verlieren Stände und Menschen immer mehr ihren Charakter und statt der wahren, die Treue begleitenden Ehre haben wir nur noch die kahle, verschrumpfte äußere, um deren Fetzen sich Macht und Reichthum zanken."

„Nur das weibliche Geschlecht," sagte Wilhelm, „hat noch wohl solche von der Sitte aufgelegte Gelübde." Er meinte die der reinen Jungfräulichkeit und der ehelichen Unbescholtenheit. — „Leider," versetzte sein Freund, „dringt die alle schönen Lebensfor-

men zerstörende Zügellosigkeit auch schon in die Familien. Sie wissen, wie die deutsche Poesie daran arbeitet, um auch die von Ihnen gemeinten Gelübde zu beseitigen. Der Anfang ist, daß man den Werth derselben verdächtig mache, daß man ihre Bedenklichkeiten hervorhebe, ihre traurigen Folgen bei einem mattherzigen, lüsternen Sinne beredt als Anklage benutze. Wenn dann die Leidenschaft gewonnen und der deutsche Widerwille gegen Treulosigkeit und Liederlichkeit gebrochen ist, dann gilt es nur noch die gleißende Lüge, die das Unwürdige als das Schönere hervorzuheben sucht, und der Deutsche opfert den letzten, theuersten Rest seines hohen, freien, edlen Volkslebens dem Modegeschmack der falschen Bildung."

„Ihre Urtheile," bemerkte Ottwalt,

„möchten aber auch vielleicht der wahren Bildung entgegen stehen. Wenigstens sind die Werke des ersten deutschen Dichters, Göthe's, Ihren Foderungen gar nicht entsprechend."

„Göthen eben," sagte der Hauptmann, „beschuldige ich mehr als alle Andere, daß er das eigentlich deutsche Wesen verkennt, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neuern Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue sey, das hat er nie begriffen; selbst sein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer Treue heilig fest hielten. Wer von ihnen gesagt hat, daß irgend einer von allen Charakter habe, der hat zu-

verlässig selbst keinen; denn er verwechselt die kenntliche Abzeichnung eines haltlosen Gemüthes mit seinem innern, festen Kern. Und nicht bloß den Personen, nein es fehlt auch allen Ständen in seinen Schriften an der durch das Gelübde bezeichneten Grundform. Nur das treu- und ehrlose Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, versteht er mit lebendigen Farben zu malen; das ist der Reiz, der seine ersten Werke, den Götz und Werther, wie seine letzten, seine Schauspiele wie seine Lieder, seine Biographie wie seine Romane dem Kitzel der Entarteten so wunderbar macht. In dem einzigen Werke, wo er sich davon enthält, in der Iphigenie, sind doch sein König, sein Held, sein Freund, seine Priesterin, sein Diener dem Stande wie der Zeit nach so rein charakterlos, daß ich nicht

wüßte, was uns im Lesen stören sollte, wenn wir mit den bloß außerwesentlichen Veränderungen alle Personen umtausten und die Scene in die neueste Zeit, etwa nach Weimar, setzten. Nicht zufrieden aber, in dieser Charakterlosigkeit die neudeutsche Untreue zu repräsentiren, ist er es auch vornämlich, der das alte deutsche Familienheiligthum mit seinen Gelübden zu profaniren sucht. Fast alle seine Werke sind darauf angelegt, den Werth der Jungfräulichkeit und der Ehe seinen Lesern zweifelhaft zu machen. Wo er nur kann, sucht er die Unmöglichkeit, den ehelichen Schwur zu halten, die Gefahren eines ewigen Gelübdes, die Unbequemlichkeiten der Gebundenheit auf's beredteste und von immer andern Seiten darzustellen. Und dagegen hat er keine Personen fleißiger bearbeitet, keine

mehr zu empfehlen gesucht, als eben die Mädchen, die das innere Gelübde der vollsten Jungfräulichkeit, und die Frauen, die das Heiligthum der Ehe nicht kennen. Gerade die Ottilien sind es, die er kanonisirt, gerade die Klärchen, welche die Glorie umgiebt, gerade die Bajaderen, welche der Gott zu sich emporhebt."

Wir haben uns hier, wie öfter, die Freiheit genommen, des Hauptmanns Gedanken ohne Bemerkung der unterbrechenden Zwischenreden mitzutheilen. — „Sind nicht die Bücher, welche Dir der Stadtschreiber geliehen hat, von Göthe?" fragte der Wirth seine Tochter. Sie antwortete bejahend, und nannte ihre Namen. „Du sollst sie nicht lesen," sagte der Vater; „ich habe sie angesehen und für's erste in mei-

nen Schrank verschlossen. Wenn er kommt, kannst Du sie ihm wieder geben."

Er erzählte nun seinen Gästen, daß er in den Abendstunden erst alle Bücher selbst lese, ehe er sie seiner Tochter zugestehe. Und nun folgte aus seinem Munde eine solche Kritik der vom Stadtschreiber geliehenen Bände, wie wir sie hier mitzutheilen Anstand nehmen. Das Volk kritisirt nicht nach der Philosophie, sondern nach dem Glauben; es billigt nicht nach der vorwärts schweifenden Lust, sondern nach der rückwärts blickenden Erfahrung; es empfindet nicht mit einem faulenden Herzen, sondern mit einem gesunden. Und es nennt alles mit so geraden, kernigen Namen, ohne sich auf die feinen Unterschiede des kultivirten Jesuitismus einzulassen, wie sein Luther.

Aber sein Urtheil ist auch freilich nach gegenwärtiger Lage der Kunst unpoetisch; denn es verlangt, daß die Poesie zu seinen Grundsätzen herüberkommen, das heißt national werden soll, ohne Lust zu haben, seine Grundsätze verlassend sich zu der ausländisch geformten Poesie hinüber zu bemühen.

„Ueberhaupt, Kind," schloß er seine Rezension gegen die Tochter gewendet, „sag dem Stadtschreiber nur, daß er seine Bücher behalte, und sorge Du, daß Du einst ein braves Weib werdest und Deinem Mann das Leben leicht machest. Singe, spiele, lies meinetwegen so viel Du willst; liebe Gott, Deinen Vater, Deinen Mann, Deine Kinder von ganzem Herzen. Nur die Gottesfurcht und Zucht sollst Du mir nicht ver-

gessen. Was bei Liebeleien herauskommt, haben wir noch heute gesehen. Gott habe sie selig, es war sonst ein braves Mädchen."

Er stand auf und ging hinaus. Die Tischgenossen erhoben sich ebenfalls, indem sie Aennchens beschämte Wangen gutmüthig belächelten. Die Einheimischen entfernten sich.

„Der Vater ist sehr strenge," sagte sie blöde zu Wilhelm; „ich bekomme wenig zu lesen. Gegen die meisten Bücher hat er Einwendungen."

Er tröstete die Kleine und versprach, ihr aus der Nähe solche Bücher zu besorgen, gegen welche der Vater gewiß nichts

einzuwenden haben würde. Es war seine Absicht, Mathilden zu bitten, daß sie eine passende Auswahl treffen und sich des mit glücklichen Anlagen ausgestatteten Mädchens annehmen möchte. Das führte er auch aus, und der Verkehr Mathildens mit der gelehrigen Schülerin währte so lange schriftlich, bis die größere Nähe ihn überflüssig machte.

Drittes Capitel.

Der Stadtschreiber kam herein; ein kleiner Mann, etwas über die Universitätsjahre hinaus, mit einer spitzen Nase und grünlichen Augen. Er trug eine lange Pfeife mit Troddeln und grüßte die Tochter vom Hause sehr zutraulich. Seine erste Frage war, wie ihr die geliehenen Bücher gefallen. Sie erzählte, was die übrigen Anwesenden schon wußten, und brachte dadurch den kleinen Mann in einen übel verhehlten Aerger.

„So ist es gegenwärtig in den kleinen Städten!" wandte er sich gegen die Gesellschaft. „Man verlangt nach der Bildung der höheren Stände, und doch sind die Leute nicht von den Vorurtheilen, die sie daran hindern, abzubringen."

„Vorhin," sagte Ottwalt lachend, „haben wir aus des Wirthes Munde eine Beurtheilung Götheſcher Werke gehört, wie sie mir so ergötzlich noch nicht vorgekommen ist. Vollkommen wie ein paar Alltagsgeschichten wurden die Plane und Entwicklungen der Stücke kritisirt."

„Das ist's eben!" versetzte der Stadtschreiber. „Als heute das Mädchen begraben wurde, da weinte, was vielleicht seit Jahren nicht geweint hatte. Wenn aber

ein Werther, eine Ottilie stirbt, wenn eine Margarethe oder Klärchen jammert, da sind die Leute wie Stöcke. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Ottilie und einer Elsbeth sey, das läßt sich ihnen durch kein mögliches Mittel begreiflich machen. Ich bin fest überzeugt, wenn jene mit dem Baron Eduard hier oder in einer andern kleinen deutschen Stadt gelebt hätte, sie wäre nicht über die Straßen gegangen, ohne daß die ehrbaren Bürgerfamilien ihr als einer Ehestörerin nachgeflucht hätten. Und statt sie heilig zu sprechen, hätte man ihr, als einer Selbstmörderin, kaum einen Platz in der Ecke des Kirchhofs gegönnt. Auf dem Lande ist es überall noch schlimmer. Was liebt, das soll auch heirathen, und was geheirathet hat, das soll für alle andern Reize so blind seyn, wie sie selber."

„Unser Volk," sagte Ottwalt, „kennt das Poetische gar nicht mehr. Es hatte einst, wie Schlegel richtig bemerkt, eine eigene Literatur an seinen Volksbüchern und Volksliedern. Da ist noch Freiheit, südliche Wärme und offene Natur. Aber gegenwärtig steht es gerade in dem Gegenschein der Poesie, und ich wollte wetten, daß von allen Exemplaren des Wunderhorns auch nicht ein einziges unter das Volk gekommen ist."

Der Professor äußerte den Wunsch, daß der Stadtschreiber seine Ansichten mit denen des Hauptmanns messen möge, der sich stark auf die Seite des Wirthes zu neigen scheine.

Coucy war nicht gegenwärtig. „Mit

Leuten," sagte der Stadtschreiber hinfahrend, „welche die altfränkische Pedanterie der Sitten in Schutz nehmen, ist überall schwer anzubinden."

„Erinnern Sie sich," bemerkte Wilhelm, „daß das Altfränkische, welches sie tadeln, dem wahren Sinn nach eben nichts andres ist, als das Romantische, welches Sie loben."

Der Stadtschreiber wurde verwirrt und erhitzt. Der Professor und Ottwalt gaben Meisters Bemerkung Beifall. Indeß waren sie doch der Meinung, daß eine größere Freiheit in den Grundsätzen sinnlicher Liebe, der Dichtkunst wie dem Sinne für dieselbe, überhaupt der poetischen Ausbildung des Lebens zuträglicher sey, als die strenge Re-

gelmäßigkeit. Wilhelm dagegen erklärte, daß ihm die ächte altfränkische oder altdeutsche Strenge ungleich schöner und poetischer erscheine, als ihre neufränkische oder deutschgroßstädtische Zügellosigkeit und er suchte den Beweis zu führen, daß er dabei die größesten Dichter aller Völker und Zeiten auf seiner Seite gehabt habe.

Zuerst vertheidigte er mit Glück, daß die altfränkische oder altdeutsche Sitte keineswegs jene Unzucht begünstigt habe, die man in einigen Volksliedern, kaum aber in irgend einem Volksbuche finde. Ganz im Gegentheil scheine zu keiner Zeit ein strengeres Gesetz der Liebe, eine höhere Vorstellung von Liebestreue geherrscht zu haben, als in dem berühmten ritterlichen Mittelalter. Der deutsche Stamm habe diese

Zucht also nicht erst im Protestantismus billigen lernen; er habe sie nicht einmal durch die christliche Religion sich angeeignet, sondern schon zu einer Zeit gehabt, wo diese seinen Gränzen noch ganz ferne war. Fouqué habe das richtiger bemerkt, als Tieck, Schlegel, Novalis und ihre Nachfolger. Das Volk mit seinen strengen Anfoderungen und Urtheilen ruhe also auf dem seit der ältesten Zeit eigenthümlichen Grunde, und es sey keine neuere Verbildung, es sey reines Nationalurtheil, wenn es jetzt Göthe hinter Schiller, wie früher Gleim hinter Gellert zurückweise.

„Mag unser Volk seit Anfang her unpoetisch gesinnt gewesen seyn," sagte der Stadtschreiber, „die Kunst ist von Süden her eingewandert. Sie gleicht dem Obste,

das im Norden nicht eigentlich einheimisch ist und darum am besten von der südlichen Heimath her immer wieder veredelt wird. Nicht im deutschen Eichenwalde, jenseit der Pyrenäen und Alpen wurde die Poesie jung."

„Es steht schlimm um die Geltung einer Kunst," sagte Wilhelm, „die weder aus dem allgemein menschlichen Wesen nothwendig hervorwächst, noch auch der nordischen Sitte sich anfügen kann. Die Nationalität Ihrer Ansicht haben Sie schon aufgegeben; lassen Sie uns denn die italienische und spanische Kunst näher in ihren größesten Meistern ansehen. Voraus rechne ich darauf, daß wir die komische Poesie eines Ariost oder Gozzi ausschließen, weil sie schon durch ihre Darstellung die Zügel-

losigkeit mißbilligt, welche sie schildert. Aber haben Dante, Petrark, Tasso, Guarini, Metastasio, haben Cervantes, Lope de Vega und Calderon, oder welchen berühmten ernsten Dichter Italiens und Spaniens sie etwa noch nennen möchten, jene Zügellosigkeit in der Liebe für so poetisch gehalten, wie Göthe? Ist ihre Poesie hier nicht eine ganz und durchaus andere? Sucht irgend einer die Ideen von jungfräulicher und weiblicher Zucht und der Treue in der Liebe nur von weitem so durch den hervorgehobenen Gegensatz zu verdunkeln, durch geflissentliche Schilderungen zu verdächtigen, als der Deutsche? Nein, sie theilen den Glauben unsers Klopstock, Schiller, Richter und Fouqué, daß die Regel, die Zucht, die Treue in der Liebe schöner, idealer, der Darstellung des Künstlers würdiger sey,

als ihr Gegentheil." — „Göthe muß gar nicht als christlicher Dichter gewürdigt werden," sagte Ottwalt, „man hat ihn mit Recht einen neuern Griechen genannt."

„Meinetwegen mag er's seyn," entgegnete Wilhelm; „ich streite nicht wider ihn, sondern die von ihm getheilte, durch ihn verbreitete Behandlung der Liebe in der Poesie. Geben Sie zu, daß dieselbe nicht bloß dem deutschen Nationalurtheil, sondern auch dem Geist unsrer Religion widerstreite: so werden Sie schwerlich mehr durchführen können, daß sie für unsre Kunst die passendere sey."

„Indeß irren Sie sich," sagte der Professor gegen Ottwalt und den Stadtschreiber gewendet, „wenn Sie gerade in diesem

Punkte Göthen durch die Griechen unterstützen wollen." Er nahm jetzt Meisters Parthei und setzte dessen Beweisführung in einer Literatur fort, die unserm Freunde noch mehrentheils fremd war. Indem er den Aristophanes als Komiker ausschied, nannte er den Aeschylus, Sophokles, Euripides, Pindar und die bessern Stücke der Anthologie, als die Repräsentanten der eigentlichen Kunstblüthe Griechenlands. „Alle," sagte er, „ehren die Zucht und Treue gleich den von Herrn Meister genannten neuern Dichtern und beweisen damit, daß wohl das Leben, aber nicht die Poesie jener Zeit die Ungebundenheit in der Liebe begünstigt habe."

„Aber im Homer," sagte Ottwalt, „findet sich doch etwas, das für unsre

anfängliche Behauptung zu sprechen scheint." — „Er gehört eigentlich nicht in die Blüthenzeit der griechischen Kunst," bemerkte der Professor. „Sieht man aber von einzelnen komischen Parthien und naiven Ausdrücken weg, um auf den Hauptinhalt der beiden homerischen Werke zu achten, so sind gerade diese Zeugnisse für Herrn Meister und wider uns. Ganz Griechenland erhob sich, um die Entheiligung der Ehe zu rächen! das lehrt die Ilias. Und Penelope's beinahe phantastische Treue, die nicht etwa endlich gebrochen, sondern von den Göttern geschützt und belohnt wird, ist der Gesang der Odyssee."

„Es ist doch spaßhaft," sagte Ottwalt lachend, „daß wir etwas aus der Geschichte beweisen wollten, das näher betrachtet, gar

keinen geschichtlichen Grund hat. Denn jetzt fällt es mir selber bei, daß auch Ossian, Spencer, Shakspeare, Milton unter den Engländern, Racine und Corneille unter den Franzosen, ja sogar Kalidas unter den Indiern und die Verfasser der Schirin in Persien unsere Ansichten durchaus nicht getheilt haben."

„Geschichtlichen Grund hat die freiere Ansicht von der Liebe allerdings," versetzte der Professor. „Es sind nur nicht die Griechen, es sind die Römer, Horaz, Ovid, Properz, Catull, Petron und selbst Tibull, welche sie vorzugsweise aufnahmen. Wenn Schlegel die Idee vom einzigen Rom für die eigenthümlich bezeichnende der römischen Dichtkunst hält, so ist also wohl die Idee der Liebe in ihrer ungebundneren Ge-

stalt mit noch mehr Fug daneben zu nennen."

„Was ein entartetes, nie rein künstlerisch gebildetes Volk im Gegensatz gegen alle andern Völker in's Reich der Poesie einschwärzte," sagte Wilhelm, „das sollte man doch billig mit Mißtrauen ansehn. Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur, so ist diese Sinnlichkeit zuweilen in spätern Zeiten wieder aufgegohren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben, Wieland war einer seiner ersten Nachfolger; doch zeigt er wenigstens noch eine ironische Mißbilligung. Göthe aber hat es übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die deutsche, der

Herzensschwäche gegen die Treue als ein geschickter Anwald zu vertheidigen. Und hier wenigstens hat er sich nicht von der Zeit fortführen lassen, sondern entschieden auf ihre neuere Kunst eingewirkt. Er leitet hier die Opposition, welche diese gegen das Urtheil des Volkes behauptet."

„Bei dem bedeutenden Range," sagte der Professor, „den die Liebe in der neueren Poesie behauptet, so daß von ihr wie von einem Favoriten beinahe die ganze Lage des Reiches abhängt, sollte man sich also wohl sehr bestimmt wider Göthen erklären müssen, wenn die deutsche Kunst nicht zu der römischen gewiesen und von jeder andern geschieden werden soll."

„Sie drücken sich, wie mir scheint,

sehr treffend aus," entgegnete Meister. „Es kommt auch mir vor, als ob die Geschlechtsliebe ihren Rang in unsrer Poesie mehr als ein Günstling, denn als nach Verdienst und Recht erhalten habe. Bei uns ist alles von ihr abhängig geworden; ohne sie kein Drama, kein Roman, kein idyllisches oder ritterliches Epos, kaum eine kleine Novelle. Ich möchte wohl, daß man ihren Einfluß wieder minderte. Je größer er aber fürerst noch ist, desto mehr muß man wenigstens sorgen, daß er nicht in sich verderblich werde, daß er die Freundschaft, Selbstständigkeit, Treue, Männlichkeit und alles, was die Verhältnisse der Liebe zu adeln vermag, nicht nach Laune proscribire. Und darum ist es auch meine Ueberzeugung worden, daß Jeder, dem deutsche Kunst noch werth ist, der götheschen Poesie beharrlicher

Feind seyn müsse." — Der Stadtschreiber wollte sich noch nicht geben und rüstete sich, gegen alle aus der Kunstgeschichte der Völker abgezogenen Beweise aufzustehen. Da es ihm an allgemeinen Sentenzen, die seit Anfang des Jahrhunderts in Journalen und Rezensionswerken cirkuliren, nicht fehlen konnte, so griff er sogleich wieder eine auf. „Wahrheit und Natur," rief er, „das ist der Quell, aus dem die Göthesche Poesie hervorgeflossen, und sie wird so lange mit dem Volksgeschmack ringen, bis das durch willkührlich aufgebürdeten Sittenzwang verschrobene deutsche Volk wenigstens in seinen edelsten Gliedern und mit seiner Poesie zur Wahrheit und Natur zurückkehrt!"

Wilhelm machte ihm aber begreiflich, daß seine Behauptung ohne Sinn sey, wenn

man nicht zwischen einer Natur, welche sich schön äußere und einer, welche wider das reine Gefühl verstoße, unterscheide. Natürlich sey beides, das was das Volksurtheil, wie das was die moderne Kunst vorziehe; schön aber nur das erstere, wie das Vorbild fast aller großen Dichter aller Völker zeige.

Der Stadtschreiber blieb nicht lange mehr da. „Er scheint der Heidenapostel der Kunst hier im Oertchen zu seyn," bemerkten die Fremden und erzählten scherzend, wie sie auf ihrer Reise fast in jeder kleinen Stadt, in jedem Flecken einen jungen Mann gefunden hätten, der die neueren Kunstansichten zunächst den vornehmern Bürger- und Beamten-Töchtern mitzutheilen bemüht sey. Da Erfahrung sie gelehrt

habe, daß sie durch diese poetischen Seelenhirten, die so regelmäßig als die Pfarrer vertheilt seyen, am leichtesten in angenehme Verbindungen kämen, so suchten sie dieselben gern auf. Den Namen Heidenapostel hätten sie ihnen aber darum gegeben, weil fast Alle über den verstockten, ungläubigen Sinn des Volkes bittere Klagen führten.

Viertes Capitel.

Man sammelte sich Abends um das Clavier. Ottwalt spielte den Gesang unsers Schiller vom Ritter Toggenburg. Der Adel der reinen Treue bei der hoffnungslosen Liebe ist nirgendwo schöner hervorgehoben, als in der Einfachheit dieses Liedes. Jeder fühlte sich durch die Begebenheiten und Gespräche des Tages in der Leichtig-

keit, mitzuempfinden, Niemand aber mehr als unser Freund Wilhelm.

Ottwalt meinte, es sey doch einige Aehnlichkeit der Personen mit dem Baron Eduard und der Ottilie zu bemerken. Beide Männer trügen eine Liebe zu Wesen, die ihnen nur eine geschwisterliche Neigung erwidern könnten; Beide zögen in den Kampf, ohne ihr Herz zu überwinden; Beide stürben der verschwundenen Hoffnung nach.

„Die Vergleichung ist weder unpassend noch unbillig," versetzte Coucy. „Das Lied vom Toggenburg giebt, wie eine Stimmgabel, den reinen Ton an, welchen die entsagende Liebe fodert und daneben hört auch das ungeübtere Ohr schärfer, wie weit die in den Wahlverwandtschaften gegriffenen

Töne verstimmt und unrein sind." — „Der sophistische Seneka hat hier einmal Recht," rief der Professor. „Die Götter selber freuen sich über die Größe des Menschen, der als ein Held leidet."

Wilhelm war noch in Gedanken. Auch er hatte den reinen Ton der Stimmgabel gehört, im Resonanzboden seiner Brust hallte er lange nach, und die unreinen Töne der Laute, mit welcher Bürger das menschliche Herz vergleicht, wurden ihm scharf bemerklich. Es war nicht das moralische, es war das oft noch feinere ästhetische Gewissen, welches in ihm ansprach. Es war die Schönheit, die er in Toggenburgs hoffnungsloser, wie anspruchloser Treue fühlte, welche sein eigenes Herz überwand. — Auch die Tochter vom Hause sollte einen Beitrag

zur Unterhaltung liefern. Sie schlug verlegen ihr Notenbuch auf und blätterte lange, um nichts Unpassendes zu wählen. Den König von Thule mochte der Vater nicht hören; er meinte nach seiner Weise, ein Mensch, der jederzeit gerade beim Essen anfange zu weinen, sey eben so verkehrt, als ein Fürst, der die Städte seines Reiches erst beim Schluß seines Regimentes, statt gleich zu Anfang zähle, und wenn ja seltsamer Weise seine Frau ihm gar kein anderes Andenken hinterlassen habe, als gerade auf dem Todesbette ein Weinglas, so hätte er Unrecht gethan, es dem Kinde nicht zu gönnen. Die Tochter unterbrach den Fortgang seiner Bemerkungen; sie hatte endlich ein Lied gefunden: es war Marianne von Gleim. Die Romanze, eine der allerersten unsrer neuern deutschen Poesie,

aber noch immer nicht veraltet, erzählt auch von einer ungetreuen Marianne und dem Schmerze des treuen Liebhabers um sie. Das Mädchen trug den Gesang mit natürlichem, reinen Gefühle vor. Wilhelm fuhr wie aus tiefen Träumen auf, als der Name Marianne in sein Ohr klang. In der ersten Verwirrung glaubte er seine eigene Jugendgeschichte etwas eingekleidet aus dem Liede wieder zu hören. Es schien ihm ganz seine Marianne; es war dieselbe einst geliebte Ungetreue, die ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, in welches sie selbst hinabgegangen war. Wie drang der einfache, rührende Ausdruck der Worte und Töne an sein Herz! Wie bewegte es ihn, daß er gerade jetzt, wo er auf glückliche Liebe beinahe verzichtete, daran erinnert wurde, wie er einst geliebt hatte!

Er entfernte sich mit einer leichten Entschuldigung wegen des beinahe vierzigstündigen Wachens. Denn er konnte seine Bewegung nicht unterdrücken, seine Gefühle nicht beschwichtigen; das Zusammentreffen von Poesie und Leben griff zu stark in seine Brust. Er verlangte ein Licht und ging im Dunkeln voraus nach seinem Zimmer. Auf einem großen Vorsaale stellte er sich an ein geöffnetes Fenster und sah hinauf gegen die Sterne und hinaus nach Nordwesten, dahin, wo er noch in der letzten Nacht gewesen war.

Aennchen kam ihm nach, um das Licht zu bringen. Seine Bewegung war ihr nicht entgangen. Sie fragte theilnehmend nach seinem Befinden; denn sie fürchtete, es möchte ihm ein Uebel zugestoßen seyn.

Er dankte dem guten Kinde und kam bald mit ihr in ein freundschaftlich ernstes Gespräch.

Sie erzählte manches von ihrem Vater und der verstorbenen Mutter, das ihm die Tochter eben sowohl liebenswürdiger machte, als beide Eltern. Bei dieser Gelegenheit erwähnte sie eines Malers Ludolf mit einer Art, die einen starken Antheil des Herzens vermuthen ließ. Er hatte, da er als Fremder vorgekehrt, ihrer kranken Mutter als ein Sohn gewartet, sich Wochen lang verzögert und sie noch nach dem Tode für die Familie gemalt. „Denn die Mutter war sehr schön," setzte sie hinzu, „und für uns besonders." Jetzt hielt sich der junge Mann in einer Entfernung von dreißig Meilen auf, was ihr unermeß-

lich vorkam. — „Werden Sie nie eine Marianne, liebes Kind," sagte Wilhelm aus seinen Gedanken heraus. Sie schwieg. „Der Stadtschreiber gefällt mir nicht," erläuterte er. „Mir gewiß auch nicht," sagte Aennchen.

„Sehen Sie," hub sie an und deutete auf den nicht sehr entfernten Gottesacker. Er blickte hin. Einige Leute schienen mit einer Laterne einen weißen Leichenstein unter den Linden zu beleuchten.

„Das ist der Elsbeth Grabstein," sagte Aennchen, „der heute Abend gesetzt worden ist. Man hat mir gesagt, es sey eine Rose darauf eingehauen, mit den Worten darunter: So war sie." — „Wehe dem, der die Rose geknickt hat, und wohl ihr selber,"

sagte Wilhelm. Er versprach, wegen der armen Elsbeth Tod ein Lied zum Claviere zu machen; denn es reizte ihn der Versuch, ob die unglückliche Treue in niedrigen Verhältnissen wirklich so untauglich zur dichterischen Darstellung sey, wie der Stadtschreiber behauptet hatte. Sie dankte ihm vorläufig und erinnerte ihn nochmals an sein Versprechen, ihr Bücher zu besorgen. „Ist das Fräulein Ihre Schwester?" fragte sie.

„Nein," sagte Wilhelm, „aber sie nennt sich so und ich habe sie lieb, wie ein Bruder; meine Verlobte aber ist eine Andere. Sie halten es doch nicht für unmöglich, Aennchen, daß ein edles, gutes Mädchen einen jungen Mann als Schwester liebe?"

„Es steht ja im Liede vom Ritter Tog-

genburg," versetzte sie. Als Wilhelm darauf in Gedanken versank, fügte sie entschuldigend bei: „aber ich halte Sie nur von der Ihnen so nöthigen Ruhe zurück; möchten Sie sich morgen wieder recht munter fühlen."

„Es steht ja im Liede vom Ritter Toggenburg," sagte Wilhelm sinnend, als sie hinausgegangen war und er zu seiner Schlafstube ging. „Da steht's freilich gleich zu Anfang, ob aber auch das Ganze bis zum Ende hin paßt?" Der Gesang kam ihm wie ein Räthsel vor, das auf sein eigenes Leben deute.

Ermüdung ließ ihn bald einschlafen. Aber seine Gedankenbilder schlüpften in seine Träume zu ihm hinüber. Er sah den Ritter Toggenburg zum heiligen Grabe ziehen; ihm war, als ob er zurückbleibend demselben nachblicke, bis sich die Gestalt in einem Walde verlor. Jetzt wandte er sich um, und sah zwei Frauen sich zur Seite stehen, die ebenfalls dem Kreuzfahrer nachgeblickt hatten. Es waren Natalie und Mathilde. Eine davon war Toggenburgs Geliebte, er wußte aber nicht welche. Jetzt kam es ihm in den Sinn, dem Ritter nachzuziehen, und er kniete nieder, um, wie dieser, Abschied nehmend, ewige Treue zu schwören. Er schwor, und wußte nicht, welcher? Er hörte die Antwort, die ihm treue Schwesterliebe zusagte und konnte doch nicht sagen, ob Natalie, ob Mathilde die Worte gesprochen. Es klang wie Nataliens Stimme, aber Mathilde hatte die Lippen bewegt. Er suchte in den Augen zu lesen, welche ihn

eigentlich mit warmer Liebe anblicke; aber sie umarmten sich und ein Glanz, wie ein Lichtflor, wob sich um ihre nahen Häupter und verhinderte alle Unterscheidung. Da war ihm, als ob er ohnmächtig werde, und in diesem Zustande hörte er die Glocken läuten. Er sah nichts mehr, aber er vernahm ein Geräusch, wie von vielen, durch einander redenden Menschen. Deutlich hörte er daraus die Worte:

war denn sein Leben schön,
daß die Glocken so traurig gehn?

und als ob er durch die fest verschlossenen Augen sehen könne, bemerkte er jetzt einen Andern, der an einem Leichensteine lehnte und auf die Rose deutend antwortete: so war es.

Hier wurde er wach. Ihm dünkte,

als höre er noch im Aufwachen den letzten Glockenton. Seine Repetiruhr sagte ihm, daß es so eben Mitternacht gewesen. Unbehaglich suchte er sich aller Gedanken zu entschlagen, aber vergeblich. Die Lebhaftigkeit des Traumes hatte ihn vollkommen ermuntert. Die Gestalten des Ritters, Nataliens und Mathildens wollten nicht verschwinden. In der tiefen Dämmerung der Sommernacht glaubte er sie auch im Wachen noch vor sich zu sehen.

Er sprang verwirrt von dem heißen Lager auf und wusch, um sich zu kühlen, Hände und Gesicht in dem bereit stehenden Becken. Aber die Glut war in ihm. Je mehr er sich ermunterte, um desto besser begriff er, was der Traum ihm verrathen hatte, die vollkommene Theilung seines Her-

zens, die Unmöglichkeit, sich mit der an dem ritterlichen Vorbilde bewunderten Treue nur einer von den zwei Traumgestalten zu eigen zu schwören. Je begeisterter er den Adel in eines Toggenburg Liebe empfunden, je ungetheilter er derselben seine ganze Billigung gegeben, je herzlicher er sich ein ähnliches, würdiges Benehmen vorgesetzt hatte: um desto tiefer kränkte ihn nun der offene Blick in sein eigenes Gemüth, desto lebhafter wurde seine Furcht, durch frühere Charakterlosigkeit sich jede Selbstzufriedenheit unmöglich gemacht zu haben. Thränen des Unmuths kamen ihm in die Augen, wie es ihm immer deutlicher wurde, daß er zwischen einer Treue gegen das ausgesprochene verlobende Wort und einer Treue gegen die Stimme der Liebe in seinem Herzen nur allein die bittere Wahl habe, und daß jener

eben so sehr das Glück, als dieser die Billigung fehle. Nur in den früheren Jahren, nur in seinem Verhältniß zu Mariannen hatte er reine Treue im Herzen gehabt. Was auch die alte Barbara ihm vorwerfen, wie er auch seine Leidenschaft gegen das leichtsinnige, nie zu entschuldigende Mädchen jetzt selbst mißbilligen mochte: die Stimme des Vorwurfes schwieg.

Spät erst fand er den Schlaf wieder. Lassen wir ihn ruhen! Unmuthig glühend, wie er daliegt, den nervigen Arm zuckend unter dem braunlockigen Haupte, ist er doch schon glücklicher zu preisen, als in dem wachen Schlafe seiner früheren Tage. Denn ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nie geboren.

Fünftes Capitel.

Der höhere unter den beiden Hügeln, welche das Städtchen zwischen sich einschlossen, gehörte dem Herrn Romanus zu eigen. Auf seiner obern Fläche war das Gehölz an mehrern Orten gelichtet, der höchste Punkt für ein geräumiges Sommerhaus benutzt und mancherlei Anlagen, Gänge und Lauben um dasselbe her angebracht. Nach der Seite des Städtchens zu sah man in bebaute Obstgärten und Fruchtfelder hinab,

welche die rothen, hellen Häuser nahe umgaben. Rechts zog sich ein stilles Seitenthal zwischen die Waldung hinein, wo ein Dörfchen im Umfang grüner Wiesen lag. Es war der armen Elsbeth Heimath. Wie heimlich, wie beschränkt erschien sie neben der weiten Aussicht gegen die linke Seite, wo der Schauplatz von Wilhelms wechselreichem Leben sich hinter dem Duft der Ferne und ihren blauen Bergen ausbreitete.

Unsere Gesellschaft brachte den größesten Theil des Tages auf der freien Anhöhe zu. Der Hauptmann hatte von den einzelnen Büchern, die er mit sich führte, den Cid nach Herders Bearbeitung beigesteckt. Man las in Zwischenzeiten zuerst die aus dem Spanischen übersetzten Romanzen, darnach auch die Lebensbeschreibung des Hel-

den von Johannes Müller. „Wir haben gestern," sagte Coucy, „so manches über die Treue in der Liebe besprochen, daß wir uns selbst überredet haben könnten, es sey eben nur in der Liebe eine solche Treue an ihrem Platze. Da wird denn das Lesen dieses Buches, eines der vortrefflichsten, welche es giebt, uns gerade zur rechten Zeit aufmerksam machen. Auch der Cid ist ein Held der Treue, aber in einem andern, vielleicht höhern Sinne. Sein Gelübde, im innersten Herzen geschworen, ist nicht allein das der Liebe; es ist das der ganzen Ritterlichkeit. Wenn es eigentlich die Treue ist, was dem Gemüthe innern Werth und äußere Anerkennung, Charakter und Ehre giebt, so ist der Cid unter den weltlichen Helden der christlichen Zeit ohne Zweifel einer der erhabensten und bewun-

dernswürdigsten." — Niemand war nach diesen Vorbemerkungen gespannter auf den Inhalt des Buches, als Wilhelm. Und es währte auch nicht lange, so fesselte der edle Compeador seine ganze Seele. Es war ihm unbegreiflich, wie die Sage in einzelnen Gesängen einen solchen Charakter habe unverwirrt zeichnen können. Keinem überließ er das Buch, das er als Vorleser zuerst in die Hände genommen, und mit der begeistertsten Theilnahme faßte er jeden neu hervorleuchtenden Zug des herrlichen Bildes sogleich auf, um ihn seiner Vorstellung anzufügen. Darum, als er an's Ende kam, wo die trauernde Babieça von ihrem sterbenden Herrn scheidet, konnte er auch die stumme Trauer des getreuen Thieres mitfühlen. Ja ihm war, als höre er die guten, alten Fahnen in dem Augenblicke des

Todes rauschen, als bei dem Lesen der Stelle sich ein Luftzug über ihm in den Zweigen rührte. Es schien ihm nicht mehr wunderbar, daß um einen solchen Helden auch das Seelenlose klage.

Die historische Abhandlung in Müllers rauhem, aber viel ausdrückenden Style überließ er dem Professor vorzulesen. Auch sie war ihm eine werthe Zugabe, weil sein Held dadurch im Gebiet der Wirklichkeit festen Fuß faßte.

„Finden Sie jetzt nicht auch," fragte Coucy einige Zeit nach dem Schluß des Buches unsern Freund, „daß des großen Cid ganzes Leben durch eine einzige innere Treue zusammengehalten ist?" — „Es dünkt mir das die Eigenthümlichkeit jedes

großen Menschen zu seyn," versetzte er. „Aber lassen Sie mich von der vortrefflichen Erscheinung so lange schweigen, bis sie noch mehr, ja wäre es möglich, ganz in mein Inneres übergegangen ist."

„Sie zeichneten heut Morgen den Cid unter den weltlichen und christlichen Helden aus," bemerkte der Professor. „Wollen Sie uns nicht erklären, warum Sie diese Beschränkungen beifügten?"

„Nicht eigentlich als Beschränkungen, sondern als Gegensatz," war die Antwort. „Der Cid verdient es nach meinem Gefühle, daß man ihn den edelsten Helden des Plutarch, einem Epaminondas und Camillus gegenüber stelle." — „Freilich," sagte der Professor, „eine solche Reihe, wie Plutarch

aus Griechenland und Rom, möchten wir aus keinen zwei christlichen Reichen zusammen finden. Frieß hat wohl Recht, wenn er die christliche Sittenlehre einem nervenschwachen Mädchen vergleicht, das sich durch das Stahlbad des Stoizismus stärken müsse. Gerade das Christenthum scheint dem Heldencharakter nicht günstig."

„Keine Religion mehr als die unsere," behauptete Coucy; „denn keine giebt der Treue einen so hohen, allumfassenden Sinn und Werth. Das Christenthum ist ganz und durchaus auf die höchste Idee der Liebe und der Treue gegründet. Gottes Treue und die Treubrüchigkeit des menschlichen Geschlechtes sind seine Voraussetzungen; ein Bund ist sein Wesen; ein Gelübde ewiger Treue seine Pforte. Und Niemand ver-

mag seine Ideen vom Göttlichen und Rechten und der Treue gegen dasselbe so hoch, so heldenmüthig, oder so dichterisch hinauf zu läutern, daß er mit seinem innerlichen Glauben in dem reinen christlichen nicht noch immer vollen Raum fände. Wenn irgend ein Charakter ersonnen werden könnte, dessen Liebe, dessen Treue alles andere überböte, vor dem des Epaminondas, des Camillus, des Cid und aller andern Helden Treue gegen das Volk oder das Göttliche unscheinbar verschwinden müßten, so hätte man doch nur das Bild seines Stifters. Seine Liebe ist die Welt, sein Gelübde ihre Rettung, und in der ganzen Reihe seiner uns bekannten Lebensauftritte ist auch nicht eine einzige kleine Stelle, wo er von seiner Treue, die zugleich Gott und der Welt galt, die also Alles umfaßte, abließ."

Ottwalt bedauerte, daß es so schwer halte, dem christlichen Glauben eine poetische Seite abzugewinnen. Aus wahrer Noth müsse sich die Dichtkunst an die altgriechische oder altgermanische Mythologie, an den Aberglauben oder mindestens an den Katholicismus anschließen.

„Bei weiterm Nachdenken," versetzte Coucy, „werden Sie es selbst als Wahrheit erkennen, daß ohne einen starken und ich setze hinzu, klaren Glaubensgrund noch nie ein Mensch durch innere Treue groß, nie ein Leben schön, nie ein Dichter volksthümlich gewesen sey. Aberglaube, Mythologie und phantastischer Mystizismus können hier nur Flittern anheften, über das Wesen vermögen sie nichts; denn jener ist unfrei, die letztern beiden sind erheuchelt.

Freiheit wie Wahrheit ist nur da, wo wirklicher Glaube ist. Dieser Glaube muß dem Herzen die Gelübde einzeichnen; er muß die Treue schaffen, die den ganzen innern Menschen zusammenhält; er muß die Seele großartig denken lehren. Denn derselbe Unterschied, wie zwischen dem bürgerlichen Leben in ausgedehnten und bedeutenden Verhältnissen und dem auf einem vereinzelten Dorfe, findet sich in einer höhern, den Geist wie die Poesie noch mehr interessirenden Sphäre zwischen dem Leben des Glaubens und dem des Unglaubens. Der Glaube führt uns in das wahrhaft große Leben, in die ganz eigentlich große Welt ein. Er läßt uns Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft, Aeußeres und Inneres überblicken. Und gerade das bedarf der Mensch zur Größe, zur edlen Treue, zur

Kraft und zur Resignation." — Der Professor meinte, daß diese scheinbar einleuchtenden Wahrheiten von dem Anblick des wirklichen Lebens nicht gerechtfertigt würden.

„Ich behaupte nicht," sagte Coucy, „daß der Glaube in jeder unreinen Form, in jedem nur oberflächlichen Maße die innere Größe schaffen müsse, sondern, daß nur allein reiner und inniger Glaube, nie Aberglaube, nie Heuchelei und Frömmelei, nie Ceremonienspiel und Gedächtnißkram, nie endlich der Unglaube sie schaffen könne. Von dieser Glaubensreinheit hatten Epaminondas, Timoleon und andre Heiden mehr als Friedrich der Zweite von Preußen und Sophokles mehr als Göthe." — Bei der Unmöglichkeit, diesen Streitpunkt in einem

kurzen Gespräche in's Klare zu bringen, suchte man an ihm vorbeizukommen und setzte die Untersuchung auf ein späteres Zusammentreffen aus, das man als wahrscheinlich annahm.

Die beiden neuen Bekannten waren aus einer ansehnlichen Universitätsstadt, in der unsre Freunde sich später einige Zeit zu verweilen und wohin auch jene mit dem Herbste zurückzukehren gedachten. Das Selbstgefällige abgerechnet, das beide Männer mit den meisten Einwohnern größerer Städte gemein hatten, konnte man sich ihnen nicht wohl abgeneigt fühlen. Sowohl der kleine, gedrungene Professor, als der schlanke, im Muskelbau etwas weichliche Ottwalt hatten jene Geschmeidigkeit des Umgangs, die immer der angenehmste

Ersatz bleibt, wo der edel-einfache Ernst fehlt. Man ist bei solchen Personen gern, weil sie ohne viel zu geben, wenigstens vor allen Collisionen sicher lassen.

Da Ottwalt erzählte, daß er ebenfalls ein ausübender Freund der Poesie sey, der schon lange sich im Lyrischen versucht habe und nun an eine größere Arbeit zu gehen wünsche, so bot Meister ihm einen Wettstreit an. Beide, war sein Plan, wollten ein und denselben Helden zum Gegenstand eines Drama nehmen und auf ihre Arbeit allen Fleiß verwenden, der ihnen möglich sey.

Ottwalt nahm das Erbieten an, und man begab sich an die Auswahl des historischen Hauptcharakters. Coucy wünschte,

daß man das Gebiet des Volks und des Glaubens nicht verlassen möchte. Aber es ließ sich nicht vermeiden, weil sowohl Ottwalt als Meister eingestanden, daß ihnen der christlich-religiöse wie der volksthümlich deutsche Geist noch nicht hinreichend verständlich geworden sey. Nach einigem Suchen und Vergleichen wurde darauf Camillus von beiden Theilen entschieden gewählt. Und weil die Geschichte kein tragisches Ende berichtet, traf man die Uebereinkunft, daß die Errettung Roms in beiden Darstellungen den Schluß machen solle.

Als man Abends in den Gasthof zurückkehrte, war so eben auch der Reitknecht wieder eingetroffen und brachte für beide Freunde Briefe. Auf dem Schlosse versicherte er Alles in Ruhe gefunden zu ha-

ben; nur die Baroneſſe habe krank und verſtimmt ausgeſehen und wolle, wie er gehört, in die Bäder gehen. Von ſeinem Mädchen erzählte er, daß ſie bei ſeiner Ankunft weinend zu Hauſe geſeſſen; er ſey aber noch eben zeitig genug gekommen, um ſie zum Feſt auf die Wieſen zu führen und einigemale mit ihr rund zu tanzen. Sie habe ſich darauf ganz zufrieden gegeben und ihm noch zuletzt die beſten Wünſche für ſeine Reiſe nachgerufen. Der gute Burſche war jetzt in ſeinem Gewiſſen ganz erleichtert. Er eilte mit den abgefoderten Antworten fertig zu werden, um nur ſogleich nach den Pferden ſehen zu können.

Wilhelm nahm die empfangenen Briefe und auch den Cid mit auf ſein Zimmer. Zögernd öffnete er zuerſt die Blätter der

Gräfin und des Barons. Sie enthielten die Verſicherung der wärmſten Freundſchaft in der Jedem eigenthümlichen Weiſe, und einzelne Klagen, daß ihnen das Feſt wegen Entbehrung der Freunde ſo genußlos vorübergegangen. Der Baron betheuerte, keinen Erſatz finden zu können; die Gräfin beruhigte ſich und ihren Freund mit liebenswürdiger Innigkeit durch das Zurückgehen auf einen kindlichen Glauben.

Mit klopfendem Herzen wagte er's, am letzten auch Mathildens Schreiben zu eröffnen. Ihr Gemüth erſchien darin, wie ein mit leichtem Flor überhangener reiner Spiegel, den man ſchon unverhüllt geſehen hat. Er giebt ſich durch die hervorſchimmernden lichten Blitze zu erkennen und man weiß doch zugleich, daß er noch ſchöner iſt, als

er sich zeigt. Etwas Auffallendes stand in keiner Zeile; aber Reinheit und anspruchlose Hochachtung hauchten daraus, wie aus einer Rose der Duft hervor. Man siehet ihn nicht und doch verräth er auch dem Blinden die Rose. In der Unterschrift nannte sie sich seine von Herzen treue Schwester.

Er wurde an den gestrigen Abend erinnert. „Komm, edler Campeador!" sagte er, indem er den Cid zur Hand nahm und die lieben Briefe an seinem Herzen barg.

Noch einmal begleitete er den Helden aus seines Vaters Hause, durch alle Wechsel, alle Leiden, alle Verkennungen und Verklärungen seines Lebens bis zu seiner gefeierten Grabstätte im Kloster zu San-

Pedro de Cordonna. — Und es war nach dem Lesen, als ob der Riesengeist an seinem Lager stände und alle Unruhe seiner Brust beschwöre.

Sechstes Capitel.

In den Mittagsstunden eines der nächsten Tage saß Wilhelm allein an dem schattigen Ufer eines mäßigen Landsee's. Der Reitknecht weidete die Pferde unter den Bäumen. Coucy war am Ufer hinausgegangen. Man wollte bis zur Abendkühle hier verziehen.

Die Einsamkeit und die Stille schienen seinen Sinn beruhigen zu wollen, der

wie von zwei streitenden Elementen bewegt, seit einigen Tagen der Ruhe ganz entbehrte. Denn wir müssen es wiederholen, ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nicht geboren, und der Geist des edlen Cid stand nicht immer vor seiner Seele. Er fühlte lebhaft genug die Würde, die in einer festen, einfachen Treue gegen das einmal ausgesprochene Wort der Verlobung, in einem Entsagen auf die lebhaftesten Wünsche des Herzens liege und er war aufgeregt genug, um das Selbstgefühl einer solchen Würde zu begehren. Aber wenn er sah, welcher Preis dafür von ihm gefodert wurde, so wurde er bedenklich und traurig.

Eine solche Stimmung überschlich ihn eben jetzt. Seine Gedanken verloren sich in die Vergangenheit. Er dachte mit In-

nigkeit an die zurückgelassenen Geliebten. Und je mehr er sich den lockenden Vorstellungen hingab, desto mehr lös'te sich sein Wesen auf in weiches Gefühl. Bald war ihm, als ob Felix Stimme aus dem fernen Gehölz tönte, als ob Mathilde und die Gräfin den spielenden Knaben riefen, um ihn zum Vater zu führen. Mit der Absicht, sich zu täuschen, suchte er sich's zu denken, daß sie aus dem Dickicht hervorträten, daß er schon zwischen das Laub durch den Schimmer ihrer Kleider sähe. Wie seine Sehnsucht wuchs, kam es ihm vor, als ob die ganze Natur sie mit ihm theilte, als ob das Lispeln der kleinen Wellen am Ufer, als ob das Säuseln der Luft in den hohen Kronen, als ob der Ton jedes rufenden Vogels nur eine dunkle, schmerzliche Sehnsucht ausspräche.

Als die Hand der Wirklichkeit ihn endlich berührte und erweckte und das Gefühl einer unaussprechlichen Einsamkeit ihn erfüllte, da schien es ihm doch noch immer, als wenn sein Herz Recht habe. Er zeichnete folgendes in seine Schreibtafel ein:

Suchen nach Herzen,
Schmachten nach ihrem Umfangen,
Wonne der Schmerzen!
Himmel im hoffenden, heißen Verlangen!

Nur auf der Sehnsucht Spur
Findet der Mensch sein Glück;
Süßbanges Sehnen nur
Klingt jeder Laut in der Natur
Mitfühlend zurück.

Wie er glaubte, mußte Jeder den Sinn dieser Zeilen verstehen und billigen; denn er verstand ja ein jedes Wort, er hatte ja nur einfach ausgesprochen, was er

mit so voller Ueberzeugung fühlte. Sehnen und Finden, das schienen ihm die beiden Pole, um welche sich die schöne Gefühlswelt, der Abend- und Morgenstern der Poesie bewegte.

Da sein Freund zu ihm zurückkam, theilte er ihm sowohl das kleine Lied, als die erläuternde Geschichte seiner Empfindungen mit. Er bemühte sich zu beweisen, daß die schönsten Erzeugnisse des dichterischen Sinnes aus den heiligen Flammen der Sehnsucht hervorgegangen seyen.

Coucy hörte ihm lange mit Theilnahme zu. „Wer mag es läugnen," sagte er endlich, „daß die Sehnsucht bei all ihren Schmerzen doch ein Kind des Himmels sey? Sie ist es besonders, die der Jugend-

zeit des Lebens ihren eigenthümlichen Reiz giebt, die das Alter der Jungfrau und des Jünglings zu einem holden Räthsel macht, in dessen Lösung wir uns gern mit verlieren. Ein Gemüth, wie das Ihrige, so lebhaft empfindend, so leicht aufgeregt, so dichterisch in seiner Anlage, muß auf der Spur der mächtigen Sehnsucht lange sein Glück gesucht haben. Und ich bin mit Ihnen darüber einverstanden, daß es für den Jüngling nur da zu finden sey, nie seitwärts von dieser Spur ab in den gemeinen Genüssen der Sinnlichkeit."

Wilhelm äußerte seine Freude über diese Beistimmung. „Ich war in den verflossenen Tagen in mir sehr unruhig," sagte er, „und erst jetzt erkenne ich die Ursache davon in dem falschen Wege, den ich ein-

geschlagen. Indem ich die großen Helden der Treue, besonders den Cid bewunderte, verkannte ich meine Natur und wollte jenen nachringen, statt diese in ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden. Treue ist der Kern jener großen Menschen, welche in die Poesie objektiv, als Berechtigte hineintreten. Sehnsucht ist das Wesen des Dichters. Jenes ist die geistige Männlichkeit, dieses die zartere Weiblichkeit. Vom Dichter kann man nicht fodern, daß er das Große selber leiste; es ist genug, wenn er es mit Sehnsucht umfaßt; er muß den Charakter der Jugend bis an sein Ende behaupten und wenn alle andern Stände den ihrigen in der Treue finden, so hat ihn der Dichter und überhaupt der Künstler in der Fortdauer dessen, was bei den übrigen verschwindet. Darum ist er unter den übrigen Menschen der ewige

Jüngling, darum wirkt die Kunst verjüngend auch auf die Andern."

„Es hält schwer," sagte Coucy, „den Irrthum Ihrer Behauptungen zu bestreiten, wegen der Beimischung von Wahrheiten, die nicht angegriffen werden können."

„Ich sehe indeß nicht, was in meiner Ansicht irrig wäre," versetzte Wilhelm. „Sie ist auch kaum meine eigene zu nennen, so vielfach hat man sie schon ausgesprochen."

„Es ist freilich ein Irrthum der ganzen Zeit," entgegnete Coucy, „oder wenigstens der ganzen, zu Göthe's Vorbilde sich haltenden Kunstschule, daß der Dichter, welcher das ganze Leben spiegeln soll, doch nur in einer von seinen beiden Hauptformen

einseitig befangen bleiben soll. Die beiden Hauptformen des Lebens sind, um Ihre Worte zu gebrauchen, Sehnsucht und Treue. Jene ist der Charakter der Jugend, diese der spätern Zeit; der Punkt, wo sich beide berühren, ist das Finden. Das Herz sucht Liebe in des Jünglings oder der Jungfrau Brust; es findet und nun kann nicht mehr Sehnsucht, nun muß statt ihrer Treue seine Gefühle bestimmen und adeln. Der Geist sucht Wahrheit in der Jugend; was er aber gefunden, das soll ihm zum festen Grundsatze werden, auf dem er treu beruht. Der Thätigkeitstrieb sucht sich eine Sphäre, er wählt und darauf soll er, wie aus ihrem Mittelpunkte heraus, treu ihrem Charakter wirken. Darum eben steht zwischen Sehnsucht und Treue, bei dem Finden und der Wahl das

Gelübde. Der weise Sinn deutscher Vorzeit hat es überall in die Mitte gestellt und früher noch, als die Stimme und Sitte des Volkes, stellte es schon das Herz dahin. Was kann daraus Ersprießliches hervorgehen, wenn man dem Dichter diese Doppelform des Lebens absprechen will? Wenn er die Sehnsucht aus eigenem Gefühl, aus innerer Erfahrung, das Wesen der Treue aber nur aus äußerer Wahrnehmung kennt, wird er die gerechte Mitte behaupten? wird er nicht die ihm eigenthümliche Einseitigkeit unbillig begünstigen? wird es ihm nicht, wie Ihnen bei Ihrem kleinen Liedchen widerfahren, daß er nur in der Sehnsucht das Glück und das Schöne findet und der Treue darüber vergisset? Auf Schönheit aber hat nicht allein die Jugendzeit Anspruch, sondern das ganze menschliche Leben

und es ist nicht nöthig, einen Charakter in die Jugendform des Suchens und Sehnens zurückzuzerren, um ihn poetisch zu machen. Der Dichter, welcher Sehnsucht und Treue aus dem eigenen Herzen heraus begreift, wird alle Lebensalter, alle Stände und Verhältnisse mit gleicher Leichtigkeit künstlerisch darstellen und die Treue eben so zu verklären wissen, als das Sehnen."

„Ich habe behauptet," setzte der Hauptmann nach einigen Zwischenreden hinzu, „daß Göthe und seine Bewunderer jenen Irrthum mit Ihnen theilen, welcher für das Wesen des Dichters eine höchst nachtheilige Einseitigkeit fodert. Göthe ist Repräsentant und Vorbild der Uebrigen. Wenige Dichter haben die Sehnsucht stärker auszusprechen gewußt, als er. Einzelne

seiner lyrischen Gedichte sind dadurch von bleibendem Werthe; ja sein Werther ist, als Sammlung lyrischer Fragmente betrachtet, die Darstellung der Sehnsucht in einem Grade von Ueberspannung, der auf ein mattes Zeitalter, wie Rousseau's Heloise in Frankreich, wirken mußte. Aber er hat die Sehnsucht, nicht allein in sich, sondern auch in den Personen seiner Werke, auf alle Zeiten des Lebens ausgedehnt. Er hat der Treue ihr Reich genommen und dem spätern Alter des Lebens seinen eigenthümlichen Reiz ausgezogen, um es mit dem mißständigen Gewande der Sehnsucht zu bekleiden. Hätte er sich auf Schilderungen der Jugend beschränkt, so ließe sich ihm wenigstens nicht vorwerfen, daß er die größere Hälfte des Lebens in ihrem poetischen Charakter ganz verzeichnet habe. Zum

Ueberfluß aber hat er in seinem Tasso das zu dieser schielenden Auffassung des Lebens passende Bild des Dichters auch außer sich hingestellt. Tasso war ein Dichter, der nicht bloß die Sehnsucht, der auch eine edle Treue kannte, ein Mann voll Religiosität und Muth, der wohl als Vorbild eines ganzen Dichters geltend gemacht werden konnte. Statt dessen finden wir einen kräftigen und hellen Geist so wunderlich vorgestellt, als ob einige Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit Bruchstücke seiner Biographie wären, und das Ganze lieset sich als ein Gelegenheitsstück, dessen Schauplatz sich das unbefangene Gefühl eher in Weimar als in Italien denkt."

„Aber," sagte Wilhelm, von seinen eigenen Verhältnissen beunruhigt, „es giebt

doch Fälle, wo das Gelübde nicht so mit dem Finden zusammentrifft, wie Sie vorhin es voraussetzten und wie es das leicht überredete Herz anfänglich selbst glaubt. Erinnern Sie sich, wie Romanus vor einigen Tagen es beklagte, daß wir das Gelübde des Glaubens zu frühe ablegten. Ich finde seine Klage gegründet; denn das Gelübde übereilt hier das Suchen und Finden. Kann es aber bei der Liebe, bei der Wahl eines Standes nicht eben so seyn? Und wenn wir auch hier übereilt gelobten, sollen wir da auch halten? Und ist es denn noch etwas Reizendes oder Schönes, wenn wir einen Mann in Verhältnissen gebunden sehen, die ihn unglücklich machen?"

„Die Schwäche, die sich durch die Treue unglücklich fühlt," entgegnete Coucy,

„ist es freilich nicht, was uns reizen kann. Ihr wird man nicht erst abgeneigt, wenn sie die Schranken durchbricht; denn sie ist überall verächtlich. Aber was unsre verwahrloſete Poesie nicht begreift; darüber ist unser Volk in seinen edelsten Stimmgebern schon längst einig, daß die bloße Glücksſucht, der Eudämonismus unwürdig und also gewiß auch unschön sey. Das Glück kann der Würde, wie der Schönheit nicht immer im Geleite gehen; es giebt Fälle, wo es von ihnen frei zurückgewiesen wird und ein solcher ist die unglückliche Treue, die das Gelübde hält, wo es schwer wird, die Treue des Toggenburg, der Cordelia, in einigen Lagen seines Lebens des Cid. Es ist die Schönheit der Entſagung, die dem Reiz der wider die Treue sich auflehnenden, verkehrten, glücksdurstigen Sehnſucht entgegen tritt. Bei Göthen finden Sie davon freilich weder Beiſpiel, noch Begriff. Seine Entſagung ist nichts als eine Vorschrift über dreitägige Veränderung der Nachtquartiere. Laſſen Sie aber jener großen Seelen Muster zu sich reden, um zu fühlen, daß es hier etwas giebt, was im Götheschen Orbis pictus des Lebens und der Poesie nicht mit abgebildet ist."

„Wollen Sie nicht Ihre Meinung ohne Rücksicht auf Göthe darlegen," sagte Wilhelm. „Wie ich glaube, faſſe ich Sie dann leichter."

„Ich thue es darum," erwiederte der Freund, „weil Sie als Künstler bestimmt wissen müſſen, wo Sie dem Zeitantheile und Zeitgeschmack in der Poesie zu miß-

trauen, wo Sie von demselben abzugehen und sich ihm selbst entgegen zu setzen haben. In Göthen stellt sich uns die Kunst in der Gestalt dar, welche bei uns bisher die gewöhnlichste war; Sie selbst sind mehr, als Sie es anerkennen, durch den Einfluß seiner Ansichten früherhin bestimmt und geleitet worden. Und Sie können weder als Mensch, noch als Dichter eine feste Basis finden, wenn Sie nicht die Opposition gegen diesen Einfluß in sich ausbilden."

„Hier kann ich noch nicht ganz von ihm abtreten," sagte Wilhelm. „So sehr ich es mit Ihnen mißbillige, daß im ganzen Umfange seiner Werke der Treue nicht die gebührende Anerkennung gegeben ist, so weit ich seine Schriften als Bild des Lebens, darum hinter Shakspeares Werke zu-

rückstelle, so ganz Sie mich in einigen andern Punkten schon überzeugt haben: das wird mir doch schwer zu fassen, ja das scheint mir unmöglich, daß zwischen Gelübden und Vorsätzen ein so großer, durchgreifender Unterschied gelten müsse. Vorsätze ändert Jeder, ohne daß die Mißbilligung laut wird. Nur der Eigensinn könnte darauf fallen, sie überall ausführen zu wollen. Sie selbst erklären sich bereit, der Jugend ihre Irrthümer nachzusehen und haben damit das Aufgeben übereilter Vorsätze entschuldigt. Ist denn aber das Gelübde etwas ganz anderes; ist es nicht vielmehr bloß ein zu mehrerer Bestimmtheit gekommener und äußerlich ausgesprochener Vorsatz?"

„Nimmermehr!" sagte Coucy entscheidend. „Alle innerlichen Gelübde, so heilig

sie auch das Herz beschwor, mag man der Charakterlosigkeit als bloße Vorsätze zuschreiben, um sie nicht mit Meineiden zu überladen. Wenn sie aber ein Gelübde äußerlich macht und mit dem Schwur der Liebe auch deren Rechte, mit dem Schwur des Standes auch dessen Ansprüche, mit dem Schwur des Bundes auch dessen Vertrauen empfängt, dann ist es nicht möglich, sie bedauernd ihrer Erbärmlichkeit zu überlassen. Sie da noch entschuldigen, wenn sie die Treue bricht, sie da noch der Darstellung werth achten, das kann nur der, welcher sie selber theilt. Mag das Wort sonst immer unbedeutend scheinen, mag es weit hinter dem Gefühl und der That zurückstehen. Sobald es gelobend wird, tritt es zwischen Gefühle und Thaten in die Mitte, jene vor sich, diese in seiner Folge. Da

schürzt der leichte Hauch des Mundes Knoten, die keine Ewigkeit lösen darf; da wird er zum Nachen, der unsern ganzen Werth trägt; da darf kein andrer Wille und Wunsch bleiben, als den leichten Träger all unsers edelsten Gutes, das Wort, mit all unsern edelsten Kräften zu halten. Und wer da nicht selbst im Nothfall Leben und alles Lebensglück über Bord wirft, sondern wie Götz mit den Bauern unterhandelt, der mag das Leben als ein Almosen hinnehmen, Ehre und Würde sinken mit dem gebrochenen Worte unter."

Wilhelm glühte. Er fühlte in seinem Innersten, daß hier eine Stimme zu ihm sprach, wie er sie unter allen Declamatoren seines Bühnenlebens und unter allen Weisen der unsichtbaren Loge des Abbé noch

nicht gehört hatte. Und es wurde ihm nicht schwer, von Allem die Anwendung auf seine eigenen Verhältnisse zu machen.

Siebentes Capitel.

Je weniger ein Gemüth in den Zeiten geistiger Gährungen zum Ueberblick seiner eigenen Vergangenheit fähig ist, um daraus sich selbst begreiflich zu werden, desto mehr muß man es für Sache dessen halten, der seine Entwicklung darzustellen übernimmt, daß er gerade bei solchen Epochen nicht vergesse, uns den Rückblick zu eröffnen. Denn er würde sich einer Ungerechtigkeit gegen seinen Helden schuldig machen, wenn

er die Leser in eben die Irrung über ihn führte, in welcher sich dieser selbst befindet.

Jeder Mensch hat Zeiten, wo er über sein eigenes Wesen kein Urtheil, für seine eigene Zukunft keinen festen Willen gewinnen kann, wo er sich und sein Leben als Räthsel betrachten muß, zu denen er nun dieses, dann mit eben so unvollständiger Ueberzeugung ein anderes Lösungswort nennt. Ausgezeichnete Menschen befinden sich länger in dieser Unklarheit; die Gemeinheit unterscheidet sich dadurch, daß sie dieselbe nie an sich erkennt, die Verirrung, daß sie dieselbe nie beendet. Jene glaubt über sich schon in den Schuljahren im Reinen zu seyn; dieser behält das Leben noch in den Greisenjahren die Natur eines ungelöst'en Räthsels. Beide sind der Darstel-

lung unfähig. Nur eine lange Zeit der Unklarheit giebt für diese einen anziehenden Gegenstand; und nur eine Zeit der späteren Klarheit macht seine genügende Behandlung möglich.

Da wir unsern Wilhelm Meister zuerst kennen lernten, fanden wir ihn in einem Zustande des innern Widerspruchs, der sich kaum gesteigert denken ließ. Im Begriff, selbst eine Familie zu gründen, hatte er doch so wenig Vorstellung von deren Wesen, daß er ihre heiligen Rechte zu gleicher Zeit nicht allein verkannte, sondern in seinem Benehmen als Kind auf's offenbarste kränkte. Ja, es fehlte ihm so ganz an Sinn für reine Weiblichkeit, daß er ein Mädchen lieb gewinnen konnte, welches nicht einmal der Dienerin Achtung einzu-

flößen, nicht einmal ihren nächsten Umgebungen die reinliche Nettigkeit zu geben wußte, die in keiner weiblichen Sphäre vermißt werden darf. Wäre es noth, die Unklarheit seines Wesens in jener Zeit noch näher zu bezeichnen, so würden wir daran erinnern, wie er seine Geliebte so unterhielt, daß sie darüber einschlief, und wie ihm seines Theils über dem feurigsten Liebesbriefe die Augen zwei, drei Mal zufielen — ein Umstand, den er jedoch ehrlich genug war, für die Empfängerin am Schluß zu bemerken.

Gehen wir über diese Zeit und die traurige Katastrophe, die ihr ein Ende machte, hinweg. Nach einigen Jahren tritt er wieder vor uns. Er hatte sich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet.

Auf dem Comtoir und der Börse, im Laden und Gewölbe war Niemand thätiger gewesen, als er. Correspondenz und Rechnungen und was ihm aufgetragen wurde, hatte er mit größestem Fleiße besorgt. Wie mußte, denken wir, das innere Widerstreben, mit welchem er es that, seine Selbstbeherrschung, seine Besonnenheit erhöhen! Wie der Aufenthalt in der lebhaften Stadt, die Gelegenheit, welche der Großhandel zur Kenntniß aller bürgerlichen Verhältnisse auf practischem Wege so reichlich eröffnet, die stille Einwirkung der frühern Erfahrungen und der von selbst reifenden Natur, wie mußten sie einen jungen Mann vorsichtig und gewandt, entschlossen und klug machen, der den Taumelbecher der Liebe schon vor Jahren gekostet und von sich gewiesen hatte!

Aber unsere Berechnungen führen uns irre. Weder der Sohn eines Großhändlers, der sich von Jugend auf gewöhnt hat, mit dem republikanischen Geiste des Handels allen Rangunterschieden der Geburt und des Amtes ruhig gegenüber zu stehen, noch der zur Selbstbeherrschung und Resignation, zur Klugheit und Festigkeit seit Jahren gewöhnte Mann tritt in ihm vor unsern, in Erwartung gespannten Blick. Die eigentlich hölzerne Art, mit der er Philinens losen Neckereien und Melina's Gemeinheiten allein zu begegnen weiß, vor das gräfliche Ehepaar sich als Mitglied einer ordnungslosen Truppe hinschieben lässet und auf dem Schlosse den Vornehmen gegenüber steht, belehrt uns bald, daß das Leben sich nur um ihn her, nicht aber ihn fortbewegt habe.

Und wie er vollends die graue Halbtrauer, die er noch immer um Marianen trug, ablegt, um zuerst des Grafen Schlafrock, darnach aber Schärpen und Krausen und Kleider von den buntesten Farben anzuziehen, da fühlt man sich wirklich geneigt, die Hoffnung an ihm eben da aufzugeben, wo sie zu ihm selbst zurückkommt.

Endlich scheint es zu dämmern! Von der Erscheinung im Walde, wo wir Natalien als Amazone dem phantastisch gekleideten, verwundet in Philinens Schooße liegenden Wilhelm gegenüber finden, glauben wir ein Licht ausgehn zu sehen, das ihm empor leuchtet. Jetzt, ahnen wir, wird der Gedanke an seine unwürdigen Verhältnisse zu Marianen, die geliebte Rückerinnerung an ihr unsauberes Zimmer sich vollends

verlieren; jetzt wird zum treuen Bewahren eines einzigen, heiß geliebten Bildes das Herz sich schließen und der Ruf der Liebe das Auferstehungswort über seine in verwirrter Ohnmacht schlummernden Kräfte sprechen. Aber je mehr Grund unsere Hoffnung wieder zu haben scheint, um desto mehr haben wir uns ihrer früheren Täuschungen zu erinnern.

Jener erste Anblick Nataliens drang nicht so tief in sein Herz, als wir so gern es gesehen hätten; die Liebe sprach zu ihm noch kein Auferstehungswort. Seine Phantasie hängte das Bild in ihrer Bilderkammer auf; in die Herzkammer brachte es die Begeisterung nicht. Das lernen wir zwar bald fürchten; aber erst bei Serlo sind wir gedrungen, uns davon wider Willen zu

überzeugen. Da finden wir ihn allein auf den Brettern, wie die Morgensonne durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend die aufgestellten Dekorationen beleuchtet. Es ist ein Wald vorgestellt und eine Dorfhütte. Er fühlt sich überrascht von wunderbaren Erinnerungen. Denkt er, fragen wir, an die Waldgegend, wo Natalie ihm zuerst erschien? oder an das Dorf, wo er verwundet, eingehüllt in den von ihr geschenkten Ueberrock, die Schmerzen durch das Andenken an ihr Bild linderte? Nein, sie fällt ihm nicht ein; seine Sehnsucht kehrt ungehindert durch alle zwischenliegenden Zeiten in jene unklaren Tage zurück, wo er Marianen liebte. Es ist ihm leid, daß der Morgenstrahl nicht auf ihren Schooß und Busen scheint; ja er glaubt zu ahnden, daß er sie vielleicht auf diesem

Platze bald wieder sehen werde. — So finden wir ein neues Phantasiebild neben das frühere gestellt; müssen wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß sein Herz von diesem zu einer reineren Liebe werde emporgehoben werden? Es bedarf zu unsrer vollen Ueberzeugung kaum seiner eigenen Betheurung gegen Philinen, daß er sich alle Tage seines Lebens nach wem anders, als Marianen? gesehnt habe, daß sie ihm noch immer statt aller andern Weiber in der Welt sey. Noch weniger, daß wir uns seiner ängstlichen Nachforschungen nach der, wie er glaubte, Wiedergefundenen und abermals Verlorenen erinnern, da er seinen frühern Vorsatz, die Amazone aufzusuchen, auch nicht mit einem einzigen Schritt bethätigte. Wenn der Zauberstab der Phantasie die Todten wirklich erwecken könnte, Wilhelm hätte Marianen

erweckt und wäre ohne innere Hindernisse in die vor Jahren verlassenen Spuren zurückgetreten.

Die ernste Stimme, die den irrenden Jüngling warnend von den Brettern fortrufen wollte, konnte damals nicht durchdringen. Philinens lüsterne Kühnheit beurtheilte ihn richtiger, wenn sie in dasselbe Zimmer zu ihm schlich, wo die Reliquien Marianens neben dem Ueberrock Nataliens aufbewahrt würden. Der Drang der Umstände nur konnte ihn von der Bühne fortbewegen und er verließ das Leben offener Repräsentation nur, um in ein anderes, wo sie versteckter war, hineinzutreten.

Niemand wird es unbegreiflich finden, daß ein Mensch von solchem Gemüth auch

in den geselligen Verhältnissen noch immer die frühere Unsicherheit zeigte, daß er von der Vorspiegelung eines geheimen Bundes sich täuschen, von der Anmaßung klügerer Menschen sich regeln und mit der wohl memorirten Strafrede über Aureliens Tod noch im Gedächtnisse, sich gebrauchen ließ, um eine dritte Geliebte Lothars zu transportiren, nachdem die zweite ihm vom Abbé in der Erzählung der Duell-Geschichte auf eine für den Geistlichen mehr als liberale Weise bekannt gemacht war.

Aber aus denselben Gründen wird es auch Niemand unbegreiflich finden, wie er sich mit Theresen unter Umständen verloben konnte, die es scheinbar machen, daß er damals an gar keine innige, ganze Liebe mehr glaubte. Sie hatte sich gegen ihn beinahe

herzlos wirthschaftlich benommen, sie hatte ihre ununterdrückte Liebe zu Lothar ihm selbst nicht verheimlicht. Und statt ein ganzes Herz zu fodern, wie ein ganzes zu geben, schloß er einen Bund, wie nur die Halbheit ihn bei freier Selbstbestimmung schließen kann. Zwar hatte er für seinen Felix eine Mutter suchen wollen; aber bald nachher erinnerte er sich ja selbst nicht mehr, daß er dieses für so nothwendig gehalten. Vielmehr bequemte er sich da zu einer mehrjährigen Reise, auf welcher das Kind ihn begleiten und der Mutter also vor wie nach, sogar unter schwierigern Lagen entbehren sollte.

So war Wilhelm Meister, da ihn mit der zweiten Verlobung der äußere Schluß seiner freien Jugendzeit überraschte. Aus

seiner Vergangenheit müssen wir billig uns auch diese vorstellen lernen. Wir haben Ursache genug zu glauben, daß wo nicht Nataliens Bild, doch sie selber ihm sehr gleichgültig war. Er fand sich zwar überrascht, da er sie wieder sah, er kniete vor ihr, wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit war. Aber er konnte ihr doch seine Verlobung mit Theresen selbst erzählen; es beunruhigte ihn doch nicht, da er vom Medicus erfuhr, daß sie um Philinens nächtlichen Besuch bei ihm wisse; er konnte doch Theresen auf demselben Kanapee an seine Brust drücken, wo ihm zuvor Natalie zur Seite gesessen. Wir dürfen also nicht erwarten, daß seine Sehnsucht, sein Werben, seine Liebe und die dadurch gewonnene Liebenswürdigkeit den neuen Bund vermittelte. Lothars Leidenschaft für Theresen

und die Bedingung, welche diese der Erhörung machte, mußten in der kalten Zone, wo er sich damals aufhielt, die Stelle des Herzens und der warmen Liebe vertreten. Die frühere Verlobte wollte ihr Gelübde nur dann brechen, wenn der benachtheiligte Wilhelm durch Natalien entschädigt würde. Ihr Eigensinn zwang den Abbé und dessen Freunde, für eine Sache zu wirken, die ihnen nicht gemeint war. Wie wenig sie den Eindringling in der Familie wünschten, bewies ihre Unaufmerksamkeit gegen ihn, die ihn gar nicht in den Rath zu ziehen würdigte, welcher über ihn entscheiden sollte; bewies Jarno's schroffe Härte; bewies überflüssig ihr ängstliches Bemühen, ihn zu entfernen. Da aber Therese darauf bestand, daß beide Paare an einem Tage zum Altare gehen sollten, so mußten sie

wohl in Natalien dringen, daß sie Meistern ihre Hand zusagen möge. Indeß war die Abneigung gegen Wilhelmen stark genug, um mit der Anordnung seiner Reise auch Lothars lebhafte Wünsche Jahre lang unbefriedigt zu lassen.

Daß Natalie, die ältere Schwester der schon einige Jahre verheiratheten Gräfin, nicht mehr jugendlich schwärmerisch einen wenig bekannten jungen Mann bewundern konnte, ist begreiflich; sie hatte von Natur einen weit helleren, ruhigeren Sinn, als er. Der Auftritt im Walde konnte bei ihr keinen angenehmen Eindruck hinterlassen. Ein wunderlich gekleideter junger Mann im Schooß einer leichten Schauspielerin vermochte sie nur durch seine Wunden, nicht durch seine männliche Würde und Schönheit zu rühren. Die nächste Nachricht von ihm schien sie durch Mignon erhalten zu haben, welche ihr den nächtlichen Auftritt mit Philinen erzählte. Und als sie ihn selbst wieder sah, war er bereits verlobt. Nur das Mitgefühl mit seiner verlassenen Lage, vielleicht noch mehr das erzwungene Bitten der Freunde und der eigene Wunsch, ihren Bruder Lothar glücklich zu machen, konnte ihre lange Bedenklichkeit überwinden. Sie gab das Jawort, nicht erröthend vor der inneren Liebe, nein, aus Nachgiebigkeit und Erbarmen.

So hatte Wilhelm endlich eine bleibende Braut bekommen, nicht durch sein Werben, seine Anstrengung, seine Liebe, sondern als Entschädigung, kraft des geheimen Artikels in einem fremden Contrakte.

Und gleich darauf hatte der Verlobte seine Reise anzutreten.

Hier endet der erste Abschnitt in unsers Meisters jugendlichem Leben, welcher durch ein wunderliches Versehen den Namen Lehrjahre erhalten hat. Wir haben die Selbstbetrachtungen unsers Freundes, die er in Stunden der Anklage wie der Entschuldigung anstellte, bei unserm Ueberblick zum Grunde gelegt. Unsere Leser haben Scharfsinn genug, um zu bemerken, was ihn zu einer solchen Strenge nicht allein gegen sich, sondern auch gegen seine frühere Liebe reizte. Zugleich kennen wir ihre Nachsicht gegen den Helden zu wohl, um nicht vollkommen überzeugt zu seyn, daß sie diese Strenge des Selbsturtheils mildern und eher wider uns, die wir bloß berichten, als wider

ihn sich erzürnen werden. — Die nachfolgenden Ereignisse zog er selbst nicht in seine Kritik hinein. Sie waren ihm noch zu neu, und er fühlte sich mit ihnen wie mit sich mehr zufrieden. Großer Fortschritte konnte er sich zwar nicht rühmen; die Mattigkeit seiner Pseudo-Lehrjahre *) wirkte nach.

---

*) Wir würden für die gegenwärtige Schrift den Namen Pseudo-Wanderjahre vorziehen, wenn man sich über den Titel Pseudo-Lehrjahre für die frühere eine Uebereinkunft der Leser versprechen könnte. Denn eigentlich sind beide Aufschriften verwechselt. Es haben unsre geistreichen Leser gewiß schon selbst bemerkt, daß Wilhelm Meister in der ersten Schrift zwar wandert, aber nicht lernt. Eben so wird in der andern Abtheilung mehr gelernt als gewandert, wenigstens ist die Wanderung mehr geistig, als körperlich. Indeß sind wir uns bei der doppelten Verwechslung unsrer Schuldlosigkeit bewußt.

Aber wenn er sich nicht sogleich von der Ohnmacht befreien konnte, die seinen Geist Jahre lang an dieselbe Stufe gefesselt hatte, so meinte er doch wenigstens schon seine Stellung verändert und dadurch die verlorenen Sterne wieder ins Auge gefaßt zu haben, die seiner Jugend Richtung und Zug gaben. Die Kunst war ihm wieder theuer worden und Mathildens unbefangenes Entgegentragen eines warmen und ganzen Herzens machte ihm auf eine sehr eindringende Weise die Halbheit aller contraktmäßigen Liebe begreiflich. Anders, als jedesmal zuvor, wo ein schneller, die Phantasie fassender Eindruck seine Leidenschaft aufregte, kam die Liebe diesesmal zu ihm. Das wunderbare Gefühl des Heimwehs, das ihn beschlich, als er zum erstenmal auf Mathildens Zimmer saß, deutete ihr leises

Nahen an. Aber sie verbarg sich als ein Keim in das innerste Herz und schien Tage lang todt wie unsichtbar, bis sie zart und leise aus ihm hervorsproßte. Dennoch oder vielleicht eben darum war sie es, die das Auferstehungswort über ihn aussprach. Es war am Tage nach der Trennung, als das um seine Klagen befragte Herz deutlich Mathildens Namen nannte.

Wer die Kräfte der reinen, begierdelosen, ganz hingebenden Liebe kennt, der muß urtheilen, daß Wilhelms in seinem Grunde noch immer unverdorbenes Gemüth von ihr auf das gewaltigste ergriffen und emporgezogen wurde. Aber das, was die Griechen nach Herders schöner Phantasie unter ihrer Nemesis verstanden, ist kein leerer Wahn. Die Vergangenheit bleibt

Vormünderin der Zukunft und mit den Trauben des verschuldeten Winzers, wachsen die Zinsen, die sie ihm abdringen.

Wilhelm lernte nach männlichem Werthe, nach festem Charakter, nach großartiger Treue innig verlangen. Mehr als die einzelnen von uns aufgezeichneten Gespräche, wirkte das Zusammenleben mit seinem Gefährten, mehr als beide jene Liebe, die erst, wo sie völlig ist, bescheiden macht und erst, wo sie sich bescheiden fühlt, mit Allmacht gebietet. Aber wenn er mit ganz freiem Herzen in der Begeisterung für alles Schöne und Würdige sich entzückt und mit immer wachsender Kraft um den höchsten Manneswerth gerungen hätte, so trat jetzt das einst an Natalien gegebene Wort mit seiner Foderung strenge dazwischen und

nahm seine Treue für sich in Anspruch. Was half jene, von uns aufgezeichnete Selbstanklage, die es ihm so einleuchtend machte, daß er jenes Wort in der höchsten Unklarheit gegeben hatte, daß er für sein Hingeben nur ein halbes Herz, eine Liebe des Mitleids erhalten werde? Eben der Sinn der Treue, welcher ihn Mathildens werth machen mußte, legte auf jenes, in Verirrung gesprochene Wort sein ganzes Gewicht und mit einer Treubrüchigkeit gegen das gelobende Wort stand er, verletzt in seinem Selbstgefühl, seines eigenen Unwerths Kläger, Zeuge und Richter, dem reinen, treuen, von keiner innern Spaltung undurchsichtigen Wesen seiner wahren Geliebten gegenüber.

Er wechselte mit Natalien wie mit Ma-

thilden Briefe. Jener schrieb er die Nachrichten von seiner Reise, wie es verabredet war; dieser am liebsten seine neugefaßten Gedanken und Pläne. Dasjenige abgerechnet, was der Styl wider Willen verräth, durfte man ihm nachrühmen, daß er sein Gefühl zu beherrschen wußte. Aber unsere Leser werden uns der Mittheilung um so leichter überheben, da wir später in besserem Zusammenhange das Wichtigste für sie auszuwählen versprechen.

Achtes Capitel.

Wie zwei Arme eines Bogens nach entgegengesetzten Seiten ihren Zug üben und gerade dadurch die Sehne, welche beide zu verbinden sucht, straff gehalten und der Pfeil in einer eigenthümlichen Richtung zum fernen Ziele fortgeschleudert wird: so findet das menschliche Gemüth gerade dann am leichtesten eine eigenthümliche Bahn, wenn ganz verschiedene und widerstreitende Gewalten um seinen Besitz ringen und seine

Kraft spannen, ohne sich einander selbst überwinden zu können.

Glück und Treue könnte man die beiden Arme des Bogens nennen, welche bei unserm Freunde durch ihr Widerstreben die Spannung unterhielten, die uns in ihm bemerklich worden ist. Nach seiner jetzigen Denkart war es unmöglich, daß die Gewalt des einen der des andern übermächtig wurde; unmöglich eben so wohl, daß sich ihr Widerstreit in Einheit und Bündniß auflöste.

Da lernte er, was er bisher nie hatte lernen können und mögen. Er griff mit Kraft in die schon gespannte Sehne, um sie noch stärker anzuziehen, und suchte sich zwischen beiden widerstrebenden Gewalten

mitten durch eine gerade Richtung und ein freies Ziel. Er wendete Auge und Kraft auf das Schöne, auf die Kunst und der streitende Zug des Glückes und der Treue, des Wunsches und des Gelübdes mußte zusammenwirken, um ihm das möglich zu machen, was keines einzeln vermocht hätte.

Treue — es war ihm jedesmal, wie er das Wort leise oder laut aussprach, als wenn ein majestätischer Accord von Oben her in seine Seele tönte; es war ihm, als ob der Ritter Toggenburg mit seiner treuen Liebe, als ob Cordelia mit ihrer Kindestreue, Regulus mit seiner Treue gegen das Vaterland, Shakspeare's alter Adam mit seiner treuen Anhänglichkeit an den jungen Orlando, als ob der Cid mit all seiner Heldenherrlichkeit vor ihn träten, als ob sie

mit der Hand auf ihr zerrissenes Glück wiesen und sprächen: wir haben es überwunden! Glühend in seinem ganzen aufgeregten Wesen, konnte er dann nicht daran denken, je auf eine ganz entgegengesetzte Weise zu handeln. Und doch, wenn er den Blick wandte, um nachzusehen, was bei der höchsten Anspannung in seinem Herzen so schmerzlich zog, wenn er dann von den erhabenen Berghöhen wegblickte auf die besonnten, stillen, heitern Fluren, wo das Glück wohnte und die Liebe, dann vermochte er auch diesen kein Lebewohl für ewig zu sagen, dann stand er sehnsüchtig zaudernd stille und wünschte vergeblich, sich theilen, oder auch nur eines vergessen zu können.

Der Wettstreit, welchen er mit Ott-

walt eingegangen war, gab ihm den Pfeil vor die gespannte Sehne und ließ ihn ahnen, daß er in der Beschäftigung mit der Kunst zwar kein schädliches Vergessen, wohl aber eine innere Erleichterung hoffen dürfe. Vorwärts mußte sein Blick fliegen, wenn er nicht ängstlich zur Rechten oder Linken, peinlich auf der Erinnerung oder niedrig auf der Minute der Gegenwart haften sollte.

In einer bedeutenden Stadt hielten sich die beiden Reisenden um die Mitte des Sommers längere Zeit auf. Man hatte da ein erträgliches Theater, mehrere gute Sammlungen und es fehlte nicht an Männern, deren Bildung für ein interessantes Gespräch hinreichte. Die zu Anfang mitgenommenen Bücher waren wiederholt durch-

gelesen und bis auf die Romanzen vom Cid gelegentlich verschenkt. Man kaufte hier andere ein, um sie bei der weiteren Reise eben so zu benutzen. Für seinen nächsten Zweck nahm Wilhelm Kaltwassers Uebersetzung des Plutarch.

Er hatte in seiner Jugend auch die griechische Sprache oberflächlich kennen gelernt. Aber nach seinem Urtheil reichte das Lesen einer Uebersetzung aus und er fand keine Neigung, sich mit Wortschwierigkeiten nutzlos zu mühen.

„Können Sie sich in Ihres Helden Charakter hineinfinden?" fragte der Hauptmann nach einigen Tagen.

„Ganz," versicherte Meister. „Um es

mit wenigen Worten zu sagen, Camill ist der altrömische Cid; größere Zwillingsbrüder, als diese beiden, kenne ich nicht."

„Sie drücken sich sehr bezeichnend aus," versetzte Coucy. „Camill ist mehr, als bloß ein alter Römer in der Art des Regulus, Marcellus, Scävola. Er ist nicht bloß dem Vaterlande treu; seine innere Regel ist von einer höhern Art. Das beweiset sein Benehmen gegen Feinde, die ihm als Verräther nützlich seyn wollten und eben so sehr der Edelmuth, den er gegen persönliche Gegner zeigte. Wenn Sie künftig das Leben des Epaminondas in Ihrem Plutarch werden gelesen haben, so werden Sie, glaub' ich, noch einen Bruder des Cid kennen lernen." — Wilhelm erklärte, daß er schon den Entschluß gefaßt

gelesen und bis auf die Romanzen vom Cid gelegentlich verschenkt. Man kaufte hier andere ein, um sie bei der weiteren Reise eben so zu benutzen. Für seinen nächsten Zweck nahm Wilhelm Kaltwassers Uebersetzung des Plutarch.

Er hatte in seiner Jugend auch die griechische Sprache oberflächlich kennen gelernt. Aber nach seinem Urtheil reichte das Lesen einer Uebersetzung aus und er fand keine Neigung, sich mit Wortschwierigkeiten nutzlos zu mühen.

„Können Sie sich in Ihres Helden Charakter hineinfinden?" fragte der Hauptmann nach einigen Tagen.

„Ganz," versicherte Meister. „Um es

mit wenigen Worten zu sagen, Camill ist der altrömische Cid; größere Zwillingsbrüder, als diese beiden, kenne ich nicht."

„Sie drücken sich sehr bezeichnend aus," versetzte Coucy. „Camill ist mehr, als bloß ein alter Römer in der Art des Regulus, Marcellus, Scävola. Er ist nicht bloß dem Vaterlande treu; seine innere Regel ist von einer höhern Art. Das beweiset sein Benehmen gegen Feinde, die ihm als Verräther nützlich seyn wollten und eben so sehr der Edelmuth, den er gegen persönliche Gegner zeigte. Wenn Sie künftig das Leben des Epaminondas in Ihrem Plutarch werden gelesen haben, so werden Sie, glaub' ich, noch einen Bruder des Cid kennen lernen." — Wilhelm erklärte, daß er schon den Entschluß gefaßt

habe, alle Biographien des Griechen durchzugehen, weil er darin eigentliche Heldenseelen kennen zu lernen hoffe, deren Wesen ihn immer mehr anziehe. Aber für jetzt halte er sich noch vorzugsweise am Camillus, weil jeder Mann aus dem hohen Adel des menschlichen Geschlechtes doch einer vollen und ungetheilten Betrachtung werth sey.

Der Hauptmann veranlaßte ihn, noch vor dem eigentlichen Beginn seiner Arbeit auch die Nachrichten des Livius über den römischen Helden durchzulesen. Beide waren darüber einverstanden, daß man vor allem andern bemüht seyn müsse, sich in eine vollkommene Kenntniß des Geschichtlichen zu setzen. Nur dadurch werde man des Stoffes so ganz Herr, daß man ihn mit Freiheit behandeln könne, ohne gegen

die Wahrheit zu verstoßen. In Abgang einer guten Uebersetzung bequemte man sich zu einem gemeinschaftlichen Durchlesen des Originals nach der schönen Mannheimer Ausgabe.

Wilhelm bemerkte sich die Namen, Würden und Thaten derjenigen Männer auf, die mit Camill gleichzeitig im römischen Staate eine Rolle spielten. Er mußte aber bald über ihre immer wachsende Anzahl erstaunen. Mehr als dreißig wurden allein vom Livius ausgezeichnet, die nach den ihnen übertragenen Aemtern und nach einzelnen Zügen zu urtheilen, einer Aufnahme in das Personal seines Stückes nicht unwürdig waren.

„Wie war doch Rom schon damals,

oder damals vorzüglich ein so herrlicher Sammelplatz großer Charaktere!" rief er aus, indem er unschlüssig nachsah, welche Namen er als minder bedeutende durchstreichen solle. „Wer kann noch fragen, wie es dieser einzelnen Stadt möglich wurde, die Welt zu bezwingen, wenn er überdenkt, wie viele kräftige Männer in ihr als Zeitgenossen des Camill und Manlius lebten, alle werth, die ersten zu seyn, wo nicht diese Riesen sie überragt hätten! So sind Hunderte von Alpenbergen bloß darum ungenannt, weil sie neben der Jungfrau oder dem weißen Berge stehen; könnte man sie in die Reihe unserer deutschen Gebirge versetzen, wie würden sie alle Höhen derselben unter sich zurücklassen!"

Sein Geist entzückte sich in der immer

vertrautern Bekanntschaft mit Rom und dessen Helden. Er fand hier nicht die vereinzelte Größe, wie bei seinem Cid; aber unaussprechlich zog es ihn an, daß gerade der höchste, kräftigste unter allen, an dem Brennus und Manlius mit all ihrer Größe vergeblich hinaufstrebten, daß sein Camillus von dem Zartgefühl und der Milde, die bei der Kraft so selten sind, eben wie der Cid verklärt wurde. Wie das höchste Haupt eines Gebirges am frühsten von der aufgehenden Sonne bestrahlt wird, wo alle andern Kuppen noch dunkel sind, so sah er in ihm den Vorschein einer hellern Zeit, die freilich für Rom nicht früh genug aufging, um es noch in seiner ganzen Würde zu beleuchten. Lange wußte er nicht, woher diese zartere, edlere Sitte, dieser Abglanz einer höheren Bildung in Camills Wesen

gekommen seyn möchte, oder, wenn er sie dem Triebe der innern Natur beimessen wollte, wie er sie für Leser und Zuschauer als historisch wahr rechtfertigen und begreiflich machen könnte. Endlich fand er in seinen Quellen die zuerst übersehene Nachricht, daß die Römer in Camills frühere Zeit eine Gesandtschaft nach Delphi schickten. Er verglich die Jahre; es war gerade Griechenlands Blüthenzeit. Und Männer, die er oft mit seinem Helden zusammen fand, waren die Abgeordneten gewesen. „Schön!" rief er; „ja, von Griechenland her, wo eben der herrlichste Tag der milden Kunst Alles so warm besonnte, spiegelt sich der Wiederschein über die Meeresfluthen hin in deiner edlen, hohen Seele! Nur du, Camill, warest groß genug, um in deinem vielbewegten Leben den Sinn für

die Milde offen halten zu können. Was du warst, das warst du durch dich, durch deine hohe Treue; aber wie du es warst, wie wir dich sehen, das verräth uns den Abglanz vom hellen Osten herüber."

Mit mehr Innigkeit hat sich wohl nie ein Dichter in das ganze Wesen und Leben seines Helden hineingefühlt, als Meister bei seinem Camill. Alles, was in ihm selber vorgegangen war, alles was Rede und Vorbild seines Freundes in ihm aufgeregt hatten und unterhielten, alles was er über dem wiederholten Lesen des Cid empfunden, mußte sich vereinigen, damit er gerade das recht tief sich eindrücken konnte, was einen eigentlichen Helden von der unbedeutenden Vielzahl unterscheidet. Und aus der nur überhüllten Wunde seines Herzens, aus sei-

ner, einst allein ihn bestimmenden und noch immer nicht überwundenen Sehnsucht nach glücklicher, ganz beruhigter Liebe, ja aus dem milden Wesen der Poesie selber, floß ein Zartgefühl, das mit jener Begeisterung wie Chlorinde mit Tankred, deshalb Scene für Scene um den Sieg ringen wollte, weil der schönere Bund unmöglich schien.

Neuntes Capitel.

Wenn uns das Trauerspiel einen hell leuchtenden Stern in der größesten Höhe seiner Bahn erscheinen lässet, der nicht in seinem erhabenen Stande verweilen kann, sondern niedergezogen wird gegen den mit Wolken umflorten Himmelsrand, mit jeder Minute tiefer sinkt und zum letztenmale aufblitzend scheinbar unter die Erde hinabgeht: warum sollte nicht ein Drama möglich seyn, für dessen Gang das entgegenge-

setzte Bild paßte? Warum könnte man nicht die Nacht des Unglücks über die ersten Scenen düster ausbreiten und das Licht in leiser Zunahme wachsen, die feindselig trüben Wolken röthen und durch den begleitenden Morgenwind verwehen, endlich aber die Sonne mit der ganzen Herrlichkeit des lichten Tages hervortreten lassen? Ist denn nur der Untergang eines Gestirnes schön und nicht auch sein Aufgang? Giebt es nur Gewalten des Abgrunds, welche das Große fassen? nicht auch Götter, welche es pflegen? Nur ein Schicksal, keine Vorsehung? Und muß denn die Macht des freien Heldensinnes dem Gewicht des Unglücks immer unterliegen, bevor wir ihn mitempfindend anerkennen? Darf er nie unsrer Theilnahme sicher seyn, wenn er überwindend einen Triumph feiert?

So fragte Wilhelm sich selbst, da er über die Anlage seines Stückes mit sich zu Rathe ging. Und er war nicht lange unentschieden. „Dank sey dem Himmel," rief er, „daß er hier wie beim Cid einmal beweisen, wie er den wahren Adel schützt! Schön ist es, wie der achtzigjährige Römer noch einmal an die Spitze der Legionen tritt, um sie das letztemal zum Siege zu führen; schön, wie sein ritterlicher Bruder in Spanien noch als Leichnam die trotzigen Feinde in Schrecken setzt. Solch ein Loos ist der unbefleckten Größe würdig. Manlius mag tragisch enden; er fällt seinem Schicksale. Aber Camills Sonne mußte heiter ihren Lauf beschließen."

Der von seinem Freunde vorgeschlagene Schluß paßte ganz in diesen Plan, den

reinen Gegensatz eines Trauerspiels zu liefern. Begeistert von seiner Idee warf er den Entwurf auf's Papier; freudig schauernd sah er mit vorausfliegendem Blicke ihn im Geiste schon ausgeführt. Der Abschied des Helden von Rom eröffnete die Scene. Schon damals um das Vaterland hoch verdient, ging er verkannt, einsam von der Heimath, von Weib und Kind in die Verbannung. Nur seine innere Größe folgte ihm treu in das unansehnliche Ardea nach. — Aber der Zorn der Götter ballte die Wolken, die schon vorher am nördlichen Himmel gedräut hatten und trieb sie düster gegen das Rom, das ihren Liebling verstoßen. Die Fabier zogen aus, um nicht zu kehren. Es wurde fühlbar, daß der in Allen lebendigen Kraft Camills Weisheit, den kühn neben einander aufstrebenden Helden das von Allen ehrfurchtsvoll anerkannte Haupt fehle. Dieser Theil der Geschichte füllte die beiden ersten Akte. Sie sollten nicht lang seyn und die Hauptperson nur am Schlusse des zweiten wieder auftreten, um die Theilnahme des Verbannten an dem bedrohten Vaterlande, seine gastfreundliche Thätigkeit für Ardea bemerklich zu machen.

Mit dem dritten Aufzuge bricht das Strafgericht über Rom herein. An der Allia wird sein Glanz in den Staub getreten. Brennus wüthet. Die Weiber und Kinder flüchten. Die Senatoren sterben auf ihren Ehrensitzen. Aus dem allgemeinen Ruin ragen am Schlusse des Akts nur Brennus, Manlius und Camillus wie drei Bergspitzen hervor. Die erstern Beiden stehen gleich an Kraft,

ungleich an Macht mit ihrem Anhange einander gegenüber; auf sie richten sich ausschließlich die Augen der handelnden Personen. Aber die Leser und Zuschauer sehen während dem Streite des gallischen Lagers mit dem Capitole Camills Gestirn immer glänzender hervorleuchten. Er ist schon nicht mehr auf Ardea beschränkt. Dessen Einwohner anspornend, die Versprengten sammelnd, der Götter gewiß, sieht er sich durch ein immer wachsendes Heer wie auf steigenden Fluthen emporgehoben. Und wie am Schlusse des vierten Aufzugs die Bedrängniß des Capitols das höchste Maaß erreicht und die Siegeshoffnung des Galliers Gewißheit wird, steht die in Ardea aufgestiegene Wolke, mit des Himmels Blitzen schwer beladen, fast schon über dem Felde der Entscheidung. —

Der fünfte Akt beginnt damit, daß bei Camillus unmittelbar nach einander zwei Boten eintreffen; der erste vom Capitol, welcher ihn als Diktator begrüßt, der andre von den zum Kundschaften ausgesendeten Seinen, der die Nachricht von der Capitulation mit den Galliern bringt. Schnell geordnet, still und glühend zieht das Heer zum Todesfelde. Es verschwindet, und die Bühne öffnet sich als Forum für den schmählichen Vertrag. Das alte Rom, das im Camill die Götter beleidigte, muß sich in seinen letzten, hoffnungslos gewordenen Vertheidigern dem übermüthigen Sieger, der Geißel des Himmels beugen. Da ruft das neue Rom, glaubensvoll unter seines Führers Leitung, sein ewiges Losungswort: zum Kampfe! In der Schlacht entscheidet sich zwischen Brennus und Camill die

Frage, mit wem die Götter seyen, ob mit jenem, den sie als Werkzeug ihrer Strafe gebrauchten, oder mit diesem, in dem sich ihr eigener Sinn spiegelt. Die Nemesis ehrend, legt an des Galliers Leiche der Römer das Schwerdt des Diktators nieder. Und der Triumph der Freiheit und der Aussöhnung mit den Himmlischen öffnet in der Schlußscene die Aussicht über die Trümmerhaufen in Jahrhunderte voll Glanz und Größe.

Bei der Ausarbeitung schlug unser Freund einen Weg ein, der vielleicht nicht für alle Künstler bequem seyn möchte, ihm aber so natürlich war, daß er auch bei allen spätern Arbeiten nicht davon abging.

Es war ihm unmöglich, die einzelnen

Scenen, wichtige und bloß verbindende, von vorn herein in der Folge niederzuschreiben, die sie bei der Vollendung des Ganzen behalten sollten. Sein Herz war von dem Gegenstande zu voll. Er mußte zuerst die Hauptauftritte behandeln, um es etwas zu entladen. In sie goß sich sein heißestes Gefühl aus; sie wurden von dem hoch brennenden Feuer seines Enthusiasmus ganz durchdrungen. Er urtheilte sehr richtig, daß eben die Hauptscenen einer dramatischen Arbeit einer solchen Behandlung bedürfen, weil sich in ihnen besonders der Sinn des Ganzen aussprechen soll, und daß sie unmittelbar hinter einander geschrieben werden müßten, damit sie, durch Zwischenscenen geschieden, doch in Geist und Farbe nahe zu einander halten. So stand in wenig Tagen die Skizze da, kurz, gedrungen, ab-

gerissen, aber kräftig und einig. Man konnte sie mit einer Arbeit von Aeschylus oder Alfieri vergleichen, wo eben auch alle überleitenden Nebenscenen oft ganz zu fehlen scheinen.

Erst als den Hauptmomenten ihr Recht widerfahren war, fanden auch die übrigen vor Wilhelms Augen eine ruhigere Anerkennung. Es ist unbillig, wenn jene sich nach diesen fügen sollen, und dagegen ganz in der Ordnung, daß die Nebenscenen nur als Vorbereitungen auf jene, als Uebergänge und Erläuterungen zu ihnen aufgefaßt und bearbeitet werden. In diesem Sinne bildete er sie aus, immer noch mit Liebe, doch so, daß ihm die früher festgestellten großen Auftritte als Richtpunkte galten, denen er entgegen arbeitete.

So wuchs sein Werk, wie ein organisches Wesen, von innen heraus. Es kam in seine Arbeit kein Widerspruch, er fand keine Ursach, irgend eine Scene ganz umzuarbeiten oder gar wieder zu verwerfen, es wurde keine Geringfügigkeit zu weitläuftig ausgesponnen, kein Lückenbüßer zwischen den wesentlichen Handlungen nothwendig. Jeder, auch der kleinste Auftritt drängte der Entwicklung näher, wie nach seinem Vorbilde jede Minute des Tagesanbruchs den Himmel mehr und mehr erhellt, und dem ersten Augenblicke der hervorstrahlenden Sonne vorbereitet.

Noch nie war ihm eine Arbeit so schnell fortgerückt. Es war ihm unmöglich, irgend etwas anderes vorzunehmen, so lange er sie unvollendet sah. Er schrieb bis spät in

die Nacht, und wurde nicht eher gelassener, als bis er daran gehen konnte, alle Scenen in gehöriger Folge abzuschreiben. Bei dieser Gelegenheit suchte er noch alle Härten fortzuschaffen und in den Ton des Ganzen hinein zu mildern, die ihm mitunter in seinem Eifer entschlüpft waren. Ganz am Schluß untersuchte er, womit sich viele Dramatiker schon fortwährend über der Arbeit quälen, ob auch alles scenisch dargestellt werden könne. Und er fand zu seiner Freude, daß ihm seine eigene Bekanntschaft mit dem Theater diesesmal einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Alle Scenen konnten bei einer Aufführung ihre Folge beibehalten; nichts war der Perspektive, nichts dem Raume, nichts der Illusion zugemuthet, was nicht zu leisten stand. Es kam überhaupt keiner von jenen vielen selt-

samen Mißgriffen vor, die entweder den Schauspieler mit dem Dichter, oder die Zuschauer mit der Bühne unzufrieden machen müssen.

Das vollendete Werk wurde seinem Freunde vorgelesen. Dieser äußerte seine Billigung nicht stellenweise, aber am Schlusse des Ganzen auf eine Art, die den Verfasser in hohem Maße aufmunterte.

„Sie dürfen sicher seyn," erklärte er, „daß Ihre Arbeit der Hauptsache nach allgemein gefällt. Die Personen sind zusammengehalten und eigenthümlich; es freut mich, daß Sie dem Brennus selbst einen gewissen Heldenadel gegeben und nicht als Carrikatur in wilder Rohheit verzeichnet haben. Und des Personals ist die Hand-

lung ganz würdig. Ohne Verwirrung und Intrigue, die zwischen Helden fortbleiben muß, um weder in die Ferse zu stechen noch zertreten zu werden, fesselt sie die Theilnahme doch bis ans Ende. Ihre Idee entfaltet sich immer mehr, immer schöner, wie ein Strom immer breiter und majestätischer wird, je näher er dem Meere kommt. Keine pedantische Kleinigkeiten, keine gehäuften Namen von Straßen, Thoren, Tempeln und Göttern erinnern uns allaugenblicklich, daß es alte Römer sind, die vor uns handeln. Aber wir fühlen es doch auf das bestimmteste, daß wir es nicht mit einer matten Alltagswelt zu thun haben. Die Geschichte ist nicht ängstlich wissenschaftlich controlirt; aber das Ganze hat eine historische Farbe, die auch für den Kenner der Zeiten leicht haftet."

„Es war meine größeste Sorge," bemerkte Wilhelm, „daß mir die Darstellung des eigentlichen Heldensinnes mißlingen möchte. Denn was kann betrübter seyn, als wenn die Personen schon beim Dichter bloß Titel, Gestalt und Kleidung von Helden haben? Die ärmliche Illusion, die man etwa im bloßen Lesen noch sich selbst macht, muß dann bei jeder wirklichen Aufführung vor dem Anblick der Schauspieler verschwinden."

„Fast besorgte ich das auch," sagte Coucy; „denn wenn Sie gleich nicht mehr zu Göthe's Bewunderern gehören, so war es doch nicht unwahrscheinlich, daß seine Manier unbewußt noch Sie fortziehen könnte. Eben Göthe's historische Stücke trifft Ihre Bemerkung im höchsten Grade.

Und der Grund, warum man sie nie gern auf der Bühne siehet, scheint mir nicht zunächst in der Unvollkommenheit der Schauspieler, sondern, wie Sie urtheilen, gerade darin zu liegen, daß der Heldencharakter bloß in solchen Aeußerlichkeiten gezeichnet ist, welche keine Repräsentation zulassen. Schillers Helden sind darin von anderer Art. Nicht ihre Sentenzen halten sie; denn die sind von Körner und Klingemann glücklich genug und doch ohne Erfolg copirt. Aber sie haben einen Grund von Kraft, den kein Schauspieler antasten kann, der auch durch den untauglichsten Repräsentanten von der Bühne herab dem Zuschauer bemerklich wird. Und zu meiner Freude hat Ihr Personal diesen Grund von Kraft, nicht aber jenen Sentenzenreichthum mit Schillers Helden gemein."

Wilhelm äußerte, daß vielleicht Schillers größere Treue gegen die Geschichte den für ihn ehrenvollen Unterschied zuerst veranlasse. Denn er selbst glaube seine Vorstellungen vornämlich dem Plutarch und Livius verdanken zu müssen.

„Schiller," versetzte Coucy, „ist der Geschichte ebenfalls nicht treu, er steht hier weit hinter Shakspeare, wenn auch noch immer weit über Göthen, aus dessen sämmtlichen Werken sich kaum eine dürftige Kenntniß des sechzehnten Jahrhunderts annehmen lässet. Aber wo Schiller von der historischen Wahrheit abgeht, da ehrt er die Helden und Heldinnen; wo Göthe davon abweicht, da erniedrigt er sie. Schillers Jungfrau, seine Maria, sein Fiesko, sein Wallenstein sind mehr als die Sterblichen

waren, welche die Geschichte nennt; Göthe's Orest und Pylades, sein Tasso, sein Egmont, selbst bei allem faden Moralitätskrame sein wortbrüchiger Götz sind an Kraft weniger. Schiller lässet die Heroen und Heroinnen wieder erscheinen, wie wenn sie vom Olymp herabkämen, noch von der erlangten höheren Glorie umleuchtet; Göthe macht selbst den Helden von St. Quentin zu einem völligen Seitenstück seines Baron Eduard, zu einem Menschen, der nicht zu leben noch zu sterben weiß."

„Am besten," sagte Wilhelm, „ist wohl immer Shakspeare's Weise, und nur, wo der Dichter nicht ausweichen kann, möchte ich die Abweichung von der Geschichte in Schillers, aber nie in Göthe's Art billigen. Es wundert mich, daß die Geschichtschreiber die ehrwürdigen Rechte ihrer großen Wissenschaft nicht nachdrücklicher gegen die Anmaßungen der Poesie vertheidigt haben. Denn ich bin überzeugt, daß nur gegenseitige Anerkennung der Künste und Wissenschaften in ihren gegründeten Rechten unsre deutsche Bildung zu einem Ganzen machen kann."

Coucy gab ihm darin vollkommenen Beifall. „Die einfache Ursach aber," setzte er hinzu, „ist diese, daß wir außer Johannes Müllern noch gar keine rechten Geschichtschreiber wie die Griechen, Römer und Engländer haben."

Es veranlaßte Meistern, von seiner Arbeit einige saubere Abschriften nehmen zu lassen und sie an verschiedene der ersten

deutschen Bühnen einzusenden. Denn er hielt es für anständig, daß man sich dem Volke von Anfang herein als denjenigen zeige, der man sey und seyn wolle, sobald man nur urtheilen dürfe, daß in uns oder aus uns wirklich etwas geworden sey, was unverändert fortbestehen könne und müsse. An einer willigen Aufnahme von Seiten der Directoren zweifelte er durchaus nicht.

Nur bat er seinen Freund, von der Zeit der Publicität seiner Schrift an wenigstens die ersten Jahre durch weder Journale noch Literaturzeitungen zu lesen. Denn er erklärte, die Kritik, besonders der Kunst, sey in einem so vernachlässigten Zustande, daß ein junger Schriftsteller durch dieselbe fast nur mißleitet werden könne.

Kaum waren die Handschriften abgesandt, als es unserm Freunde erging, wie jedem lebhaften Manne, der ein fertiges Werk beseitigt hat. Es war eine Lücke in seinem Geiste fühlbar, die nicht augenblicklich wieder gefüllt werden konnte. Ohne mit seinem Schauspiel unzufrieden zu seyn, sah er es doch nun bloß als ein Symbol desjenigen an, was er in der Tiefe seines Geistes noch weit umfangsreicher, weit reiner vorfand. Der Pfeil war von der Sehne fortgeflogen und sie schien ihm weniger gespannt, als er es wünschte und liebte. Es galt ein neues Anziehen, einen wiederholten Versuch. Beim zweitenmale hoffte er mit bereits geübterer Kraft das, was sein Innerstes erfüllte, noch weit reiner in einem glück-

lichen Stoffe ausprägen zu können. Und um dieſen zu finden, befreundete er ſich immer mehr mit Plutarch.

Zehntes Capitel.

Die Heiterkeit des Frühherbſtes hatte unſere Freunde wieder aus den Stadtmauern fortgelockt. Nach einem langen Aufenthalt im ebenen Lande wünſchten Beide wieder in Gebirgsgegenden zu kommen, wo die Natur nicht ſo früh altert, als zwiſchen Fruchtfeldern, und auch im Welken nicht das kahle Bild des Todes giebt.

Endlich ſahen ſie die blauen Rücken in

tiefer Ferne. Sie ritten den ganzen Tag bis spät in den Abend hinein, der schon wieder zeitiger und neblichter hereinzubrechen angefangen hatte. Es wurde finster. Wilhelm war müde und verlangte sehr, vom Pferde absteigen und ausruhen zu können. Und doch empfand er ein unaussprechliches Heimweh nach den bewaldeten Bergen, nach eingeschlossenen Thälern und bis auf den Grund durchsichtigen Wassern; doch ritt er an mehreren ansehnlichen Gasthöfen schweigend vorüber und heftete seine Blicke auf die Höhen vor sich, die auch wie es dunkelte, mit einzelnen, hier und dort herabschimmernden Lichtern sich bezeichneten. Er dachte mit einer Mischung von Wehmuth und Freude an die Tage des Frühlings.

Kleine und dann immer steigende Hügel nahmen die Straße zwischen sich und sperrten die Aussicht; ohne sich zu senken, wand sie sich bald in einem tiefen Thale fort. Einzelne Frachtwagen zogen ihnen knarrend vorüber; sonst schien alles wild und öde. Desto überraschender trat die enge Schlucht mit einer Windung ins Breite und einige tausend Lichter funkelten vom Wassergrunde an bis hinauf gegen die höchsten Spitzen. Zugleich hörte man von allen Seiten ein Gerassel und Geklapper, wie wenn erst mit der Nacht die Thätigkeit hier anheben wollte. Aus den Schmelzhütten, Pochwerken, Hochöfen, Eisenhämmern, Silbermühlen, Steigerhäusern, die näher und ferner umher lagen, mischte sich ein höchst wunderliches Geräusch, das, so unharmonisch es war, dennoch auf Wilhelm einen sehr angenehmen Eindruck machte.

Der Ort war weder Stadt noch Dorf zu nennen. Ohne ein Thor oder auch nur eine Barriere passirt zu seyn, befanden sie sich zwischen den lose an einander gereiheten Häusern und auf gepflasterten, wiewohl menschenleeren Wegen. Ein einzelner Knabe ging im Bergmannskittel vorüber. Der Hauptmann fragte ihn nach der Wohnung des Anselmus, der im Orte der oberste königliche Beamte war. Der Junge war sogleich bereit, sie hinzuführen. Im Weitergehen erzählte er, daß der Herr, den sie besuchen wollten, in Zeit von einem halben Jahre seine Frau und beide Kinder verloren habe. Er wirthschafte jetzt ganz allein mit einem Diener und es fehle weder an Raum für die Gäste, noch für die Pferde.

Sie hielten vor einem sehr ansehnlichen

Hause still. Ein schlicht in Ueberrock gekleideter Mann öffnete die Thür und beleuchtete die Abgestiegenen mit gerunzelter Stirn etwas näher. „Es sind gute Herren, die Sie besuchen wollen, Herr Anselmus," sagte der Knabe, und entfernte sich, ohne auf einen Dank zu warten. „Seyn Sie willkommen," sagte der Hausherr einsylbig.

Er schien noch nicht über vierzig Jahr alt zu seyn; aber unverkennbare Züge vormaligen Grames oder auch einer bleibenden Unzufriedenheit spannten sein Gesicht. Das weißlich blonde Haar war schlicht, aber nachlässig gescheitelt und unter den gleichfarbigen langen Augenbraunen sahen die mißtrauischen Blicke der grauen Augen stechend hervor. — Als der Hauptmann seinen Namen nannte, ging indeß eine sicht-

bare Veränderung in ihm vor. Mit einem eigenen Lächeln, wie man es sonst etwa bei der hoffnungslosen Verzweiflung sich zu denken pflegt, das bei ihm aber das gewöhnliche worden, trat er aus seinem wortkargen Ernste in eine ganz entgegengesetzte Lebendigkeit hinüber. Er ließ Fragen und Berichte in der buntesten Reihe wechseln und vergaß darüber so ganz, sich um die Bequemlichkeit seiner, wie er versicherte, ihm sehr angenehmen Gäste zu bekümmern, daß Coucy für Wilhelm das Wort nehmen und um ein Zimmer zum Umkleiden bitten mußte. „Thun Sie sich keinen Zwang an und machen Sie sich's hier selbst so bequem als thunlich," gab er zur Antwort. Und nun erzählte er zur Erläuterung, daß auch er die Sitte habe, sich überall als Einquartirung anzusehen und ohne Umstände

von der ersten Stube, in die er hineingewiesen sey, Besitz zu nehmen.

Gegebener Erlaubniß nach wurde die ohnedies etwas wüste Studirstube nun zur Umkleidung benutzt. Wilhelm fühlte sich durch die Seltsamkeit aufgeheitert. Ununterbrochen wechselten Reden und Gegenreden. Erst als beide Gäste sich häuslich und bequem fanden, fiel es dem Wirth ein, sich zu entschuldigen, daß er den Diener hereinzurufen vergessen habe. Er holte es nach, weil einige Stühle abgeräumt werden mußten, wenn man sich setzen wollte, und der Bursche war so vernünftig, daß er ohne fernere Weisung Flaschen und Gläser herein brachte.

Aus dem lebhaften Gespräch der ersten

halben Stunde ihres Aufenthalts vernahm Wilhelm von den Lebensumständen des ihm interessanten Mannes genug, um sich in sein Wesen hinein finden zu können. Anselm hatte sich anfangs dem geistlichen Berufe gewidmet, weil der plötzliche Verlust seines liebsten Bruders ihn in eine ernste, wehmüthige Stimmung versetzte, die er für eine religiöse hielt. Auch hatte er wirklich schon einige Jahre lang das Amt eines Pfarrers bekleidet. Aber nach Verlauf derselben fand er seine Vorträge so unbesucht und alle seine Gemeindeglieder so ganz von sich abgewendet, daß er den Posten aufgab und als Schulmann an die erste Klasse einer Stadtschule trat. Jedoch auch hier widerfuhr ihm das Unglück, daß seine Mitarbeiter sich mit ihm entzweiten und die meisten Eltern ihre Kinder seinem Unter-

richt entzogen. Zur rechten Zeit für ihn traten jetzt jene Kriege ein, die Alles in Bewegung setzten. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte er seine unangenehmen Verhältnisse abermals verlassen und ging als Feldprediger wenigstens äußerlich in den früher gewählten Stand zurück. Nach seinen Reden zu schließen, hatte er sich in dieser Lage am wohlsten befunden. Er erzählte gern und oft von den mancherlei Auftritten, die das bewegliche Leben des Krieges einem des Wechsels begierigen Sinn angenehm machen.

Damals hatte er auch den Hauptmann von Coucy kennen gelernt, dem die vorzügliche Reizbarkeit seiner beweglichen Seele gefiel und der mit dem eigenen klaren und festen Sinne auf dieselbe einen starken Ein-

fluß gehabt haben mußte. Aber der Friedensschluß hatte beide Männer bald wieder getrennt.

Anselm glaubte nun hinreichend erkannt zu haben, daß kein Stand für ihn passe, der gleich dem des Geistlichen oder des Lehrers von dem Urtheil der Untergebenen abhängig ist. Er schlug darum alle Erbietungen, die ihm von der Regierung in dieser Absicht gemacht wurden, aus. Sein Vater war königlicher Beamter über die Berg- und Hüttenwerke seiner Heimath und bereits in hohen Jahren. Bei ihm hatte Anselms Familie gewohnt, während dieser in den Krieg gezogen. Zu ihm kehrte er selbst zurück; und da er schon früher ihm in seinem Geschäfte rechnend und schreibend an die Hand gegangen war, so faßte er den

Plan auf, sich in nothdürftigen Stand zu setzen, um jetzt als Gehülfe ihm förmlich beigeordnet werden zu können. Es gelang ihm, und als der Greis starb, wünschte die Anhänglichkeit der Leute an die Familie den einträglichen Posten auf den Sohn herübergebracht zu sehen. Gerade kehrte dieser aus der Hauptstadt mit der Bestätigung zurück, als ihn jenes gehäufte Unglück traf, von dem schon der führende Knabe unsern Freunden erzählt hatte. Ohne von mehr als einer leichten Unpäßlichkeit der Seinigen gehört zu haben, fand er bei seiner Zuhausekunft die Frau mit dem ältesten Kinde schon nicht mehr da. Sie waren am Tage zuvor beerdigt. Und wenige Wochen darauf folgte auch das zweite Kind den Vorangegangenen nach. — Meister fühlte sich von einem so harten Loose be-

wegt. Er meinte, aus diesen Unglücksfällen alle Züge des Gesichtes erklären zu müssen. Der wenig betonte Ausdruck der Worte, das kalte Berichtähnliche in der Schilderung seines Mißgeschicks, selbst das um den Mund zuckende seltsame Lächeln, schienen ihm Spuren eines tief nach innen, nach den Wurzeln des Lebens grabenden Schmerzes. Er äußerte bei den letzten Mittheilungen in einigen Worten herzlich seine Empfindung.

„Sie sind noch jung," versetzte Anselm, indem er ihn mit gerunzelter Stirn ansah, „und ich bin nun schon acht und dreißig Jahre alt. Sie sind auch vielleicht glücklicher als ich. Aber glauben Sie mir," setzte er mit seinem Lächeln hinzu, „man wird an das Unglück gewöhnt; ich kann

ziemlich etwas vertragen." Plötzlich abspringend fragte er mit der angelegentlichen Erkundigungsart eines ehemaligen Schulmannes nach Wilhelms Geburtsort, Verhältnissen, Beschäftigungen und Planen. Als sich dieser einen Freund der Kunst nannte, sagte er lebhaft:

„Seyn Sie noch einmal herzlich willkommen! Ein ächter Freund der Kunst ist mir immer sehr verehrenswürdig gewesen, und als ich noch in freieren Verhältnissen lebte, habe ich selbst mehrere recht tüchtige Künstler kennen gelernt, deren Umgang mir überaus werth war. Ja, ich habe damals wohl geglaubt, zu eigenen Arbeiten einiges Talent zu haben, und es liegen noch mancherlei Anfänge der Art unter meinen Papieren."

Wilhelm fragte ihn, wie er von einer Beschäftigung abgekommen sey, die gerade einem in vielfachen Lagen versuchten Sinne den besten Erfolg und die meiste Befriedigung verspreche.

„Ich arbeitete an einem Roman," erzählte Anselm, „der die weitere Ausführung einer überaus anziehenden und noch wenig bekannten Novelle seyn sollte. Es waren auch schon mehrere Capitel fertig, als ich den unglücklichen Einfall hatte, die Handschrift einem meiner Freunde vorzulesen. Er billigte den Gedanken, aus einer Novelle einen Roman herauszuspinnen, völlig; er war auch mit mir ganz überzeugt, daß ein solches Werk den besten Halt, das größeste geschichtliche Ebenmaß der Theile, die glücklichste und befriedigendste Entwicklung

erhalten könne. Aber als er damit fortfuhr, in der besten Absicht mir die großen Anforderungen an einen Roman vorzustellen, machte er mich so angst, daß ich gleich nach seinem Weggehen die fertigen Bogen bei Seite legte und nicht wieder vornahm."

„Und diese Bedenklichkeit war Ursache, daß Sie alle Versuche in der Kunst aufgaben?"

„Was ich zunächst vornahm, weiß ich nicht mehr. Aeußere Umstände machten mein Leben etwas unruhig. Aber wenn ich auch auf eigene Arbeiten verzichtete, so habe ich mich darum doch nicht der Kunst entfremdet. Eben jetzt beschäftige ich mich mit einer Lebensbeschreibung des göttlichen Plato, die gewissermaßen auch als ein Kunstwerk

betrachtet werden könnte." — „Sie sind fleißig," sagte der Hauptmann und deutete auf viele Folianten, Quartanten und Octavbände, die auf dem Arbeitstische und den umstehenden Stühlen aufgeschlagen und in Verwirrung unter einander lagen. „Aber Sie haben sich einen Gegenstand gewählt, der eben so schwierig ist, als man ihn anziehend nennen muß."

„Ich hoffe doch manches zu leisten," antwortete Anselm. „Erst heute hatte ich das Glück, die Nachricht aufzufinden, daß die Sage von der Atlantis durch Solon aus Aegypten gebracht sey. Bekanntlich aber stammte Plato aus der Familie des großen Gesetzgebers her, und so ist eine Dunkelheit glücklich durch die zusammentreffenden Umstände aufgehellt."

Coucy äußerte die Besorgniß, daß er seine Lebensbeschreibung des Plato vielleicht etwas zu philologisch anlegen möge. Der eifrige Anselm stellte dagegen die Behauptung auf, daß nur die Philologie, nur das strenge Studium der griechischen Schriftsteller uns von den noch immer vorhandenen Ueberresten der Barbarei des Mittelalters befreien könne.

Wilhelm erwartete jetzt ein lebhaftes Gespräch über den Werth, den die Kenntniß der griechischen Kunst für unsere Zeit und zunächst für deren Dichter habe und war sehr begierig, darüber aufgeklärt zu werden, wie groß der Schaden wirklich seyn möge, den er seinen Kunstbestrebungen durch Vernachlässigung der Griechen zugezogen. Aber sein Freund wich dem Streite

aus, indem er sagte: „So wie man ehedem bei Zweikämpfen Tages zuvor bloß den Kampfplatz bezeichnete, ebnete und umschränkte, so wollen auch wir uns heute damit begnügen, unsre gegenseitigen Meinungen in bestimmter Schärfe einander gegenüber zu stellen."

Er willigte gern in den längeren Aufenthalt, welchen Anselm lebhaft begehrte. Auch Wilhelm hatte angefangen ihn zu wünschen, seit dieser darauf drang, daß die aufgeworfene Streitfrage auf's gründlichste erörtert werden müsse. Er beschloß, zur Vertheidigung seiner Sache alle Kräfte des verständigen Nachdenkens zusammen zu nehmen und die Ordnung der ihm zufließenden Gedanken raubte ihm selbst die erste Zeit des Schlafes.

Wie leid war es ihm daher, als der Hauptmann am folgenden Morgen erklärte, die Durchführung des Streites werde ihm allein überlassen bleiben. Als er, unangenehm überrascht, die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse bemerklich machte, erwiederte jener lächelnd: „Sie werden vermuthlich schneller mit Ihrem Gegner fertig, als Sie es selbst denken."

Die Ursache, warum Coucy den verabredeten gelehrten Streit an Meister übertrug, war nicht bloß seine Bekanntschaft mit Anselms wandelbarer Sinnesweise. Er gab sie seinem Freunde an.

Wir erinnern uns, daß auf den Gütern des Barons noch die Stollen und Schachte ehemals gangbarer Kupfer- und

Eisenbergwerke sich vorfanden. Nach alten Rechnungen des Familienarchivs mußte der Ertrag derselben sehr bedeutend gewesen seyn, und es war sehr glaublich, daß sie nur durch Armuth der Besitzer in Verfall gekommen. Von einer Wiederaufnahme war schon längst die Rede gewesen; aber erst jetzt sah sich der Baron als Gutsherr in solche Umstände gesetzt, daß er einen Versuch der Art in gehörigem Umfange durchzusetzen vermochte. Es galt vor allen, eine hinreichende Anzahl von bergmännischen Familien auf die Güter zu ziehen, weil die ehemals dort angesiedelten entweder längst fortgezogen seyn oder ihre Erwerbsart verändert haben mußten. Und in der ganzen umliegenden Gegend waren keine Bergleute zu finden.

In einem Landstriche, dessen sämmtliche Gebirge schon mit inneren Gängen durchkreuzt waren, dessen Uebervölkerung vielen Haushaltungen seine vortheilhaften Anerbietungen erwünscht machen konnte, mußte Coucy wohl jenen Plan mit Lebendigkeit wieder aufgreifen. Wenn ihn die Sitteneinfalt und Genügsamkeit, wodurch sich die Einwohner der Gebirgsländer noch immer auszeichnen, von der einen Seite reizte, so überschlug er auf der andern, welche ansehnliche Verwendungen der Graf als Gutsnachbar des Barons für die Anlegung von Fabriken zu machen bereit sey. Das schöne Bild der ganzen, in Wohlstand aufblühenden Gegend rundete sich dadurch vor seiner Seele. Denn Bergbau und Fabrikwesen schienen sich geschwisterlich zu einander halten zu müssen. Es ist nicht allein das sich ergänzende Bedürf-

niß, was beide Erwerbsweisen verbindet; es ist der tiefere Grund, daß beide in einem Stamme wurzeln, das beiden die gleichartige Fähigkeit der Bearbeiter zur treibenden Feder dient. Der Mensch muß über die Elemente des Wassers und des Feuers Herr geworden seyn, er muß diesen wilden Naturkindern durch seinen Verstand das Joch aufzulegen wissen, so steht es bei ihm, ob er sie für den unmittelbaren Gewinn der Metalle oder für die Anfertigung künstlicher Bedürfnisse in Dienst nehmen will. Darum gedeihen beide Beschäftigungen am besten neben einander; sie zusammen machen eine Gegend zu einem weiten Laboratorium, wo die Experimental-Physik eigentlich großartig geübt wird.

Als der Hauptmann unserm Freunde

diese Entwürfe und Gedanken mittheilte, mußte der letztere ihn wohl darüber entschuldigen, daß er ohne Zeitverlust an ihre Ausführung gehen und sich durch den Augenschein von der Tüchtigkeit der einzelnen Arbeiter an den verschiedenen Orten überzeugen wollte. Er selbst entzückte sich in der Vorstellung, daß der umfassende Plan gelingen könne. Ihm schien besonders das bedeutend, daß die einfache, gesunde Weise der Bergleute der kränklichen Ueberspannung, welche so viele Fabrikarbeiter zu religiösen Schwärmern macht, entgegen wirken werde, so wie umgekehrt die Wohlhabenheit von diesen die gewöhnliche Armuth unter jenen erleichtern müsse.

Aber mit einiger Bedenklichkeit dachte

er doch daran, wie er den gegen die Philologie erhobenen Streit allein mit Ehren durchführen solle.

Elftes Capitel.

Wenn es anziehend ist, Menschen kennen zu lernen, deren ganzes Leben von Einem großen Willen in immer gleicher Richtung fortbewegt wird: so ist es dagegen auch nicht uninteressant, Gemüther von ganz entgegengesetzter Weise zu finden, die zwar einen lebendigen, starken Willen, aber keine bestimmte Richtung für denselben haben. Jene gleichen der Magnetnadel, die sich ungestört gegen den fernen, wenn auch oft in

nächtlichen Meerstürmen unsichtbaren Pol hinwendet; diese aber könnte man einer solchen Nadel vergleichen, sobald sie durch nahes Eisen bald zur Rechten, bald zur Linken hingezogen wird.

Eine solche Gemüthsbeschaffenheit mußte unser Freund dem Anselm zuschreiben, wie er dessen Wesen und Beschäftigungen näher kennen lernte. Jeder neue und ansprechende Gedanke fand zuverlässig nicht allein seine bloße Billigung; die Freude über eine neugefundene Ansicht hob alle besonnene Prüfung ihres Gehaltes an reiner Wahrheit auf. Er konnte nicht anders, als sie augenblicklich für vollwichtig annehmen, bis ihm später eigenes Nachdenken oder fremder Widerspruch auf seine Uebereilung aufmerksam machte. Dann warf er das mit so

viel Wärme Aufgenommene mit eben so großer Entschiedenheit zurück, um dasselbe Spiel der Täuschung auf einem andern Punkte an sich wiederholen zu lassen. Mehr als seine Schicksale, die er mit großer Gelassenheit ertrug, hatte diese Richtungslosigkeit seines Geistes den Gesichtszügen jene trübe Spannung gegeben, die bei dem ersten Blicke so stark auffiel.

„Ich habe über unsre gestrigen Gespräche nachgedacht," begann er zu Wilhelm, „und ich muß nur gleich jetzt gestehen, daß ich meine Behauptungen größtentheils aufgegeben. Was kann daran liegen, ob Plato den Mythus von der Atlantis, vom Solon oder ob er ihn anderswoher hatte? Was liegt überhaupt an allen kleinen Lebensumständen des großen Weisen,

die zum besseren Verstehen seiner Ansichten so gut wie gar nichts austragen? Ja, wie ungewiß muß es bleiben, ob nur zehn Männer in ganz Deutschland die vielgerühmten Ideen des Plato eigentlich kennen und ob unter diesen zehen einer ist, der sie billigt? Für einen einzigen aber ein Buch zu schreiben, das nichts weiter für ihn wäre, als ein äußeres Hülfsmittel, ist doch wirklich gegen zu große Arbeit zu wenig Lohn."

„Wie war es aber möglich," fragte Wilhelm ganz verwundert, „daß Ihnen diese Betrachtungen nicht beim Anfang Ihrer Arbeit einfielen?"

„Ich las Plato's Werke in der Uebersetzung von Schleiermacher," erklärte An-

selm, „und wenn Sie das jemals auch thaten, so werden Sie begreifen, daß ich mich von der einen Seite stark angezogen, aber auch auf der andern große Schwierigkeiten fand, aus jedem Gespräche den Hauptgedanken herauszunehmen. Je mehr Werth ich von je auf Plato's Ideen setzen hörte, ohne doch mein Lebtage Einen gefunden zu haben, der davon klaren Bescheid zu geben wußte, um desto mehr wurde ich gereizt, dieselben nicht allein für mich zu erkennen, sondern auch andern faßlich darzulegen. Und dazu schien mir eine Lebensbeschreibung das beste Mittel. Wie leicht mußten sich da alle jene berühmten Ideen in derselben Folge, wie sie Plato's forschender Geist entdeckte, hervorheben lassen! Wie natürlich sich eine aus der andern und alle aus seinem Geist und seinem Leben erklä-

ren! Aber freilich fand ich bald, daß dazu eine Ordnung der Werke nach der Zeitfolge noth sey und nun sah ich mich in die peinlichen philologischen Forschungen über Aechtheit einzelner Stücke, wie über ihre frühere oder spätere Abfassung hineingezogen. So unbelohnend solche Untersuchungen dem Unbefangenen erscheinen, solch eine wunderliche, ganz unbegreifliche Gewalt haben sie doch, den einmal Angezogenen fest zu halten. Es ist, in Ernst gesagt, als wenn ein Mensch in Verbündniß mit dem Bösen tritt, wo er auch fester gehalten wird, als in jedem Bunde mit etwas Gutem. Erinnern Sie sich nur, wie Niemand so ganz in entlegenen Kleinigkeiten lebt, als der Philologe; wie die geistreichsten Männer, denen es gewiß nicht an Urtheil fehlte, doch bald in den Geschmack kamen, die unbe-

deutendste verschiedene Lesart des unbedeutendsten alten Schriftstellers mit einer Mühe zu untersuchen und zu würdigen, die sie an das Lesen eines ganzen Stücks von Schiller gewiß nicht gewandt haben würden. Anders als aus einer Art Verzauberung kann ich mir das nicht erklären. Und dieser Zauber wirkte auch auf mich, sobald ich einmal unter die Folianten und Quartanten gerathen war. Einige Conjekturen, die ich machte, schienen mir um so bedeutender, je mehr sie hundert andere, die ich in meinen Büchern fand, wirklich übertrafen. Jetzt hat sich jener Zauber verloren, und ich sehe die unermeßlichen Schwierigkeiten meines undenkbaren Planes zu wohl ein, als daß ich ihn nicht lieber ganz aufgeben sollte."

Wilhelm mußte das billigen; denn von

einzelnen Conjekturen bis zu der glücklichen Auseinandersetzung von Plato's Ideen schien ihm wirklich ein unermeßlicher Weg. Aber er konnte sich nicht enthalten, über Anselms wunderlichen Vergleich zu lachen. Es fiel ihm ein, wie oft er selbst von dem Conzipienten seiner Lehrjahre im Anfang mit einem Zauberer verglichen war, zu einer Zeit, da er noch wenig Bezauberndes in seiner Gewalt oder Natur hatte.

Indessen war Anselm neugierig, zu erfahren, was Meister seinen gestrigen Behauptungen entgegengesetzt haben würde, falls er bei ihnen geblieben wäre.

„Es war nur wenig," versetzte er. „Ich wollte es vornämlich durchzuführen suchen, daß alle Ansprüche, welche die Phi-

lologen machen, auf einem Fehlschlusse beruhen. Sie setzen es als Grundsatz voraus, daß die Griechen in Sachen des Geschmacks und der Kunst unübertrefflich seyen und das läßt sich ohne Weiteres zugestehen, wenn man nur an die Vorzüglichen unter ihnen denken will. Da nun jeder Mensch sich am leichtesten durch die Kunst zum reinen Geschmack bildet, so folgern sie, daß wir uns eben deshalb durch die Griechen und nach den Griechen zu bilden haben."

„Das scheint mir aber ein sehr richtiger und kein Fehlschluß," sagte Anselm.

„Er ist es doch wohl," meinte Wilhelm. „Denn wenn die Griechen wirklich zu der höchsten Kunst, zum lautersten Geschmack gelangten, so müssen wir, um zu

demselben Ziele zu kommen, uns fürwahr nicht sowohl durch sie als wie sie, nicht nach ihnen, sondern gleich ihnen bilden. Sehen wir aber auf die Art, wie sie sich bildeten, so finden wir in ihnen ein Volk, welches durchaus nur die eigene Literatur und Sprache kannte und schrieb, durchweg nur die eigenen Schriftsteller las und so viel ich darüber urtheilen kann, nicht einmal aus Liebhaberei eine fremde Sprache neben der seinen lernte. Wenn der Deutsche überall seine Mundart daran giebt, wie er über die Gränzen tritt, so blieben die Griechen — nationaler als selbst die Franzosen — in Palästina, Aegypten, Indien und Italien hartnäckig bei der ihren. Ja ich glaube nicht, daß sie nur selbst diese etwas philologisch kennen lernten, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Blüthe nur

eine einzige Grammatik der eigenen Sprache hatten. Um es kurz zu sagen, sie waren das am wenigsten philologische Volk aller Zeiten, und darum ist es schwer zu denken, daß ihnen diejenigen nachkommen werden, die ihre Sprache ehren, dem bildenden Geist in ihnen aber geradezu widerstreiten."

„Wirklich," sagte Anselm, „es wäre der Mühe werth, daß Sie Ihren Angriff auf die Philologie weiter ausbildeten. Es ließe sich Ihren Sätzen eine Schärfe geben, die eine Widerlegung schwer machen müßte."

„Meine Kenntniß der griechischen Literatur ist so unvollkommen," gestand Wilhelm, „daß meine Abneigung vor der Philologie sehr zweideutigen Ursprungs scheinen dürfte. Uebrigens wünschte ich nichts mehr,

als nur so weit damit bekannt zu werden, daß ich über das Wesen der alten Kunst ein anderes Urtheil hätte, als das aus Winkelmanns, Herders, Schlegels und andern Schriften entlehnte."

„Damit kehren Sie aber zur Billigung der Philologie zurück," meinte Anselm.

„Ich werde mich gern mit dem Lesen von Uebersetzungen begnügen," sagte Meister. „Mag man gegen die vorhandenen Arbeiten der Art noch so vieles einzuwenden haben: so viel ist mir ausgemacht, sie sind doch besser, als meine eigene Verdeutschung je werden könnte. Und darum gebe ich ihnen auch billig vor dem Lesen des Originals den Vorzug. Denn es ist ja auch in diesem Fall nicht der Urtext, welcher auf uns einwirkt und an uns bildet, sondern zunächst unsere eigene, wenn auch nur im stillen Innern vorgenommene Uebersetzung. Dazu kommt, daß ich am meisten aus dem Ueberblick des Ganzen lerne. Und nur in einer Uebersetzung kann ich ein ganzes Drama des Sophokles in seinem Plan, in der Vertheilung seines innern Bau's, in dem Fortschritt seiner Entwicklung übersehen. An kleinen Schönheiten einzelner Verse mag ich vielleicht dabei verlieren; aber der Verlust ist nicht unersetzlich, die sind es auch gewiß nicht, um derentwillen man die Griechen lesen muß."

„Ganz das nämliche," versetzte Anselm, „ließe sich wieder gegen alle philologische Bildung, auch der Jugend bemerken." — „Es käme auf den Versuch an," meinte

Wilhelm, „ob man mit deutschen Uebersetzungen in den Schulen nicht mehr erreichte, als mit dem zerhackten Lesen der Originale. Da die Einführung der Philologie in dieselben schon vor Jahrhunderten in der Absicht geschehen sey, um dadurch eine freiere menschliche Bildung zu veranlassen, so dürfe man gegenwärtig doch wohl nachsehen, ob man den angegebenen Zweck auch erreiche. Die Philologen selbst zwar behaupteten das allerdings; der Nicht-Philologe finde aber an ihnen und ihren Schülern den großen, freien Geist, die attische Urbanität, den Wohllaut der Sprache, den reinen Geschmack des Styles durchaus nicht, wodurch die Nachfolger der Hellenen sich bezeichnen müßten. Die deutsche Kunst sey vielmehr von Männern emporgebracht, die wohl nur wenige griechische Sprachkenntniß gehabt haben möchten. Mit demselben Sinne, mit welchem man ehedem die griechischen Schulen anlegte, um einen edlen Zweck zu erreichen, könne man immer den Versuch wagen, einmal jene Veränderung des Planes eintreten zu lassen. Der Lehrer habe dann mit den Worterläuterungen weiter nichts zu thun und könne mit desto mehr Erfolg die Schwierigkeiten des Sinnes erklären. Und sobald man nur die Idee auszuführen anfange, werde es an Versuchen zu besseren Uebersetzungen eben so wenig fehlen, als wir sonst an Schulbüchern unter uns in irgend einem Stück Mangel hätten."

„So sehr Sie in Ihren Behauptungen und Vorschlägen Recht haben mögen," sagte Anselm, „so wenig wird es doch ge-

lingen, die Philologie aus dem Jugendunterrichte zu verdrängen. Allerdings leistet sie das nicht, was man sich von ihr zu Anfang versprach, sie bildet weder den Geschmack, noch die Sitten. Aber man hat auch schon längst aufgehört, die Schulerziehung auf diese beiden Punkte zu beziehen. Unsere heutige Bildung ist nicht auf die Kunst, sondern auf die Wissenschaftlichkeit angelegt, und für diese ist das Sprachstudium wirklich zu der Basis geworden, die es für jene nicht seyn konnte."

Wilhelm erklärte sich zufrieden, wenn man nur den Künstler von den Patronatsrechten der Philologie frei spreche und ihm das Lesen guter Uebersetzungen erlaube. Anselm war sogleich bereit, ihm den Dienst eines erläuternden Gehülfen zu leisten und

wollte die neue Idee des Studiums der Alten in ihrem ganzen Umfange versucht haben. Voß's Uebersetzung des Homer und Herders Anthologie waren unter seinem Büchervorrath. Der Diener wurde in eine benachbarte Stadt geschickt, um von seinen Freunden, den Lehrern am dortigen Gymnasium, andere Verdeutschungen zu leihen. Wilhelm lag besonders daran, die griechischen Tragiker kennen zu lernen, und er verschrieb sich dazu den Aeschylus von Stolberg und was von Sophokles und Euripides einzelnen Werken gut übersetzt worden ist.

Als der Hauptmann schon zu Mittag die Bekehrung des Anselmus von der philologischen Manier vernahm, sagte er lächelnd: „Man ist es an Ihnen schon

gewohnt. Als ich Sie zuerst kennen lernte, arbeiteten Sie gerade an einem Werke über die Liturgie, und nach den großen Zurüstungen, die ich Sie machen sah, hätte ich ein grundgelehrtes Hauptwerk erwartet. Eben wie gestern lagen die Folianten aufgeschlagen auf Ihrem Arbeitstisch. Aber wenige Tage darnach waren sie eben wie heute verschwunden."

„Es ist wahr," sagte Anselm ernsthaft, „ich habe schon mancherlei unternommen, das ich nicht zu Ende führte. Aber ich kann mich unmöglich überwinden, eigensinnig aus bloßer gerühmter Consequenz mich einer Arbeit aufzuopfern, die mir nicht mehr genügt und an deren Erfolg ich angefangen habe zu zweifeln. Voraus aber läßt sich nicht alles so genau

berechnen und wägen, daß man da sogleich alle Einwendungen und Bedenklichkeiten beherzigen könnte."

Zwölftes Capitel.

Wir lesen in den Nachrichten aus jenen Zeiten, wo die altgriechischen Dichter zuerst wieder im westlichen Europa bekannt wurden, von einem fast unglaublichen Einfluß, den sie auf die Denkart und die Bestrebungen ihrer ersten Leser und Bearbeiter hatten. Ob es die Neuheit der Vorstellungen war, die sie auf einmal in eine an sich selbst veraltende Zeit brachten? Oder ob das reifere, zur richtigen Schätzung mehr

geeignete Alter, in welchem zuerst Männer und nicht Knaben sie lasen, daran den größeren Antheil hatte? Oder ob der Eindruck des Schönen ohne Varianten und wissenschaftliche Scholien reiner und eben darum auch stärker war? Wer mag darüber entscheiden! Vielleicht wirkten alle diese Gründe zusammen. Unläugbar ist es aber, daß die alten griechischen Dichter bei aller größern Richtigkeit unserer Ausgaben, bei aller bessern Zusammenstellung der nöthigen Vorarbeiten, bei aller größeren Bildung unserer Zeit, doch für gewöhnlich nicht mehr so stark auf die Gemüther wirken, als sie auf Boccaz, Petrark, Melanchthon, Fizinus und so manche andere berühmte Männer der früheren Jahrhunderte gewirkt haben.

So wie sich aber der Charakter einer

früheren Zeit zuweilen in einer einzelnen Erscheinung spät wiederholt, so äußerten die wenigen Griechen, welche Meister bloß in Uebersetzungen las, auf ihn einen Einfluß, der an jene Zeiten ihrer ersten Wiederaufnahme erinnern konnte. Wir wagen nicht, es vollständig erklären zu wollen, wie sich dieses in seiner Seele vermittelte, wie es bei der Unvollständigkeit seiner Quellen überhaupt möglich war. Die Lösung solcher Probleme überlassen wir gern dem Scharfsinn Anderer, indem es uns genügen muß, nur das Bedeutendste von dem hervorzuheben, was die sogenannten Wanderjahre unseres Freundes zugleich zu Jahren des Weiterstrebens machte.

Plutarchs Lebensbeschreibungen in einer, immer doch etwas ungelenken Uebersetzung

hatten Meistern zuerst stark ergriffen. Ganz auf ihr Lesen vorbereitet, übersah er alles Steife des deutschen Ausdrucks und hielt sich allein an den Inhalt, den er mit einem leichten Ueberblick faßte. Die Größe des Alterthums war ihm anschaulich, fühlbar geworden, nicht bloß in den einzelnen Charakteren des Biographen, sondern zugleich in ihrer die Volksverfassung begreifenden Basis. Er erkannte sie als etwas, das nicht bloß Griechen oder Römern möglich gewesen, nein als etwas allgemein Menschliches, dessen Geheimniß dem Cid wie dem Camill und Epaminondas und überhaupt allen bedeutenden Menschen aller Völker und Zeiten offenbar worden sey. Er glaubte dessen lösende Formel selbst zu kennen. Inneres Gesetz statt des äußeren Gebotes und unverbrüchliche Treue gegen dasselbe,

das war nach seiner festen Ueberzeugung der Stein der Weisen, der in das todte Liegende der Alltäglichkeit das gediegene Gold eines reinen Seelenadels hinein schuf.

So hatte er seinen Camill bearbeitet; in diesem Sinn hatte er die Heldengallerie des Plutarch mit immer neuer Bewunderung auf das wiederholteste betrachtet. Die zahlreichen Stücke derselben ließen ihn beinahe des Cid vergessen; wenigstens erschien er ihm wie ein vereinzelter Stern gegen Griechenlands und des alten Roms vollbestirnten Himmel. Dort, in der längst untergegangenen Zeit eines anderen Glaubens, anderer Verfassungen, anderer Lebensweise sah er die Majestät des himmlischen Ideals am herrlichsten sich verklären. Alles, was andere Jahrhunderte Aehnliches aufstellten,

dünkte ihm nur als eine Erinnerung der ewigen Natur an ihre ehemalige schönste Offenbarung; ein Versuch, die träumenden Geschlechter mit beschämendem Zuruf zu erwecken. Er selbst glaubte in Stunden der Begeisterung diesen Zuruf zu hören, und dann wiederholte er wohl jene im Frühlinge gesprochenen Worte: „Warum sollten wir muthlos auf die entschwundenen Griechen sehen? Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich?“

Aber jenes Doppelte in seinem Wesen, jene mit der Treue so eng verbundene und doch ihr so stark entgegenwirkende Sehnsucht, war noch immer nicht in Einheit aufgelöset. Und wie dieser widerstrebende Zug nach zwei verschiedenen Seiten ihn wohlthätig gespannt hatte, da er sein erstes

das war nach seiner festen Ueberzeugung der Stein der Weisen, der in das todte Liegende der Alltäglichkeit das gediegene Gold eines reinen Seelenadels hinein schuf.

So hatte er seinen Camill bearbeitet; in diesem Sinn hatte er die Heldengallerie des Plutarch mit immer neuer Bewunderung auf das wiederholteste betrachtet. Die zahlreichen Stücke derselben ließen ihn beinahe des Cid vergessen; wenigstens erschien er ihm wie ein vereinzelter Stern gegen Griechenlands und des alten Roms vollbestirnten Himmel. Dort, in der längst untergegangenen Zeit eines anderen Glaubens, anderer Verfassungen, anderer Lebensweise sah er die Majestät des himmlischen Ideals am herrlichsten sich verklären. Alles, was andere Jahrhunderte Aehnliches aufstellten,

dünkte ihm nur als eine Erinnerung der ewigen Natur an ihre ehemalige schönste Offenbarung; ein Versuch, die träumenden Geschlechter mit beschämendem Zuruf zu erwecken. Er selbst glaubte in Stunden der Begeisterung diesen Zuruf zu hören, und dann wiederholte er wohl jene im Frühlinge gesprochenen Worte: „Warum sollten wir muthlos auf die entschwundenen Griechen sehen? Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich?“

Aber jenes Doppelte in seinem Wesen, jene mit der Treue so eng verbundene und doch ihr so stark entgegenwirkende Sehnsucht, war noch immer nicht in Einheit aufgelöset. Und wie dieser widerstrebende Zug nach zwei verschiedenen Seiten ihn wohlthätig gespannt hatte, da er sein erstes

Hauptwerk arbeitete und darin der großen Treue huldigte: so führte er ihn auch jetzt vom Plutarch weiter und öffnete sein Herz, daß Homer, Aeschylus, vor allen andern aber Sophokles mit seiner wunderbaren Schönheit frei hineindringen konnten.

Ein Held zu werden in dem Sinne, wie seine Vorstellungen es so herrlich ausmalten, das war ihm unmöglich; eben so unmöglich, das allgemein Menschliche, welches er in seinen Vorbildern nur entwickelt sah, an sich selbst zu entweihen. Darum hatte die griechische Größe für ihn nicht allein etwas Erhebendes, sondern zugleich etwas Beängstigendes, bis er sich eben erinnerte, daß die Kunst ihm schon einmal in solchem Zwiespalte den Frieden gebracht habe.

„Wie nahmen sich denn Aeschylus, Sophokles und Euripides?" fragte er, „sie, die jenen großen Menschen noch so viel näher standen, die unter gleichen äußern Begünstigungen selbst großartig mußten denken lernen? Da sie keine Helden wurden, wie löst'ten denn sie jene ewigen Foderungen des Göttlichen? Sehnten sie sich bloß mit Ossians elegischen Klagen um die Vergangenheit nach einer Kraft, die sie selbst zu gewinnen keine Schritte thaten? Oder haben sie ein Geheimniß, wie ich es auch für mich bedarf und suche?"

Er ahnte es, was die griechischen Dichter ihm seyn, was er von ihnen lernen müsse. In der Gegenwart oder Vergegenwärtigung der Größe ein Künstler seyn können, der sie bloß spiegelt und verklärt,

und auf der Bahn des Schönen eine gleich würdige und doch eigenthümliche Größe finden — das konnte er nur am Aeschylus und Sophokles begreifen. „Ja," rief er mit fester Ueberzeugung, „es gab in Griechenland noch eine Hoheit außer der, welche mir Plutarch schildert, eine innere Treue von noch anderer Art, als Epaminondas, Aristides, Leonidas bewiesen. Von euch, ihr Dichter, muß ich sie lernen. Ihr waret ganz gewiß in eurer Seele auch groß, auch in eurem Gemüthe von einem freien innern Gesetze geregelt; ihr ruhetet sicher auf einer eigenen Grundlage, ohne mit schwankender Neigung nach der fremden euch hinüber zu beugen. Und darum müßt ihr nicht lehren, wie ein Sinn gleich dem meinigen frei neben den kolossalen Götterbildern des Plutarch emporstreben, wie er sie bewundern,

ja verherrlichen kann, ohne sie doch selbstverkennend nachzuahmen."

Seine Hoffnungen wurden immer festere Erwartungen, je öfter er darauf zurückkam und je bestimmter er sie sich ausbildete. Da war es gerade, als der Aufenthalt bei Anselmus ihm die Ausführung seiner schon gemachten Entwürfe erleichterte.

Anselmus war schon durch seine jugendliche Bildung mit dem griechischen Alterthum vertraut worden und seine spätere Anstellung als Schulmann hatte diese Bekanntschaft wieder erneuert. Begeistert, wie er jetzt eben für die Gedanken seines Gastes war, nahm er an dessen Beschäftigungen den lebhaftesten Antheil. Er leistete ihm den wesentlichen Dienst eines vernünf-

tigen Erklärers. Ohne seine Erläuterungen aufzudringen, war er doch mehrentheils im Stande, die gefoderten auf eine genügende Weise zu geben. Wilhelm wurde ihm für seine Theilnahme so gewogen, daß er an seinen Wankelmuth zu denken bald ganz aufhörte.

Man las zuerst den Homer nach der neuern Voßischen Uebersetzung. Aber mehr als das Steife ihres Ausdrucks war unserm Freunde ein Umstand widerlich, der in dem Originale selbst lag. Viele der vorkommenden Helden schienen ihm den Charakter ächter Helden gar nicht zu behaupten. Und gerade diesen hatte er eben in einem Heldengedichte und von einem griechischen Dichter am glänzendsten dargestellt zu finden erwartet.

Anselm wiederholte die von neuern Schriftstellern oft gemachte Bemerkung, daß die Beweglichkeit des griechischen Gemüthes keinen solchen eisernen Muth zugelassen habe, als man ihn bei den Rittern des Mittelalters finde. Man müsse hier die Eigenthümlichkeit des fremden Volkes nicht verkennen.

„Das ist falsch," sagte Wilhelm entschieden; „das heißt die ganze griechische Nation herabwürdigen, um einen Flecken an dem einzelnen Homer zu verwischen, so wie man das deutsche Volk herabgewürdigt hat, um Göthen als Repräsentanten seines Wesens darstellen zu können. Wie? die Griechen sollen keine andern Helden gehabt haben, als jene, die nun übermüthig sich rühmen, nun vor ihrem Gegner unrühmlich

laufen? Eine Festigkeit, die auch dem Tode in der Gestalt eines überlegenen Kämpfers ruhig entgegen tritt, die soll unter ihnen so wenig gewesen seyn, daß nicht einmal Dichterphantasie auf ihre Darstellung kam? Haben, die dieses behaupten, nie einen Blick in den Plutarch gethan? Haben sie nie von Kodrus, Leonidas, Epaminondas, Timoleon, nie von spartischem Muthe und von Perserschlachten gehört? Und das ist doch noch nicht die bewunderte Heroenzeit, welche Homer besingen will. Ich bin in voraus fest überzeugt, daß Aeschylus und Sophokles uns bessere Helden schildern, und darum wollen wir nur lieber gleich zu ihnen übergehen."

Er ließ den Homer für jetzt liegen. Später, da ihm die älteste Uebersetzung der

Odyssee von Voß und Wobesers Verdeutschung der Iliade in die Hand kamen, lernte er den großen Dichter wieder mehr anerkennen. Für jetzt aber suchte er seine Heldengestalten aus dem Plutarch bei den griechischen Künstlern wieder, und weil er sie beim Homer nicht gefunden, wendete er sich zu den Tragikern.

Freilich fand er auch hier zu seinem Leidwesen nicht jene historischen Charaktere, die er in ihnen gesucht hatte. Aus der eigentlich geschichtlichen Zeit waren nur die Perserinnen des Aeschylus, gerade eine der schwächsten Arbeiten. Aber er vergaß dieser Täuschung bald, wie das innere Wesen der beiden großen Künstler in seiner kräftig zusammengehaltenen Einfalt sich ihm aufschloß. Waren die vorgestellten Helden

auch nicht die erwarteten, so waren sie doch ihres Namens nicht unwürdig, sie störten ihn nicht, sie duldeten es, daß er seine eigenen hohen Vorstellungen ganz in sie hineintrug. Und was erst leise, dann immer gewaltiger, gleich der ächten Liebe, auf ihn einwirkte, das war der noch unbegriffene Zauber des vollesten innern Ebenmaßes, diese Freiheit in allen Werken, ja man möchte sagen, in allen einzelnen Versen eines jeden der beiden Dichter. Solch eine Harmonie war ihm in Schriften noch nirgend vorgekommen; des Aeschylus wie des Sophokles ganzes Wesen schien ihm wie in einem reinen Guß in ihren Werken abgebildet. Er war kühn genug, an den einzelnen Versen herumzutasten, um zu sehen, ob nirgend auch nur eine kleine Ungleichheit fühlbar sey, und immer mehr entzückt

überzeugte er sich, daß sie jedem Vorwurfe unzugänglich wären.

„Hier ist das Geheimniß!" sagte er sich unzähligemale selbst; „so muß des wahren Dichters Gemüth seyn! Hier ist Treue, wie er sie haben kann, eine Treue gegen inneres Gesetz, mit welcher er kühn sich neben die Helden stellen darf!"

Wie nur einem Wanderer zu Muthe seyn könnte, dem in der Irre der freundliche Tag aufgeht, und mit der Entfernung alles beängstigenden Dunkels zugleich die längst gesuchte Heimath ganz nahe auf einem glänzenden Hügel zeigt, so war unserm Wilhelm zu Sinne, wie der Geist des erhabenen Aeschylus und der des schönen Sophokles ihm das eigenthümliche Wesen

des rechten Dichters verständlich machten. Es schien ihm das Geheimniß von Mathildens Wesen zu seyn, welches so einfach klar und nur wegen seiner Einfachheit so räthselhaft aus ihnen an sein Herz hinüberſprach. Er glaubte noch nie glücklicher gewesen zu seyn, und wirklich war er der Einheit seines ganzen Wesens auch noch niemals näher.

„Wie war ich doch damals so weit von der wahren Poesie ab," sagte er zu sich selbst, „als ich sie in Göthen zu finden glaubte! und wie wenig müssen diejenigen von der griechischen Kunst verstehen, die Göthen für einen neuern Griechen halten konnten! Wie weit ist diese römische, sinnliche Ueppigkeit von Sophokles reinem Sinne, wie weit des Deutschen unklare,

bunte Mannigfaltigkeit von des Griechen himmlisch reizender Einfalt entfernt! Wie lebt dieser so ungetheilt in seinem Glauben, wie zart hebt er dessen schöneren Sinn in seinen Bildern hervor und wie charakterlos buhlt der Deutsche in ewigen Widersprüchen um allen Glauben aller Völker! Wie ist dort die friedliche Uebereinstimmung der ruhigen Gewißheit in allen Theilen, und wie muß der Deutsche mit seinem bunten Quodlibet allen streitenden Partheien zugleich mit Motto's aushelfen! Wie ist bei jenem die Sprache so edel, jedes Bild so bezeichnend, jede Gemeinheit so natürlich vermieden und wie konnte man um einzelner besseren Stellen die bloße Leichtigkeit und Präzision des Styles, die sich dann aber mit prosaischer Nüchternheit regelmäßig verbindet, wie konnte man die beim

Deutschen für etwas griechisches halten!" — Er nahm sich vor, gegen die herrschenden Kunsturtheile künftig stets auf seiner Hut zu seyn, weil sie ihn bisher schon öfter irre geführt hatten. Statt auf das oberflächliche Gerede über griechische Kunst nur irgend zu achten, wollte er, so weit seine Kräfte und Kenntnisse reichten, die griechischen Tragiker selbst untersuchen und, ohne von dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes zu weichen, nur dasjenige von ihnen lernen, was ewig und jetzt noch eben so jung, eben so menschlich, eben so natürlich und schätzbar ist als vor mehr denn zwei Jahrtausenden. Er wollte des Aeschylus, des Sophokles Sinn, nicht ihre Formen gewinnen; denn er war gewiß, daß jener und nicht diese sie zu Dichtern gemacht hätten. Und darum faßte er unter andern

Vorsätzen zugleich auch diesen, daß er wie sie streng bei der dramatischen Poesie bleiben und auch da nicht mehr in allerlei Formen wie Göthe herumwanken, sondern wie die Griechen in wenigen die Meisterschaft suchen wolle.

Dreizehntes Capitel.

„Schön und gut" — sagte Wilhelm nachdenklich. Er hatte den bei den griechischen Prosaikern gewöhnlichen Ausdruck eben in Schleiermachers Uebersetzung des Plato gefunden.

„Als ich noch an der Biographie arbeitete," sagte Anselm, „hat mich die seltsame Zusammenstellung beider Worte warm gemacht."

„Warum seltsam?" fragte Wilhelm. „Halten Sie denn das Schöne und Gute für unvereinbar?"

„Wenigstens," antwortete Anselm, „glaube ich, „daß ein ursprünglicher Widerstreit zwischen reiner ästhetischer und reiner sittlicher Billigung, zwischen dem Schönheitssinn und dem Gewissen, zwischen Kunst und Moral bestehe."

„Nimmermehr!" rief Wilhelm. „Dann hätten ja die finstern Eiferer Recht, die uns um der Sittlichkeit willen die Kunst nehmen wollen; dann wäre jede Vertheidigung der künstlerischen Bestrebungen unmöglich! Von den Anfoderungen der Sittlichkeit vermag uns nichts, auch nicht das glücklichste Talent für die Kunst zu entbinden. So-

bald der reine Kunstsinn etwas ist, dem die reine Sittlichkeit widert, so ist seine Ausbildung schon verurtheilt, und wo Einzelne sie noch suchen, so wird doch das Volk sie hassen und national wird die Poesie dann niemals."

Anselm zuckte die Achseln. „Es sollte mich wundern," sagte er, „wenn Sie noch nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, was Sie moralisch mißbilligen mußten."

„Daß ein Widerstreit zwischen dem Kunsturtheile und dem Urtheile des Gewissens bestehen könne," versetzte Wilhelm, „das vermag ich nicht zu läugnen. Aber nie werde ich es einräumen, daß er nothwendig, daß er bleibend und allgemein sey. Es besteht ja auch ein Widerspruch zwischen

dem sittlichen Gefühl und unsrer Neigung, den man eben so wenig läugnen kann, als man ihn für naturgerecht anerkennen darf. Ja mich dünkt, eben dieser zweite Widerspruch könne und müsse den ersten erklären. Das sittliche Gefühl hat wie das ästhetische mit der Neigung den Reiz gemeinschaftlich. Freilich ist der Gürtel, welcher diesen webt, bei jenen himmlischen ein anderer, als bei der letztern. Aber wenn sich das sittliche Gefühl mit der Neigung nie aussöhnt, ohne einen vollständigen Sieg, so ist dagegen das ästhetische Gefühl bei Tausenden unter uns nicht gebildet genug, um seinen eigenen göttlichen Ursprung zu ehren. In dem Wahne, seinen eigenthümlichen Reiz durch den irdischen der Neigung zu verstärken, schließt es mit ihr einen Frieden, den das gebildetere Gewissen verschmäht. Die ver-

kehrte und von diesem mit Strenge verfolgte Neigung rettet sich gern unter das Protectorat des Schönen. Gerade, weil dessen Unabhängigkeit neben dem Guten nicht geläugnet werden kann; gerade, weil es Anmaßung scheint, die Empörerin in das fremde, freie Gebiet zu verfolgen und im Reiche des Schönen die Gerichtsbarkeit des Guten ausüben zu wollen; gerade darum sehen es unsittliche, über die Würde der Kunst unklare Menschen so gern, wenn verblendete Dichter sich der verkehrten und vom Gewissen verfolgten Neigung als Anwalde annehmen. Es ist nicht das reine ästhetische Urtheil, welches hier mit dem sittlichen, es ist nicht die Kunst, welche mit dem Gewissen streitet: nein, es sind nur die Wieland und Göthe, welche diesen Streit unwürdig aufnehmen. Lassen Sie

den Schönheitssinn die Ueberläuferin zurückweisen und fremde Rechte, wie billig, heilig halten, so wird kein Krieg entstehen. Das Schöne wird neben dem Guten friedlich und unabhängig seine ausgedehnte Wirksamkeit üben und das eigene Vermögen um so mehr vergrößern, je weniger es von der Neigung Reize borgt und sich verschuldet. So war es in Griechenland. Nirgend kann ich in unserm Sophokles eine Spur davon finden, daß er die Sinnlichkeit unter den Schutz des Schönen gestellt und gegen die sittliche Strenge vertheidigt hätte. Und eben darum konnte bei den Griechen das Schöne unabhängig und friedlich neben dem Guten bestehen, eben darum entwickelte es seinen reinen himmlischen Reiz so blühend, eben darum wurde die Kunst dem Volke so werth."

„Sie erklären viel," entgegnete Anselm, „aber, lieber Freund, noch lange nicht alles. Ich fragte Sie, ob Sie nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, das Sie nach sittlichem Urtheil mißbilligen mußten, und wie mir scheint, haben Sie darauf befriedigend geantwortet. Aber es findet sich eben so häufig, daß man etwas ästhetisch mißbilligt, was dem sittlichen Urtheile wirklich genug thut, und diese Erscheinung möchte Ihnen schwerer zu erklären seyn. Sie können doch unmöglich behaupten wollen, daß es bloß das ungebildete, mißleitete Kunstgefühl sey, welches sich von den personifizirten Tugendregistern abwendet, sobald sie poetisch dargestellt werden? daß diese bloß mit der Addresse eines Namens versehenen leibhaften Ehrlichkeiten, Wohlthätigkeiten u. s. w., diese Engländer und Oheime des Lafontaine,

diese Schiffskapitains und Pfarrer des Hermes, diese Hofräthe des Island, daß die uns billiger Weise ästhetisch gefallen sollten, wo sie es doch unmöglich können? Nun aber sagen Sie mir, was hat das sittliche Urtheil an ihnen auszusetzen? Sind sie nicht, wenigstens einige von ihnen, rein moralisch? Sollte man nicht wünschen, mit lauter solchen Leuten im wirklichen Leben umgehen zu können? Wie wollen Sie es denn nennen, wenn der gebildete Geschmack sich offen von etwas wegwendet, was das gebildete Gewissen lobt? Ist das nicht Widerspruch, nicht eigentlich nothwendiger, in der Natur beider Anlagen gegründeter Widerspruch? Und muß darum das Gewissen nicht den Schönheitssinn, nicht dieser jenes als eine feindselige Kraft argwöhnisch beobachten?"

Wilhelm wußte keine Antwort, die ihm selbst genügt hätte. Er versank in Nachdenken. Daß des Anselms poetische Tugendregister ihm nicht gefielen, war unläugbar; bei all seiner geschärften sittlichen Strenge konnte er nicht umhin, die genannten Charaktere als langweilig zu erkennen. Aber dagegen fand er doch die vollendete sittliche Reinheit des Cid, des Camillus, des Max Piccolomini und Marquis Posa, Fouqué's Bertha von Lichtenried, Shakspeares Cordelia und Sophokles Antigone und vieler andern, sehr genau gezeichneten Charaktere nicht unpoetisch.

„Eine Lösung muß es geben!" sagte er sich oft. „Sie liegt in diesen gelungenen und doch fleckenlosen Gestalten, liegt im ganzen Sophokles, liegt in der Zusam-

menstellung des Schönen und Guten im Munde des feinfühlenden griechischen Volkes — aber wie sie aussprechen?"

Der siegsgewisse Anselm reizte ihn, so oft sich Gelegenheit fand und erzählte auch dem Hauptmann von ihrem Meinungsunterschied. Coucy war so ganz mit seinen Planen, mit dem Besuch der verschiedenen bergmännischen Anlagen und der Aneignung der nöthigsten Kenntnisse aus eignem Augenschein beschäftigt und hatte selbst in den Abendstunden so manches aufzuzeichnen und so viele Briefe zu schreiben, daß er die Studien und freundschaftlichen Zwistigkeiten der beiden Andern wenig beachtete. Als ihm Anselm davon Nachricht gab und Wilhelm nöthig fand, dessen ironische Darstellung hin und wieder zu berichtigen, sagte

er bloß zu dem letztern: „Sie scheinen mir auf dem rechten Wege. Wenn man in eine Stadt kommt, die von zwei Partheien gespalten ist, so glaubt die eine gewöhnlich schon darum ein Mitglied an uns gefunden zu haben, weil wir uns der andern nicht anschließen. Da Sie die kraft- und markloſe Misere göthischer Helden von sich wiesen, hätte man befürchten können, daß Sie der faden Unbedeutenheit der Compendientugenden in Gestaltung sich annehmen möchten. Mit Recht transportiren Sie diese wie jene über die poetischen Gränzen. Die Poesie ist nicht dazu da, um den Donner des Gewissens zur Verstärkung mit der Flöte zu begleiten und das Moralcompendium ist kein Maß für die Phantasie des Dichters." — Nach diesen Aeußerungen zog er sich von dem weiteren Streite zurück

und wünschte nur die letzten Resultate desselben kennen zu lernen.

Anselm empfand einigen Verdruß darüber, daß der Hauptmann ihm nicht völligen Beifall gegeben und vielmehr, wie ihm schien, die ästhetische Mißbilligung der sittlichen Billigung gegenüber in Schutz genommen hatte. Als er sich mit Meistern wieder allein befand, nahm er aus seinem Bücherbrette einen Band, schlug ihn vor seinem Gegner auf und sagte mit Gewicht: „Kant! den Namen werden Sie doch ehren."

„Wenn man auch in der neuesten Zeit die kantische Philosophie aufgegeben zu haben scheint," fuhr er erläuternd fort, „so werden doch die Verdienste des großen Man-

nes um die genauere Bestimmung des reinen Sittengesetzes zu allen Zeiten anerkannt werden müssen. Ihr Freund urtheilt über die Moralcompendien auf eine Art, daß es wohl der Mühe werth ist, Ihnen einige Achtung vor denselben einzuflößen. Die älteren Bücher darüber gebe ich auf. Aber eben seit Kant hat die Behandlung der Moral einen andern und bessern Geist bekommen und meines Wissens hat es noch Niemand gewagt, so mißbilligend, ja herabwürdigend darüber zu urtheilen."

„Lassen Sie den Kant ruhen," bat Wilhelm; „er ist uns beim Sophokles gewiß ungenießbar. Es war Coucy's Absicht wohl sicher nicht, die Moral und ihre Bearbeiter zu kränken. Er hat nur ihre entscheidende Autorität in dem eigenthümlichen

Felde der Poesie verneinen wollen." — „Gut," erwiederte Anselm; „hören Sie nur. Das allgemeine und höchste Sittengesetz, das, was Sie das innere, mit fester Treue befolgte Gesetz nannten oder nennen sollten, spricht Kant auf dreifach verschiedene, im Wesentlichen aber übereintreffende Weise aus. Nehmen wir nur eine."

Er las mit langsamer, nachdrücklicher Aussprache: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann."

„Nun?" sagte er, da Wilhelm schwieg. „Denken Sie sich dieses Gesetz als allgemein befolgt: kann es einen, nicht bloß glücklichern, kann es einen edlern Zustand

der ganzen Menschheit geben? Ist derjenige, welcher die höchste Anfoderung mit treuem Fleiße an sich zu erfüllen bemüht ist, ist er der Geringschätzung aus irgend einem Grunde werth? Und wenn Sie dennoch zugeben müssen, daß das ästhetische Gefühl solche Personen in allen Darstellungen verschmäht, ist es nicht als etwas dem ewigen Sittengesetze und dem Glück der Menschheit Gefährliches zu erkennen und zu verdammen?"

„Nie und nimmermehr!" zürnte Wilhelm dagegen. „Ihrem Kant und allen seinen Anhängern zum Trotz nimmermehr! Mag das alltägliche Maß des bewunderten Philosophen dem Hausbedarf des Lebens gerecht seyn; wer weiter nichts gethan hat und zu thun weiß, als was er zu thun

schuldig ist, was in gleichen Verhältnissen alle, auch die Schwächsten thun sollen und thun können, der ist für die Poesie immer nur noch ein unnützer Knecht. Personen, wie man sie leicht in jeder kleinen Stadt zusammen bringt, wenn man nur etwas Pedanterie und Sentenzenkram zumischt, die sind der Adel am Königshofe des Schönen wahrlich nicht! Aber nicht etwa, weil die Kunst ihre Sittenreinheit haßte. Nein, gerade seit Sie mit Ihrem Kant hervortraten, erkenne ich es klar: das Maß der Kunst ist ein größeres, es ist das kolossale. Da wo der Cid nicht etwa bloß die Pflichten des Unterthanen gegen die Obrigkeit an einem Exempel uns schulgerecht, mit allen Cautelen, der Reihe nach vormacht, sondern weit über alle Anfoderungen des Kant hinausgeht, da stellt er sich auf den Boden

der Poesie und spricht, alle Moralisten herausfodernd, sein: Jo so Ruy Diaz el Cid Campeador! Und wer wagt es, hervorzutreten und ihm über Ihren kantischen Grundsatz Vorlesungen zu halten? Wer legt nicht den Compendienmaßstab weg, um die untadeliche Vortrefflichkeit zu bewundern, die freilich nicht als Kopfgeld auf jeden Hausmann gelegt werden kann? Oder wo fehlt in irgend einer Brust das Gefühl für Camills und Epaminondas Edelmuth, für Toggenburgs Liebe, für Cordeliens kindliche Aufopferung, und wem kommt es doch bei, diese Größe zum Rekrutenmaße für alle Welt gebrauchen zu wollen? Das ist poetische Tugend, wenn man ja das vielleicht unpassende Wort gebrauchen will. Eben aber, weil sie nicht als allgemeine Uniform taugt, eben darum ist auch die be-

liebte Uniform, die sogenannte moralische Manier nichts nütze für die Poesie, für die ernste Kunst zu klein, für die komische zu gut, sind die darnach gemodelten Figuren überall in ihr nicht an ihrem Platze."

Wenn es noch zweifelhaft ist, was man oft wiederholt hat, daß der Mensch keine Macht wider die deutlich ausgesprochene Wahrheit habe, so konnte man diese wenigstens von Anselmus auf's bestimmteste behaupten. So wie es keine Wahrheit auf einem noch so entlegenen Felde des Wissens gab, deren Entdeckung ihn nicht gereizt hätte: so konnte auch keine Rücksicht auf eigene frühere Beschäftigungen, auf Vorurtheile seiner nächsten Umgebungen, kein Eigensinn des Streites, keine Furcht vor dem Scheine des Wankelmuths ihn

jemals abhalten, der neu gewonnenen Ueberzeugung augenblicklich zu folgen. Das bewährte er auch jetzt. Ohne durch seines Gastes lebhaften Widerspruch sich im mindesten gereizt zu zeigen, ging er nach einigen Erörterungen ganz zu seiner Meinung über. Und sogleich verwendete er sein Nachdenken, um dieselbe näher zu bestimmen, mit einer solchen Theilnahme, daß verschiedene seiner Sätze hier wohl eine Erwähnung verdienen möchten.

Es giebt ein für Alle passendes Maß sittlicher Leistungen, das nicht entbehrt werden kann, weil es eben das allgemeine ist, hinter welchem Niemand zurückbleiben sollte. Ihm zu genügen muß das Pflichtgefühl treiben; denn es ist Foderung. Und darin, daß Keiner ihm in allen Punkten genügt,

begründet sich die Behauptung der allgemeinen menschlichen Schuld.

Aber wenn jeder Mensch auch in Einzelheiten der allgemeinen Anfoderung nicht gleich kommt, so kann er doch ebenfalls in einzelnen Kräften ganz unzweifelhaft über jenes Maß hinausgehen. Der Gelehrte bildet sein Gedächtniß, der Denker seinen Verstand, der Musiker sein Taktgefühl höher, als es allgemeines Gesetz werden kann. Und wie im Erkennen, so giebt es auch in den verschiedenen Richtungen des Wollens eine Größe der Vaterlandsliebe, der Entsagung, der Freundschaft, des Muthes, der Aufopferung, die wirklich mehr leistet, als allgemeine Schuldigkeit, zu der nicht das Pflichtgefühl, sondern die Begeisterung Trieb und Kraft gab.

Diese das Gewöhnliche überragende Größe verdient eben darum jenen Lohn, welcher der gewöhnlichen Leistung des Schuldigen nicht gebührt. Und sie findet ihn in der freien Anerkennung der Kunst. Das Pflichtgefühl ist unfrei; denn es steht immer unter dem Gesetze und vermag sich nicht zur Begeisterung zu erheben. Diese aber ist frei, und wenn sie gleich ein Gesetz anerkennt, so ist es doch ein inneres, selbst erzeugtes, das Niemand berechtigt ist, für sie zum äußeren Gebote zu machen. Wer kann Winkelrieds Begeisterung mit der weit hinter ihr zurückbleibenden Pflicht verwechseln? Es war freier Wille, der über diese hinausging, und weil die Moralisten erstaunend schweigen, soll die Kunst sprechen: „Es ist schön!" — „So wäre uns also das Räthsel gelöset," sagte Wilhelm, „wie

in der poetischen Darstellung die gewöhnliche Tugend langweilt, ohne daß der reine Kunstsinn dadurch in den Verdacht eines Widerstreits gegen die sittliche Billigung fallen könnte. Vielmehr erscheint die Kunst als eine Gränznachbarin der Moral, die für jedes Volk national werden muß, wenn dasselbe nicht bloß im Frohndienste äußerer Gebote gehen, sondern über der gleichköpfichten Menge eine Schaar würdiger Repräsentanten sehen will, die, von innerer Begeisterung groß gezogen, sich kolossal vor das Urtheil der Nachwelt stellen."

Sie kehrten nun, vollkommen einverstanden, zu ihrem Sophokles zurück. Wilhelm ahnte zwar, daß ihm der Unterschied beider Maße, mit welchen das Gewissen und das ästhetische Gefühl messen, noch nicht deut-

lich geworden sey. Aber er war für jetzt zufrieden, die Unabhängigkeit der Kunst erkannt zu haben und betrachtete es als eine wichtige Lehre, die er sich tief einprägte, daß die Poesie der Moral weder entgegen arbeiten, noch sich unterordnen müsse. Zwischen beiden Irrthümern, glaubte er, habe der ächte Dichter, wie Orpheus durch die Symplegaden und Odysseus zwischen der Scylla und Charybdis in der gefahrlosen Mitte seine Bahn zu nehmen, und die beiden geliebten Tragiker erschienen ihm als das Zwillingsgestirn, das auch hier ihn am sichersten leiten werde.

Nachstehende Werke sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Geschichte der Urwelt.

In Umrissen

entworfen

von

J. F. Krüger,
Landbaumeister und Domaineninspector.

Erster Theil.

Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt:

Einleitung.
Geschichte der Urwelt. Erster Theil. Der Erdkörper.
Erstes Hauptstück. Der Weltenraum.

Erste Abtheilung. Das Leben im Allgemeinen.

Zweite Abtheilung. Das Leben im großen Weltenraum.

Dritte Abtheilung. Die Weltkörper.

A. Sonnenkörper.

B. Planetenkörper.

C. Kometenkörper.

Zweites Hauptstück. Der Erdkörper.

Erste Abtheilung. Muthmaßungen über das Entstehen des Erdkörpers.

I. Die Erde und die übrigen Weltkörper sind aus Urstoffen gebildet worden.

A. Die Urstoffe sind von einer ewigen Urkraft erschaffen.

(Lehren 1. der Hindu. 2. des Zendvolks. 3. der Aegypter. 4. der Phönizier. 5. der Juden. 6. der Griechen — Orpheus.)

B. Die Urstoffe sind gleichfalls ewig, wie die göttliche Urkraft, und wurden von ihr nur geordnet.

(7. Pythagoras. 8. Ekphantes. 9. Xenophanes. 10. Parmenides. 11. Anaxagoras. 12. Pherekydes. 13. Plato. 14. Aristoteles. 15. Zeno.)

C. Die Urstoffe ordnen sich selbst nach Naturgesetzen.

a. Entstehen der Erde aus dem Chaos.

(16. Phönizier. 17. Anaximander. 18. Strato. 19. Leucipp. 20. Democrit. 21. Epikur. 22. de Cartes.)

b. Entstehen der Erde aus dem Wasser.

(23. Buddhaisten. 24. Aegypter. 25. Thales. 26. Berosus. 27. Burnett. 28. v. Gleichen. 29. Krüger. 30. Silberschlag. 31. de Luc.)

c. Entstehen der Erde aus der Luft.

(33. Anaximenes. 34. Archelaus. 35. Franklin. 36. le Grange. 37. v. Leonhard. 38. Laplace.)

d. Entstehen der Erde aus Feuer.

(39. Heraclid. 40. Breislak.)

e. Entstehen der Erde aus Licht und Aether.

(41. Herschel. 42. v. Strombeck. 43. Oken.)

II. Die Erde war früher kein Planet, sondern ein anderer Weltkörper.

A. Sie ist aus jungen Weltkörpern zusammengesetzt.

(44. ein Ungenannter.)

B. Die Erde war eine Sonne.

(45. v. Leibnitz. 46. de Maillet. 47. v. Büffon.)

C. Die Erde war ein Komet.

(48. Whiston. 49. Smithson — Tennant. 50. v. Gruithuisen.)

III. Die Erde hat einen geringen Anfang gehabt und sich selbst ausgebildet.

Zweite Abtheilung. Verschiedene Annahmen über die innere Beschaffenheit des Erdkörpers.

I. Ist das innere des Erdkörpers hohl oder dicht?

(1. v. Buffon. 2. Franklin. 3. Laplace. 4. Voigt. 5. Clairant. 6. Cleves. — Symmes. 7. Cormonts. 8. Chladni und Frauenhofer. 9. Halley. 10. Steinhäuser.)

II. Die Eigenschwere des Erdkörpers.

III. Sind organische Geschöpfe im Innern des Erdkörpers vorhanden?

Dritte Abtheilung. Langsames Ausbilden des Erdkörpers durch eigenthümliche planetarische Kräfte.

I. Stoffe des großen Weltenraums.

1. Elektrisch-galvanischer Stoff.

2. Licht.

II. Unwägbare Stoffe des Erdkörpers.

A. Ursprünglich einfache Stoffe. (Wärmestoff — Magnetischer Stoff.

B. Später entstandene Urstoffe. — (Sauerstoff — Wasserstoff — Kohlenstoff u. s. w.)

Drittes Hauptstück. Die Erdrinde.

Erste Abtheilung. Verschiedenartige Massen, aus denen die Erdrinde zusammengesetzt ist.

Zweite Abtheilung. Muthmaßungen über die allmählige Ausbildung der Erdrinde.

I. Durch unterirdisches Feuer.

(1. Roy. 2. Hooke. 3. More. 4. Hutton.)

II. Durch Wasser.

(5. Woodward. 6. de la Metherie. 7. v. Humboldt. 8. Kirwan. 9. v. Linné. 10. Werner. 11. Scheuchzer. 12. Pluche. 13. Halley — Klügel.)

III. Durch aufgestürzte Weltmassen.

(14. Gelpke.)

IV. Durch komische und planetarische Kräfte.

Dritte Abtheilung. Zeitfolge der Erdrindenbildung in großen Zeitabschnitten.

Erster Zeitraum. Zeit der Urgebirge — Planetarisches Leben.

I. Urfelsarten mit drei Bestandtheilen.

(1. Gneis und Granit. 2. Glimmerschiefer. 3. Steatit. 4. Sienit.)

II. Urfelsarten mit weniger als drei Bestandtheilen.

(A. Quarzreihe. 5. Quarzfels. 6. Urkieselschiefer. B. Glimmerreihe. 7. Urthonschiefer. 8. Urthonporphyr. C. Feldspathreihe. 9. Weißstein. 10. Urtrapp. 11. Serpentin. 12. Urkalk und Urgyps.)

Zweiter Zeitraum. Die Flötzzeit — Organisches Leben.

Erster Zeitabschnitt. Uebergangs-Gebirgs- oder Grauwacken-Bildung.

I. Gebirgsarten, ähnlich den Urgebirgen.

II. Wirkliche Flötzgebirgsarten.

(A. Kalkreihe. 1. Ueberg.-Kalk. 2. Ueberg.-Gyps. B. Kieselreihe. 3. Grauwacke. C. Thonreihe. 4. Ueberg.-Thonschiefer. 5. Thoneisenstein.

Zweiter Zeitabschnitt. Alter Kalk- und Sandstein.

I. Alpenkalk und rother Sandstein.
(A. Kalkreihe. 1. Alpenkalk. 2. Aelterer Gyps. B. Kieselreihe. 3. Alter Sandstein. 4. Alter Kohlensandstein. 5. Flötzporphyr. C. Thonreihe. 6. Aeltere Steinkohle. 7. Schieferthon.)

II. Jurakalk — und bunter Sandstein.
(A. Kalkreihe. 1. Jurakalk. 2. Rogenstein. 3. Schlottengyps und Steinsalz. B. Kieselreihe. 4. Bunter Sandstein. C. Thonreihe. 5. Jura-Steinkohle. 6. Gefärbte Thonlager. 7. Mergelschiefer. 8. Rigi-Conglomerat.

Dritter Zeitabschnitt. Muschelkalk- und Quadersandstein.
(A. Kalkreihe. 1. Muschelkalk. 2. Kreide. 3. Neuerer Flötzgyps. B. Kieselreihe. 4. Quadersandstein. 5. Neuer Kohlensandstein. C. Thonreihe. 6. Reiner Thon. 7. Thonmergel. 8. Stinkschiefermergel. 9. Jüngerer Schieferthon. 10. Neuere Steinkohle.)

Vierter Zeitabschnitt. Jüngste Flötzgebirge.
(A. Kalkreihe. 1. Kalktuff. 2. Kalkmergel. 3. Reiner Kalk. 4. Neuester Flötzgyps. 5. Süßwasserkalk. B. Kieselreihe. 6. Pläner Sandstein. C. Thonreihe. 7. Töpferthon. 8. Thonmergel. 9. Braunkohle. 10. Torf.)

Dritter Zeitraum. Aufgeschwemmtes Land Geistiges Leben.
(A. Kalkreihe. 1. Kalktuff und Tropfstein. B. Kieselreihe. 2. Sand. C. Thonreihe. 3. Lehm. 4. Neueste Braunkohle. 5. Jüngster Torf.

Erster Zeitabschnitt. Zeit der Ruhe.

Zweiter Zeitabschnitt. Fluthenzeit.

Dritter Zeitabschnitt. Jetziges Festland.

Gott,

Unsterblichkeit, Wiedersehen.

Ein

Trost- und Andachtsbüchlein

für

Gebildete aus allen Ständen.

Enthaltend

eine heilige Blumenlese

aus den Werken

von

Klopstock, Wieland, Kleist, Tiedge, Voß, Seume, Kosegarten, Niemeyer, Heilmann u. a. m.

Dritte Auflage.

Preis: 1 Thaler.

Taschenbuch

für

trauernde und zagende Erdenwaller

oder

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Gesänge

von

Harms, Klopstock, Stolberg, Göthe, Schiller, Schreiber, Niemeyer, Jacobi u. a. m.

Preis: 1 Thaler.

Beim Verleger dieses sind auch folgende neue Romane erschienen und um beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Giftmischerin, die, oder die Geheimnisse des Grabes. Vom Verfasser des Romans: Ritter Golo der Grausame. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Hildebrandt, C., Fodor und Athanasia, oder die Schreckensnächte in den Qualgefängnissen der sieben Thürme zu Constantinopel. Ein Schaudergemälde aus dem gegenwärtigen Freiheitskriege der Griechen. Roman in 4 Theilen. 8. 4 Thlr.

Derselbe, die Geister der Schauerhöhle, oder das Wunderblümchen. 8. 1 Thlr.

Jacob Schwänzlein und die Seinen. Ein komischer Roman vom Verfasser der Mitternachtsglocke u. des Zweikampfs. 8.

Löwenburg, die, oder die Wunder des Heiligenbildes. Vom Verfasser des Benno von Rabeneck. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Meisters, Wilhelm, Tagebuch, als erste Beilage zu den Wanderjahren. 8. 1 Thlr. 4. Gr.

Desselben Wanderjahre, zweite Beilage; enthält: Gedanken einer frommen Gräfin. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Müller, H., die Gewalt der ersten Liebe. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Derselbe, Hermann von der Heideburg oder der Eremit in der Waldklause. 8. 20 Gr.

Müller, H., Teufeleien in und außer dem Ehestande. Roman in 2 Theilen. 8.
1 Thlr. 20 Gr.

Novellenschatz des deutschen Volkes. Mit einem Vorwort vom Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren. Mit Ludwig Tiecks Bildniß. 8.
1 Thlr. 12 Gr.

Schulze, Ernst, die Tochter des Oceans. Roman. 8. 1 Thlr.

T7 VERIFIED P97
3
1stkuchen.
jahre.
ilhelm Meisters wander-

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13334794
0113334794
BUTLER STACKS